

Zu 66010

CARLOS DE GAGERN

Reisen

in den

Vereinigten Staaten, Canada

und

Mexico.

Zweiter Band.







v. Müller ad nat. pinx.t F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

Der Krater des Popocatepetl

Reisen

in den

Vereinigten Staaten, Canada

und

Mexico

von

Baron J. W. von Müller,

Dr. phil., der kaiserl. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, der königl. Geographischen Gesellschaft zu London, der kaiserl. Zoologischen Gesellschaft und der Asiatischen Gesellschaft zu Paris ꝛc. Mitglied, Comthur und Ritter ꝛc.

In drei Bänden.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Zweiter Band.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ausdrücklich vor.

RBR
Jantz
#333
v.2

Inhalt des zweiten Bandes.

Erste Abtheilung.

Die Hauptstadt Mexico und ihre Umgebung.

Zweite Abtheilung.

Reise nach Cuernavaca, Cacahuamilpa und Tasco.

Dritte Abtheilung.

Der Popocatepetl und Reise nach Tehuantepec.

Vierte Abtheilung.

Die Verbindung zwischen dem Stillen Ocean und dem Atlantischen Ocean. Rückreise.

Anhang.

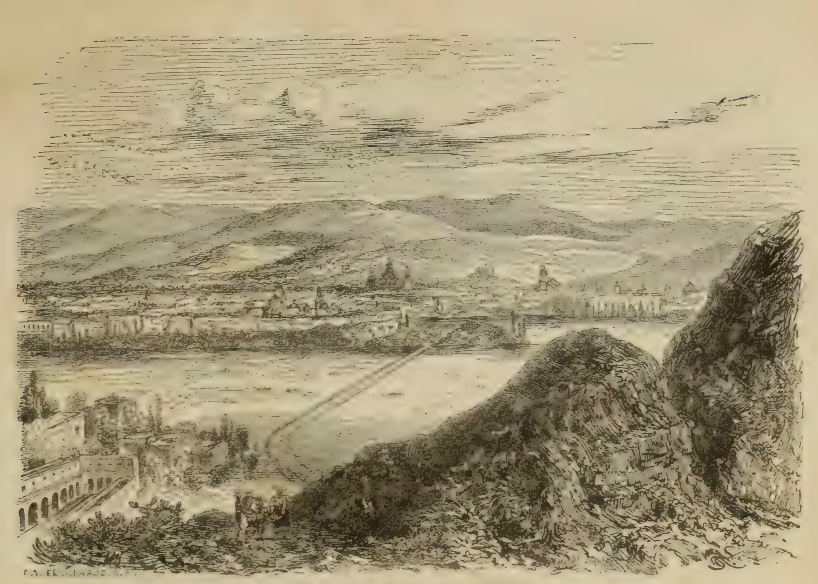
Verzeichniß der Abbildungen.



Erste Abtheilung.

Die Hauptstadt Mexico und ihre Umgebung.





Mexico vom Peñon de los Baños

I.

Die Hauptstadt.

Blick ins Thal von Mexico. Hotel Iturbide. Die Plaza-Mayor. Das Kloster San-Francisco und seine Mysterien. Die Alameda. Weibliche Bevölkerung. Die Aguadores.

Wie ich am Schlusse des vorigen Kapitels bereits erzählte, begleitete das schlechteste Wetter meine Ankunft auf der mexicanischen Hochebene, und hinderte mich beim Hinabsteigen von den Höhen, welche das Thal von Mexico umgeben, auf das zu meinen Füßen sich aufrollende Gemälde meine Blicke zu werfen; es war dies um so unangenehmer, als von allen, welche ich darüber gehört hatte, dieser Anblick als reizend, ja fast einzig in der Welt geschildert worden war. Da mir jedoch während meines längern Aufenthalts im Thal von Mexico noch häufig die Gelegenheit ward, mich an diesem herrlichen Bilde zu weiden, so halte ich es für unbillig,

meine Leser unter meinem persönlichen Misgeschick leiden zu lassen und nicht gleich hier mit einigen Worten des großartigen Eindrucks zu gedenken, welchen der erste Anblick dieser Metropole hervorbringt.

Man denke sich eine 9 Meilen lange und 6 Meilen breite Ebene, rings umgeben von mehr oder minder hohen Bergen, deren einige ihre schneebedeckten Gipfel als funkelnde Zinnen hoch in die Wolken emporheben, alle aber auf dem blauen Aether sich abzeichnen.

Von welcher Seite man auch der Hauptstadt sich nähert, immer muß man von einer der sie umgebenden Höhen niedersteigen, und sieht schon aus weiter Ferne die imposante Stadt glänzend und strahlend inmitten der sie umgebenden Seen.

In einer Epoche, welche der historischen Zeit noch nicht angehört, bedeckte ein großer See das vor uns liegende Becken. Er ist verschwunden, aber nicht ohne an den tiefsten Stellen der Thalsohle kleinere Bassins zurückzulassen, in welche die von den Abhängen hinabrauschenden Bergwasser sich ergießen.

Zur Zeit der Gründung des alten Tenochtitlans, und während der dreihundert Jahre, welche der Eroberung, Zerstörung und dem Wiederaufbau durch Cortez und die Conquistadoren vorhergingen, bot die Landschaft freilich ein in vieler Hinsicht noch schöneres Bild als heute; denn damals bedeckten dichte Waldungen die Höhen, üppige Baumpflanzungen und Fluren, mit den Kindern einer tropischen Vegetation geschmückt, ausgedehnte kaiserliche Parks und kunstvolle Gärten zogen sich hinab bis an die Ufer der Seen, auf welchen zahllose indische Gondeln sich kreuzten, und inmitten all dieser Herrlichkeit erhob sich die Residenz des pracht-, glanz- und luxusliebenden Herrschers von Anahuac. Da erschienen die grausamen, golddurstigen Gefährten des Cortez und Grigalva, und in ihrem Gefolge die Zeloten einer Lehre, welche Nächstenliebe als eine der ersten Tugenden predigt, aber — blutige Bürgerkriege, blutige Metzeleien, Zerstörung und Verödung waren die Saat. War es unverantwortliche Sorglosigkeit der spätern Colonisten, welche alles Holz der Wälder und Fluren zu Bau- und Brennmaterial verwandten, ohne an die Nachpflanzung zu denken, oder war es, wie manche behaupten, das Streben der Spanier, diese Gefilde

durch Ausrottung alles Baumwuchses den kahlen Hochebenen ihres Vaterlandes ähnlich zu machen, ich weiß es nicht; aber bis auf den heutigen Tag ist die Umgebung Mexicos, mit Ausnahme einiger weniger Punkte, nackt, öde und sonnverbrannt, und wenn trotz alledem der Anblick, welchen Hauptstadt und Thal dem Ankömmling auf der Hochebene bietet, ein überraschender und großartiger ist, so spielt die Vegetation im ganzen doch nur eine untergeordnete Rolle. Der Effect des Bildes beruht in dem Contrast der vielen und stolzen, von imposanten Thürmen und Kuppeln überragten Gebäuden der Stadt, zu dem unerwarteten Anblick der Lagunen und den theilweise mit Schnee bedeckten Vulkanen. Unter der Grenze des ewigen Schnees zieht sich eine Nadelholzvegetation hin, welche den Uebergang zu den grasarmen Steppen des Thals bildet; durch die grünen Ufer der Seen und einzelne Palmen verschmilzt das Ganze zu einem Bilde, in welchem die Metropole den glänzenden Mittelpunkt bildet, einem Juwel gleich, von Einfassungen verschiedener Farbe und verschiedenen Werths umgeben.

Erst bei der Annäherung nehmen die unbestimmten Formen dieses Bildes deutliches Gepräge an, und unser Blick unterscheidet dessen Details; aber eben sie fesseln auch beim ersten Anblick unsere Sinne so vollständig, daß sie einen Totaleindruck nicht mehr zulassen. In rascher Folge wechselt Wasser und Land; kleinere Dörfer, Villen und Gärten eilen an uns vorüber; die Straße belebt und füllt sich mit Gestalten zu Roß, zu Wagen, zu Fuß; beladene Maulthierzüge und lange Reihen lasttragender Indianer kreuzen unsern Weg, bis wir, satt des Sehens und Hörens, endlich unsere Wohnung erreichen.

In Mexico ist man sehr matinal. Kaum ausgeruht von den gräßlichen Stößen und Püffen des vorigen, in der Diligencia zugebrachten Tages, hatte ich eben eine nothdürftige Toilette beendigt, als es 8 Uhr schlug und mein Diener mir auch schon die Karten zweier Herrn überbrachte, welche mir ihren Besuch zu machen wünschten. Es waren die Herren Dr. Schädtler*) und Señor Busta-

*) Dr. Schädtler, im Jahr 1858 von der mexicanischen Regierung einer Gesandtschaft nach Deutschland als Attaché beigegeben, wurde, wie so viele

mante.*) Den erstern kannte ich als einen liebenswürdigen und sehr intelligenten Mann, der in Mexico seit dreißig Jahren heimisch war und die Stadt und ihre Bewohner gründlich studirt hatte, und man kann sich denken, welch angenehmen Cicerone ich mir in ihm versprach. Ebenso konnte mir die Bekanntschaft des letztern nur höchst willkommen sein, und mit Freuden nahm ich, meine officiellen Besuche wie die Abgabe meiner Empfehlungsbriefe auf später verschiebend, ihren Vorschlag an, einen vorläufigen Streifzug durch die Stadt in ihrer Gesellschaft anzutreten.

Noch ehe wir die Straße betraten, fesselte die reiche Ausstattung der innern Räume des Hotels, das ich seit gestern bewohnte, und seine selbst für einen Gasthof ersten Ranges zu palastähnlichen Verhältnisse meine Aufmerksamkeit. Drei geräumige Höfe, mit Säulen umgeben, welche die zierlichen Bogen der Abenceragen tragen; die obern Stockwerke mit Balconen geziert und Galerien mit durchbrochenen, künstlichen Balustraden, auf welche sich sämmtliche Zimmer öffnen; der reiche architektonische Schmuck der innern Höfe; die in einem gemischten, aber edeln Stil gehaltene, mit Bildhauerarbeit fast überladene Façade: alles dies schien zu beweisen, daß der ur-

---

andere, in den Dienst der Republik getretene Männer, ein Opfer der schlechten Finanzverwaltung. Als nämlich die Gesandtschaft kaum in Deutschland angekommen war, löste sie sich auch gleich wieder auf, weil die Regierung ihres durch Parteigeist zerrissenen Vaterlandes wieder einmal gewechselt hatte. Die Mitglieder der neucreirten Ambassade, deren Zweck es sein sollte, den Handelsproducten Mexicos einen Markt und seinen reichen, aber unbebauten Fluren fleißige Hände zu verschaffen, wurden so im Stiche gelassen, daß jedes derselben sein ganzes Finanztalent aufbieten mußte, sich selbst die nöthigen Geldmittel zu verschaffen. Was Schädtler anbetraf, der, im ganzen genommen, ein genialer und herzensguter Mensch, aber ein sehr sorgloser Haushalter war, so mußten seine reichen hamburger Landsleute sich ins Mittel schlagen. Als er nach Vera-Cruz zurückkam, hatte sich seine politische Partei des Ruders bemächtigt, und schon glaubte er, nach jahrelangem Warten sich der Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft erfreuen zu dürfen, als der Unglückliche, dessen Constitution dem Klima so lange siegreich widerstanden hatte, dem mörderischen Vomito erlag.

*) Señor Don Pio Bustamante, ein junger Mexicaner, der sich eifrig mit dem Studium der Naturwissenschaft beschäftigte und damals am Colegio de la Mineria einen Lehrstuhl bekleidete, ist der Sohn des berühmten Bustamante, dessen Humboldt als eines Freundes manchmal Erwähnung thut.

sprüngliche Zweck nicht die Unterbringung und Beherbergung schlichter Reisender gewesen sein könne. Meine Vermuthung wurde durch Bustamante bestätigt, und ihm verdanke ich die Kenntniß des Umstandes, der diesem Gebäude so großartige Proportionen gab.

Zur Zeit der spanischen Herrschaft hatte ein reicher Mann, dessen Name mir wieder entfallen ist, den größten Theil seines Vermögens gewissen Seitenverwandten mit der Bedingung zugewiesen, einem von ihm weniger bedachten Neffen gestatten zu müssen, sich nach eigenem Gutdünken, aber auf Kosten der Masse, ein Haus zu bauen und die ganzen Einkünfte der Hinterlassenschaft so lange auf den Bau zu verwenden, bis dasselbe fertig sei. Wenigstens gestattete der etwas unbestimmte Wortlaut des Testaments diese Deutung, und der Neffe sparte natürlich keine Zeit und Kosten, und baute einen solchen Palast, daß er in der Folge am würdigsten befunden wurde, die Privatwohnung des neuerwählten Kaisers Iturbide zu bilden, der denn auch wirklich hier während der kurzen, aber glänzenden Zeit seiner Herrschaft Hof hielt.

Aus der Calle de los Plateros, in welcher das Hotel Iturbide liegt, einer der schönsten und belebtesten Straßen Mexicos, führte mich Bustamante, der augenscheinlich bemüht war, mir seine Vaterstadt von der günstigsten Seite zu zeigen, zuerst nach der Plaza=Mayor. Da ich mit diesem großen Platze durch Beschreibungen und Ansichten bereits vertraut war, konnte er mich nicht überraschen; dennoch verfehlte er nicht, den Eindruck des Großartigen auf mich zu machen durch seine imposanten Verhältnisse, die prachtvolle Kathedrale, den, wenn auch in seiner Bauart einfachen, aber schon von Cortez erbauten, historisch merkwürdigen Regierungspalast, die reichen Portales und vor allem durch das eigenthümliche Volksgetriebe, das ihn belebt. Eben hatte die Messe geendet und aus dem weitgeöffneten Portal des Domes ergoß sich eine bunte und dichtgedrängte Menschenmenge, die sich rasch in zahlreiche, den Platz anfüllende Gruppen auflöste, um in eifrigem Gespräch der mexicanischen Urbanität Rechnung zu tragen. Hier gab ein feister, weißgekleideter Mönch mit ungeheuerm, auf beiden Seiten aufgekrämpten Hut einem elegant gekleideten Herrn und

seiner Dame Audienz, und die tiefe Verehrung, mit welcher beide den Worten des Padre lauschten, bildete ein Seitenstück zu der schelmischen Naivität, mit der zwei hübsche Mädchen aus dem Mittelstande den lebhaften, ja galanten Gesticulationen eines stattlichen Weltgeistlichen folgten. Dort bildete die unerlaßliche Cigarre den Anknüpfungspunkt zwischen einem feingeschniegelten Dandy und einem stämmigen Hacendado im reichen mexicanischen Reisecostüm, der gekommen war, Frau und Kindern die Wunder der Hauptstadt zu zeigen. Zerlumpte Leperos und gutmüthige, melancholisch dreinschauende Indianer, mit ihren duldenden Frauen, umwandeln die Gruppen, die einen die Interessen des Gemüsemarkts verhandelnd, die andern einen Quartillo erbettelnd, oder ein junges Paar, das zur Trauung geht, beglückwünschend. Züge beladener Maulthiere debouchiren aus den einmündenden Straßen mit ihren Arrieros, und kühn aussehende Rancheros jagen auf ihren reichaufgeschirrten Pferden über den Platz. Da erschallen aus einer nahen Straße die lustigen, flotten Weisen einer rauschenden Militärmusik. Schon erwartete ich den Aufzug einer glänzenden Wachparade, als mich die Veränderung der Scene aufs höchste überraschte: die Reiter steigen von den Pferden, demüthig zieht ein jeder den Hut, und im Augenblick ist der ganze Platz mit Knienden bedeckt. Ehe ich noch die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung begriff, sah ich mich von Bustamante ebenfalls zur Erde gezogen, während Schädtler verstohlen und mit maliciösem Lächeln meine Blicke nach einer Straße hinlenkte, aus welcher eben eine ungeheuere, vierspännige und reichvergoldete Carrosse hervorbrach.

Ein Divisionsgeneral in voller Uniform thronte auf dem Kutschbock als Rosselenker, und zwei elegant gekleidete Herren, die Brust mit Ordenssternen geschmückt, nahmen hintenauf die Stelle der Lakaien ein. Es war das Corpus Dei, welches den Vornehmen in Mexico auf diese Weise zugeführt wird, und die höchstgestellten Bürger drängen sich bei dieser Gelegenheit zu der Ehre, die Rolle des Kutschers oder der Lakaien spielen zu dürfen.*)

---

*) Am 23. März 1758 bildete sich lediglich zu diesem Zweck eine Gesell-

Während der tiefsten Andacht aller Gläubigen stocken die Klänge der durch Trommeln und Becken gehobenen Janitscharenmusik keinen Augenblick, und erst wenn der ganze Zug vorüber und von der Musik nichts mehr zu hören ist, erhebt sich alles, um die unterbrochene Conversation gemüthlich fortzusetzen.

Meine beiden Begleiter führten mich darauf noch durch mehrere der bedeutendsten Straßen, wie die Calle de San-Andres, de San-Francisco, de Tacuba, del Aguila u. a., worauf ich in mein Hotel zurückkehrte, um ohne längern Aufschub sowol den Ministern, an welche ich empfohlen war, meinen Besuch, als dem Präsidenten der Republik, Señor Don Ignacio Comonfort, meine Aufwartung zu machen.

Der erste flüchtige Eindruck, den ich von Mexico gewonnen hatte, war ein recht angenehmer, wenn auch weit entfernt, jenes enthusiastische Entzücken hervorzurufen, mit dem andere Reisende von der unvergleichlichen Pracht der Hauptstadt sprechen. Es ist wahr, ihre Straßen sind außergewöhnlich breit, gerade, ziemlich gut gepflastert und meist mit bequemen Trottoirs versehen; die Häuser, mit Ausnahme einiger meist öffentlicher Gebäude, in mauro-hispanischem Stil erbaut; die Läden und Schaufenster häufig reich ausgestattet, wenn auch jener Luxus, jene Pracht und Eleganz, woran man in Europas und Amerikas Hauptstädten gewöhnt ist, nicht gefunden wird. Dennoch schien mir der Verkehr für eine Stadt von 200000 Einwohnern, die der Mittelpunkt der Verwaltung eines Reichs ist, welches viermal die Größe Frankreichs hat, nicht lebhaft genug, und der Grund davon mag einerseits in der unverhältnißmäßigen Ausdehnung der Stadt, andererseits in dem Umstande liegen, daß die meisten Häuser nur zwei Stockwerke haben und von einer einzigen Familie bewohnt werden. Außerdem tragen die Vorstädte nicht dazu bei, die Schönheit der Stadt zu erhöhen, denn in diesen letztern stimmen die langen, aber ungepflasterten, mit Staub und Koth bedeckten Straßen und die hüttenartigen,

---

schaft, Cofradia de los cocheros de nuestro amo genannt, welche am genannten Tage, einem Gründonnerstag, zum ersten mal ihre Functionen in Ausübung brachte.

von der ärmern Volksklasse bewohnten Gebäude die Bewunderung des Reisenden bedeutend herab.

Mein erster Besuch galt dem Minister des Innern, Señor Siliceo. Er empfing mich mit der zuvorkommensten Artigkeit und einer so vollendeten Formgewandtheit, daß ich für meine Erfahrung, nach welcher ich die Mestizen für die zur Abwickelung schwieriger Aufgaben fähigsten Tropenbewohner halte, eine neue Bestätigung fand. Er ist ein schöner Mann, und obwol er als Castigo (d. h. Sohn eines Mestizen und einer Weißen), welchen in der strengen Rassenhierarchie nur noch ein Grad von dem reinen weißen Blute scheidet, eine etwas hellere Farbe haben könnte, so kleidet doch der volle schwarze Bart zu seiner dunkeln Complexion vortrefflich. Er war so gütig, mich zu versichern, daß ich auf den Schutz und das Entgegenkommen der Regierung bei meinen Bestrebungen in jeder Beziehung zählen dürfe, und daß er sich vorbehalte, in einer spätern Conferenz mir einen Wunsch des Ministeriums auszudrücken, dessen Gewährung meinen eigenen Interessen von Nutzen sein könnte. Hierauf erbot er sich, mich dem Präsidenten vorzustellen, was ich mit Dank annahm; und da sowol sämmtliche Ministerien als des letztern officielle Wohnung sich in dem Regierungspalast befinden, so hatten wir nur einige Corridors zu durchwandern, um zum Cabinet des Señor Don Ignacio Comonfort zu gelangen. Die höchst schmeichelhafte Aufnahme, welche er mir angedeihen ließ, betrachte ich als einen der Wissenschaft gezollten Tribut.

Beim Mittagessen, welches Dr. Schädtler als liebenswürdiger Gesellschafter, dem stets das Neueste aus Stadt und Land bekannt war, freundlich theilte, sollte ich erfahren, daß der stereotype Jammer über die beunruhigende Situation des Landes, Klagen, an die ich von seiten der Beamten schon seit meiner Ankunft in Vera-Cruz gewöhnt war, diesmal einen triftigern Grund gehabt hatten. Am Tage meiner Ankunft war es gelungen eine Revolution im Ausbruch zu ersticken, infolge deren das reiche und mächtige Franciscanerkloster der Hauptstadt aufgehoben und theilweise demolirt werden sollte.

Das Kloster der Franciscaner ist ein mächtiger Häusercomplex

und zählt innerhalb seiner Mauern allein drei Kirchen und sieben Kapellen. Außerdem umschließt diese imposante und von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl Mönche bewohnte geistliche Zwingburg reiche Vorrathshäuser, prachtvolle Gärten, eine Bibliothek und ein Hospital. Daß die Geistlichkeit, sowol der Hauptstadt wie des Landes überhaupt, auf das staatliche und sociale Leben der Republik den unheilvollsten Einfluß ausübt; daß sie, reich, mit ungeheuern Stolgebühren dotirt*), unwissend, intolerant, grausam und wollüstig, ein Hauptinteresse daran hat, das Volk durch Unwissenheit und bigote mechanische Religionsübungen auf jener niedern Stufe moralischer und intellectueller Bildung zu halten, die es jetzt einnimmt; daß sie der unversöhnliche Feind jedes Fortschritts der Wissenschaften, der Industrie, in der Staats- und Gemeindeökonomie ist; daß sie die Ideen und Bestrebungen des bessern und intelligentern Theils der Nation zu verdächtigen und zu paralysiren sucht, um ihre ungeheuern Reichthümer noch länger in schlaffer Ruhe und Sicherheit genießen zu können; daß die bodenlose Immoralität der niedern Volksklassen von der Geistlichkeit hier absichtlich gehegt und ausgebeutet wird**): ist mehr oder weniger bekannt; daß sie aber auch keine Obrigkeit anerkennt, wenn diese ihren Interessen nicht entspricht; daß sie noch heute in der Insurrection mit den schmählichsten Beispielen vorangehen kann, und daß die strenge Clausur einen Mönch nicht abhält, sich in die Angelegenheiten dieser Welt

*) Der statistische Theil dieses Werkes wird merkwürdige Aufschlüsse über die finanzielle Lage der Geistlichen in Mexico geben, von denen mancher als einfacher Dorfpfarrer das doppelte Einkommen des ersten Präsidenten des Gerichtshofs zu beziehen scheint, nur um sich der ländlichen Einsamkeit beschauliche Ruhe durch ein kleines Privatgynäceum versüßen zu können.

**) Die Errichtung von Leihhäusern in verschiedenen größern Städten des Landes wurde namentlich in der Absicht beschleunigt, dem unbarmherzigen Wucher, den die Klöster trieben und noch heute treiben, wenigstens in etwas zu steuern. Mönche und Nonnen nämlich leihen auf Pfänder, auf welche sie höchstens die Hälfte des wirklichen Werthes geben, und lassen sich 50 Procent pro Monat oder 600 Procent pro Jahr zahlen, was freilich bei den kleinen Darlehen und den üblichen Wochenzinszahlungen dem unwissenden Schuldner nicht klar wird. Bei Nichteinhaltung der Fristen sind die Pfänder unwiederbringlich verloren, während die heiligen Wucherer ihr Charakter gegen Klagen schützt.

zu mischen, beweisen allein schon die Greuel, welche in vergangener Nacht aufgedeckt worden waren und das Kloster der Franciscaner zum Schauplatz gehabt hatten.

Am Abend meiner Ankunft in Mexico empfing der die Wache inspicirende Stabsoffizier die Mittheilung, die Mönche beherbergten Verschwörer, welche die Truppen zu einem Pronunciamento (die spanische, auch hier beliebte Form des Abfalls und der Kündigung des Gehorsams) zu verleiten suchten. Alsbald veranlaßte der Major die Durchsuchung des Klosters, und wirklich fanden sich in der Zelle des Pater Magnegracia acht Individuen, welche sogleich verhaftet, aber von dem Lieutenant der Wache alsbald wieder freigelassen wurden, indem er dem überraschten Stabsoffizier mit dem Worte die Pistole auf die Brust setzte: „Estoy pronunciado! Viva la religion, muere Comonfort!“

Zum Glück langte in diesem Augenblick die alarmirte Nationalgarde an; der Major forderte sie auf, die Rebellen zu verhaften, und unter dem Rufe: „Viva Comonfort!“ leistete sie Gehorsam. Der Offizier und die Verschwörer befanden sich alsbald hinter Schloß und Riegel, und Mexico war um eine Revolution ärmer.

Señor Comonfort, keineswegs geneigt, wie es scheint, dem bescheidenen Wunsche der Rebellen sobald nachzukommen, ließ sich heute Morgen schon früh als Jupiter tonans vernehmen, und die Blitze, welche manche Klöster und Schätze trafen, zeigten nur zu deutlich, daß die gegenwärtige Regierung liberal sei und die entschiedene Tendenz verfolge, ihrem natürlichen Feinde, dem Klerus, auf den Kopf zu treten, wo sich nur immer die Gelegenheit dazu fände. Dr. Schädtler, der mir die Ereignisse der vergangenen Nacht mittheilte, hatte sich, zur Vervollständigung seiner Neuigkeiten, mit den beiden Decreten versehen, die ich hier als Muster der Abfassung öffentlicher Erlasse einflechte:

„Der C. Comonfort, substituirter Präsident der Mexicanischen Republik an die Einwohner derselben.

Wisset:

In Gemäßheit der Machtvollkommenheit, welche mir der Art. 3 des Plans von Ayutla, reformirt zu Acapulco,

zuerkennt, und nach einhelliger Zustimmung des Ministerraths, finde ich mich bewogen, zu verordnen wie folgt:

Art. 1.

Zur Verbesserung und Verschönerung der Hauptstadt der Republik ist innerhalb 14 Tagen, vom Datum des heutigen Decrets an, die Straße, Callejon de los Dolores genannt, dergestalt zu verlängern, daß sie mit der Straße San-Juan de Letran communicirt, und nimmt sodann diese Straße den Namen „Calle del Independencia" an.

Art. 2.

Es werden die hierzu nöthigen Terraintheile in Besitz genommen, die darauf befindlichen Gebäude abgebrochen und die Eigenthümer nach vorhergegangener Entschädigung expropriirt ad usum publicum. Deshalb befehle ich den Druck, Veröffentlichung und schuldige Vollziehung dieses.

Palast der Nationalregierung, am 16. Tage des Monats September 1856.

Ignacio Comonfort.

An
den Bürger Siliceo."

Zum bessern Verständniß des Art. 1 bemerke ich, daß zur Eröffnung der Straße ein großer Theil der Klostergebäude niedergerissen werden mußte.

Das zweite Decret traf die Mönche noch empfindlicher:

„Der C. Comonfort u. s. w.

Wisset:

Gemäß der Vollmachten u. s. w. und in Betracht, daß in den ersten Morgenstunden des gestrigen Tags in dem hiesigen Kloster San-Francisco der Versuch eines Aufstandes gegen die Regierung stattgefunden hat; daß innerhalb der Clausur und der Zellen der Mönche Verschworene in flagranti ertappt worden sind, unter ihnen mehrere Geistliche, finde ich mich, nach einhelliger Zustimmung des Ministerraths, bewogen, zu verordnen wie folgt:

Art. 1.

Das Franciscanerkloster der Stadt Mexico ist aufgehoben und das Vermögen desselben zu Nationaleigenthum erklärt, jedoch mit Ausnahme sowol der Hauptkirchen als der Kapellen, die sammt ihren heiligen Gefäßen, priesterlichen Paramenten, Reliquien und Bildern dem Erlauchten Herrn Erzbischof zur Disposition gestellt werden, damit sie ferner dem Gottesdienst gewidmet bleiben.

Art. 2.

Der Ertrag besagter Güter wird alsbald an das hiesige Waisenhaus, die Krankenhäuser und Hospitäler, an die höhere Töchter- und die Kunst- und Gewerbschule vertheilt. Deshalb befehle ich den Vollzug u. s. w."

War es Spott und Hohn der Regierung, daß dieses Decret gerade an dem Tag erschien, an welchem die katholische Kirche die Wunden des heiligen Franciscus feiert, dessen theuern Söhnen heute die allerschmerzlichste Wunde geschlagen wurde; oder war es einer jener seltsamen Zufälle, die sich in der Geschichte häufig wiederholen und Ereignisse der verschiedensten Folgen auf denselben Jahrestag fallen lassen, wie ja auch der letzte Vicekönig Don Juan O'Donoju im Jahre 1821 an demselben Tag in Mexico einzog, an welchem dreihundert Jahre vorher Ferdinand Cortez von dieser Würde Besitz genommen hatte; oder hatten die boshaften Mönche ihrem Schutzpatron eine Rolle in dem Aufstande, den sie für heute in Scene gesetzt hatten, zugedacht: wer mag das entscheiden?

Den Nachmittag benutzte ich, dem Minister der Vereinigten Staaten, General Gadsten, einen Besuch zu machen. Das Gespräch kam auch hier bald auf das Ereigniß des Tags zurück, und der General lud mich ein, ihn am folgenden Morgen bei einer Besichtigung der Stätte des Verfalls zu begleiten.

Gegen Sonnenuntergang entlud sich eines jener tropischen Gewitter, von deren Wirkungen man in Europa keine Vorstellung hat. Die Menge des stürzenden Regens war bei dem heutigen „Aguacero" so groß, daß in ganz kurzer Zeit die Straßen 3 Fuß hoch mit Wasser bedeckt und alle Communication so gut wie ab-

geschnitten war. Diese zeitweisen Ueberschwemmungen sind für Mexico eine um so größere Calamität, als die Abzugskanäle nur einen unbedeutenden Fall haben und dem Wasser nur sehr langsamen Abfluß gestatten. Mir selbst war das Ereigniß gerade kein störendes, da es mich zwang, den Abend in der angenehmsten Gesellschaft zuzubringen und mir manche werthvolle Bekanntschaft eintrug. Als aber selbst um Mitternacht das Wasser noch mehrere Fuß hoch in den Straßen stand, ließ der General anspannen, um mich nach Hause zu bringen, da ich das freundlichst angebotene Nachtquartier nicht annehmen wollte. Nur in langsamem Schritt vermochten die Pferde ihrer Aufgabe nachzukommen, da das Wasser ihnen bis an den Bauch reichte und den Boden der Kutsche bedeckte.

Trockenen Fußes gelangten wir am folgenden Morgen in das Kloster San-Francisco, wo nach der Erzählung des Generals Gadsten, mit dem ich mir hier Rendezvous gegeben hatte, schaudererregende Thatsachen zu Tage gekommen waren, deren ich gedenken muß.

Gleich zu Anfang der Occupation des Klosters hatte man über zwanzig Mädchen und Frauen gefunden, die, theilweise schon vor Jahren plötzlich verschwunden und von ihren Angehörigen als todt beweint, hier von den frommen geistlichen Brüdern versteckt gehalten wurden und von denen jetzt noch mehrere den Folgen der Sittenlosigkeit dieser Priester entgegensahen. Zwanzig bis dreißig Waisenknaben, theilweise aus sehr entfernten Provinzen des Landes, deren man sich unter der Maske der Wohlthätigkeit und christlichen Liebe angenommen hatte, befanden sich in einem schaudererregenden Zustande geistiger und körperlicher Verkommenheit. In einer Nische hatte man einen Unglücklichen eingemauert gefunden; er war etwa sechzig Jahre alt; seine Kleider die elendesten Lumpen, Haar und Bart lang und verwildert. Die Mauer, welche ihn von den Lebenden absonderte und in einen Kerker schloß, in welchem er weder sitzen noch liegen konnte, hatte nur zwei kleine Oeffnungen, die eine oben, die andere unten, der Ernährung und Reinigung wegen. Wie lange er in dieser schrecklichen Gefangenschaft zugebracht hatte, konnte der

Unglückliche nicht mehr angeben, behauptete aber, von seinen Confratres eingemauert worden zu sein, weil er verschiedene Mordthaten ihnen vorgeworfen habe, wogegen die Mönche bei ihrer Vernehmung ihn selbst des Mordes bezichtigten und aussagten, also nach gemeinschaftlicher Berathung gehandelt zu haben, um öffentliches Aergerniß zu vermeiden und keine Blutschuld auf sich zu laden.

Der General, dessen Bruder und ich besuchten zuerst die Bibliothek des Klosters, eine der reichhaltigsten der Hauptstadt, nun aber der Verschleuderung und dem Diebstahl preisgegeben. Vergebens forschte ich nach Manuscripten auf Magueypapier; nahm aber Anstand, der Einladung des anwesenden Regierungscommissars, ich möge das mir Convenirende mitnehmen, nachzukommen; eine Erlaubniß, welche die weniger scrupulösen Amerikaner ohne viele Umstände reichlich ausbeuteten. Nachdem wir die ungeheuern Räume des Klosters besichtigt hatten, wünschten wir noch einen Blick in die Zelle des Pater Magnegracia zu thun, welche der Schauplatz des gestrigen Auftritts gewesen war. Die von ascetischer Strenge sehr ferne Einrichtung, welche wir hier fanden, und die Spuren eines Gelags waren nicht geeignet, uns von der Enthaltsamkeit der Mönche einen großen Begriff zu geben.

Unsere fernere Wanderung führte uns in die Klosterkirchen und bot uns Gelegenheit, die Geistesgegenwart, Umsicht und Rührigkeit dieser Apostel der Armuth zu bewundern, die trotz der Eile des Abzugs nicht versäumt hatten, die Edelsteine aus dem Tabernakel des Hauptaltars auszubrechen und an sich zu nehmen. Der hohle Ton meiner Tritte auf einer vor dem Altar befindlichen großen Platte fiel mir auf und erregte die Vermuthung eines geheimen Schlupfwinkels. Ich äußerte meinen Verdacht, und noch waren wir mit der Visitation beschäftigt, als der Gouverneur der Stadt, Señor Paz, herzukam und sich für die Sache lebhaft interessirte. Mehrere Arbeiter, die bereits zum Zweck der Eröffnung der neuen Straße mit den Arbeiten des Niederreißens begonnen hatten, wurden auf seinen Befehl mit Brechstangen und Hebeln herbeigerufen. Der mächtige Stein hob sich, wich, und eine tiefe

Gruft gähnte zu uns auf. Schmal und steil führte eine Treppe in dieselbe nieder, aber keiner der anwesenden Mexicaner wagte sich hinein; da ergriffen Gadsten und ich zwei Lichter auf dem Altar, zündeten sie an und stiegen die fünfundzwanzig Stufen, welche die Stiege zählte, hinab. Wir befanden uns in einer dumpfen Kellergruft, inmitten einer großen Zahl den Wänden entlang aufgeschichteter, kleiner Särge. Einige hatte der Zahn der Zeit bereits geöffnet, aber wie diese enthielten auch alle übrigen die Leichen kleiner Kinder, von denen die spätere Vernehmung behauptete, sie seien alle heimlich im Kloster geboren und kurz nach der Geburt gestorben! Es spielt diese Geschichte nicht etwa in einem Kloster der Apenninen, nicht im 14. Jahrhundert, sondern in einer volkreichen Hauptstadt des aufgeklärten 19. Säculums. Wenn aber trotz alledem und alledem der Einfluß der klerikalen Partei hinreichte, diese Thatsachen der Presse und der Oeffentlichkeit fern zu halten, so liefert das einen neuen Beleg zu dem unerschütterlichen Ansehen des Klerus, der sich in Mexico mit einem Nimbus zu umgeben gewußt hat, dessen die schlagendsten Beweise ihn nicht entkleiden konnten. Aber eben dieses Ansehen der so tiefgesunkenen Priesterschaft lehrt uns andererseits aufs neue, daß gute Thaten Früchte tragen, die den Stamm, der sie zeugte, überdauern; denn wir dürfen nicht vergessen, daß während der ersten 150 Jahre, welche der Eroberung folgten, in den spanischen Colonien der Geistliche allein der Beschützer und Förderer aller Künste und Gewerbe war, daß seiner Intelligenz der Staat noch heute einen großen Theil seiner öffentlichen Bauten, Straßen und Kanäle verdankt, und dann vor allem, daß es Geistliche waren, die mit echter Humanität den hülflosen Indianer gegen der Conquistadores und ihrer Nachfolger Geiz, Goldgier und unmenschliche Grausamkeit in Schutz nahmen, und von der Krone den Erlaß humaner Gesetze erwirkten, um der gänzlichen Ausrottung jener harmlosen, duldenden Autochthonen vorzubeugen.

Nach Tische besuchten wir die Alameda, den Lieblingsspaziergang des eleganten Mexico.

Dieser so berühmte und so reizende Garten, auf den der

Mexicaner ein Recht hat stolz zu sein, und der alle Genüsse der Champs-Elysées, des Regent-Park und Praters gewährt, wurde unter dem Vicekönig Velasquez I. zu Anfang des 17. Jahrhunderts begonnen und ist seitdem fort und fort, namentlich aber durch den zu Mexico in dankbarem Andenken fortlebenden Vicekönig Grafen von Revillagigedo, verschönert worden, und seit der Unabhängigkeit hat beinahe jede Regierung ihren Geschmack und ihr Interesse für die Hauptstadt durch neue Anlagen, neue Bosquets, Fontainen und Balustraden bethätigt. Auch ist der Gebrauch öffentlicher Spaziergänge, wie er von den Vorvätern, den Mauren und Spaniern, nach den Colonien verpflanzt wurde, für den Südländer ein um so dringenderes Bedürfniß, als sie weit weniger wie die Bewohner des Nordens, den Freuden einer reichen Tafel oder der Annehmlichkeit einer comfortablen Häuslichkeit huldigen. Das kleinste Landstädtchen hat daher, so gut wie Madrid, Mexico und Lima, seine Alameda, um vor oder nach der Hitze des Tags die herrliche Luft des bevorzugten Klimas zu genießen.

Die Alameda Mexicos bildet inmitten der Stadt ein großes Rechteck von 540 Varas Länge und 260 Varas Breite, mit vier Thoren an den Ecken und zweien, die, in den Langseiten des Parallelogramms, nach Vera-Cruz und Corpus Christi sehen. In der Mitte befindet sich eine Hauptfontaine; außer ihr gibt es noch vier andere in gleicher Entfernung von der Mitte und den Thoren, denen gegenüber je vier Terrassen mit Sitzen und hübschen Geländern angebracht sind. Von diesen aus durchschneiden vier große, mit Gittern eingefaßte Alleen den ganzen Raum, und vierundzwanzig sich kreuzende Diagonalwege bilden ebenso viele Dreiecke, die von hundertjährigen Eschen, Pappeln und Weiden beschattet werden, während rundum die mit Statuen des Hercules, Triton, Arion und Ganymedes geschmückten Fontainen, Rosenbosquets und üppige Tropengewächse mit ihren in glühenden Farben prangenden Blüten das Auge fesseln und ergötzen.

An freundlichen Tagen ist die Alameda stets sehr belebt; bietet sie ja doch fast die einzige Gelegenheit, die Damenwelt zu mustern! Leider bin ich gezwungen, einzugestehen, daß die Vorstellungen,

welche ich mir von der Schönheit der Frauen des tropischen Amerika gemacht hatte, von der Wirklichkeit weit abwichen, und um der Wahrheit treu zu bleiben, muß ich einen guten Theil weitverbreiteter Illusionen zerstören.

„Feurige, liebeschmachtende Frauen der Tropen, deren Gazellenaugen selbst dem ruhigsten Mann Leidenschaft einflößen! In poetischer Muße schaukeln sie den elastischen Körper in zierlich geflochtener Hängematte; üppig fäüt das weiche, schwarze Haar auf den runden Nacken! Von Zeit zu Zeit öffnen sich die Korallenlippen, zwei Reihen niedlicher Perlen zu zeigen und den feinen Rauch der Cigaritta mit den balsamischen Düften der Veranda zu vermählen!"

So oder ähnlich sind die schmeichelnden Bilder, welche die Romane unserer leichtgläubigen Phantasie vormalen; aber wie verschieden ist davon die Wirklichkeit! Nüchtern und ehrlich gesprochen, kann man durchgehends die Mexicanerinnen nicht schön nennen. Wohl haben sie schwarze, brennende, herausfordernde Augen; allein bei näherm Umgang findet man, daß der Geist fehlt, um deren Feuer wirksam zu unterhalten. Kleine, graziöse Hände und Füße, das nationale Erbtheil ihrer maurischen und spanischen Ahnen, zeichnen sie vortheilhaft aus; aber die Gesichtszüge sind bei Frauen und Mädchen durchschnittlich unschön, und wenn auch die höhern Stände leidlichere und manchmal angenehme Züge zeigen, so konnte ich doch unter Hunderten von Frauenzimmern, welche ich täglich auf den Märkten von Mexico sah, kaum ein einziges wirklich schönes Mädchen entdecken. Die leidlich Hübschen aber verdarben den günstigen Eindruck durch den Rebozo, das lange, schmale Tuch, welches, wie der Schleier im Orient, fast die Hälfte des Gesichts verhüllt.

Was aber noch weit mehr dazu beiträgt, an sich gefällige Züge und Formen in der Masse des Gewöhnlichen verschwinden zu lassen, sind die schlechtgekämmten Haare, der Schmuz und das Unkleidsame des Anzugs. Im Hause ist dieser stets ein spärliches Négligé, welches von obenher durch den nie fehlenden Rebozo verhüllt wird; die Füßchen stecken in kleinen, seidenen Pantoffeln; Strümpfe vermißt der Fremde, und manchmal nicht ungern. Auf der Straße

dagegen trägt die echte Mexicanerin als Kopfbedeckung einen seidenen, übers Eck zusammengelegten Shawl, der im höchsten Grade unkleidam ist. Nur an Festtagen ersetzt ihn die reizende Mantilla aus schwarzen Spitzen; am Abend auf dem Paseo und im Wagen überhaupt hat der französische Hut ein nicht mehr bestrittenes Recht sich angemaßt. Nur die Indianerinnen und wenige Frauenzimmer der niedersten Klasse aus der weißen Bevölkerung gehen in Hemd und Unterrock, das Gesicht unverhüllt und den Kopf mit einem kleinen Stroh- oder Filzhut bedeckt, einher. Was die Sittlichkeit anbelangt, so gereicht es in Mexico einem Mann wirklich zum Vorwurf, wenn er ausschweifend ist, da er Verführung als Entschuldigung nicht geltend machen kann.

In Europas größern Städten sehen wir auf der Straße wie im Hause das Laster sorgfältig und schmeichelnd verlarvt; man versteht dort einen poetischen, verführerisch lockenden, manchmal schwer widerstehlichen Zauber über dasselbe zu werfen, und selbst derjenige Mann, den die Außenseite nicht verführen oder täuschen konnte, tröstet sich und lullt sich damit ein, daß wenigstens der Schein der Gefühle gewahrt und die Illusion möglichst nahe gelegt wurde. Das alles fällt in Mexico weg, nur nicht das Laster mit, sodaß der einzige Unterschied darin liegt, daß es zwar verborgener, aber desto gemeiner und schmuziger sein Wesen treibt. Während der Zeit meines Aufenthalts in der Hauptstadt begegnete es mir allerdings nie, auf der Straße in dieser Weise angesprochen zu werden; auch besteht eine legal geduldete Prostitution nicht; aber so anerkennenswerth es in einer Hinsicht ist, wenn das Laster nicht wagt, sich öffentlich zu zeigen, so groß ist doch auch der Nachtheil, welcher aus dem Versteckthalten hervorgeht. Es gibt aber etwas Schlimmeres noch als die Prostitution, und das ist: wenn sich die Prostitution als Gewerbe nicht lohnt und die Sitten so locker sind wie hier, wo die Mädchen mit dem frühesten Alter, fast unter den Augen der Aeltern und oft mit deren Vorwissen, sich hingeben.

Die Schuld dieser traurigen Immoralität tragen ganz besonders die unzählichen Welt- und Klostergeistlichen, welche über das Volk die unumschränkteste Herrschaft ausüben. Zahlreiche Beweise

hierfür lieferten die Ereignisse während der letzten Revolution, welche, von dem Klerus angezettelt, die meisten bürgerlichen Familien in zwei feindliche Lager sonderte, und zu der die Frauen, von den Pfaffen aufgemuntert und aufgefordert, gegen den Willen ihrer Männer und hinter deren Rücken nicht nur Geldbeiträge steuerten, sondern auch durch Zutragen von Nachrichten und Provisionen thätig mitwirkten und sich dadurch natürlicherweise Absolution für ihre kleinen Untreuen, Sicherheit vor dem Fegfeuer und Segen aller Art ertheilen ließen. Daß die Frauen der höhern Stände das Decorum besser zu wahren verstehen, ist wahr; aber ob ihre Sittlichkeit und Treue aus viel besserm Stoff besteht, dürfte sehr zweifelhaft sein. Es herrscht unter ihnen die Sitte, jeden Morgen zur Frühmesse zu gehen. Mit diesem Vorgeben verläßt jede Frau, morgens gegen 6 Uhr, ihre Wohnung und kehrt erst um 8, 9, 10 Uhr, auch wol später, zurück. Daß aber diese Stunden zu verliebten Rendezvous benutzt werden, ist bekannt.

Es ist unmöglich der Liebesintriguen der Damen Mexicos zu gedenken, ohne einer Klasse der männlichen Bevölkerung sich zu erinnern, die in denselben eine große Rolle spielt. Ich meine die Wasserträger oder Aguadores, die im Rufe unverwüstlicher Ehrlichkeit, Biederkeit und Treue stehen, und, gleich den Savoyarden in Paris, in den Häusern überall freien Zutritt haben.

Ihr Geschäft besteht darin, in einem großen, irdenen Gefäß, Chochocol genannt, das an einem großen und breiten, über die Stirne laufenden Riemen auf dem Rücken hängt und zu dem ein kleinerer, auf der Brust hängender Krug das Gegengewicht bildet, Wasser in die obern Stockwerke der Häuser zu schaffen. Mit dieser ganz legalen Beschäftigung verbinden sie einen unter Umständen nicht so harmlosen Industriezweig, nämlich das Amt der postillons d'amour. Die Gewandtheit dieser Leute in Ausführung der delicatesten Aufträge und Einfädelung wie Lösung der verwickeltsten Liebesintriguen soll ganz unglaublich sein. Sorgliche Vormünder und eifersüchtige Ehemänner fürchten daher einen Aguador mehr als den Erzversucher Satan selbst. Es wurde mir wiederholt als

Thatsache verbürgt, daß manche Männer bei ihrer Verheirathung auf die Anlegung von hydraulischen Werken Summen verwenden, welche ihre Mittel übersteigen, nur um vor den verhaßten Aguadores sicher zu sein.

Gegen Abend brach ein neues Gewitter los, das dem gestrigen zwar an Heftigkeit nachstand, aber doch auf kurze Zeit die Straßen unter Wasser setzte.

II.

Der Desagüe.

Die Seen in der Umgebung der Hauptstadt. Die frühern Ueberschwemmungen. Die Entwässerung des Thals von Mexico. Der Kanal von Huehuetoca. Gänzlicher Verfall.

Was man das Thal von Mexico heißt, ist bekanntlich eine rings von hohen Gebirgskämmen eingeschlossene und, nach Humboldt's Messungen, 2277 Meter über dem Niveau des Meeres gelegene Hochebene von ovaler Form. Seine größte Länge wird von Humboldt auf 18½ Leguas, seine größte Breite auf 12½ Leguas, sein Umfang, über den Kamm der einschließenden Bergkette gemessen, auf 67 Leguas und sein Flächenraum auf 244½ Quadrat-Leguas geschätzt.

Die Flüsse, welche auf dem Rande des Thals entspringen, eilen in raschem Lauf entweder dem Golf von Mexico und dem Stillen Ocean zu, oder speisen die im Schoße des Thals gelegenen Seen, oder vielmehr die Reste eines ehemals einzigen Sees. Noch zu Cortez' Zeiten lagen viele Ortschaften, welche heute in ziemlicher Entfernung vom Wasser sich befinden, in oder auf den Ufern des Sees, und das alte Tenochtitlan fand Cortez nach allen Richtungen von Kanälen durchzogen und rund von Wasser umflossen, während es heute von dem Chalco, einem der vorhandenen Seen, 900,

von dem Texcoco, einem andern, sogar 4500 Meter entfernt liegt.

Zu den Ursachen, welche zur Verminderung des Wasserbestandes beitrugen, gehört als erste der überwiegende Verlust durch Verdunstung nicht allein des Wassers der Seen selbst, sondern auch der atmosphärischen Niederschläge infolge der unbedachtsamen Vernichtung des einst so üppigen Baumwuchses, und in zweiter Reihe das Wirken der Hand des Menschen, mit dem ich in diesem Kapitel den Leser zu unterhalten gedenke.

Die heute vorhandenen Seen sind der von Chalco, von Xochimilco, von Texcoco, von San-Cristobal und von Zumpango, welche, durch natürliche oder künstliche Dämme getrennt, in einer gewundenen Linie von Südost nach Nordwest das ganze Thal durchziehen und zusammen beinahe ein Zehntel von dessen Oberfläche bedecken. Der mittlere, der Texcoco, nimmt den tiefsten Grund des Thals ein und ist der größte von allen; seine Oberfläche beträgt etwas über 10 Leguas, seine Tiefe jedoch selten über 3 und an vielen Stellen zuweilen kaum 1 mexicanische Varas. Die Hauptstadt, welche heute, wie oben erwähnt, 4500 Meter von seinen Ufern entfernt liegt, steht auf einer Sohle, die sich nur 1 Vara 1 Fuß und 1 Zoll über dem heutigen mittlern Wasserstand des Sees erhebt.

Nördlich vom Texcoco liegt auf einer 4 Varas und 8 Zoll höhern Sohle der San-Cristobal, dessen Spiegel nicht die Hälfte des vorigen Sees an Ausdehnung beträgt. Ein Damm trennt ihn in einen südlichen und einen nördlichen Theil, von denen der erstere den Namen San-Cristobal im engern Sinne führt, der letztere nach einer in demselben gelegenen Insel und Ortschaft auch See von Xaltocan genannt wird.

Nordwestlich vom San-Cristobal liegt der See Zumpango, 10 Vara 1 Fuß 6 Zoll über dem mittlern Wasserstand des Texcoco. Er ist der kleinste von allen, da seine Oberfläche kaum $1^3/_{10}$ Quadrat-Leguas beträgt. Ehemals wurde er durch einen Damm, die Calzada de la Cruz del Rey, welche aber nicht mehr vorhanden ist, in zwei Theile, einen westlichen und einen östlichen, getheilt; der erstere

wurde Lagune von Citlaltepec, der letztere Lagune von Coyotepec genannt.

Das Niveau der beiden südlich vom Texcoco liegenden Seen steht nur 1 Vara und 11 Zoll nach Humboldt, nach Castera dagegen 2 Vara 2 Fuß über der Plaza-Mayor der Hauptstadt. Der nördliche Theil, See von Xochimilco, ist vom südlichen, dem Chalcosee, durch einen künstlichen Damm getrennt, der den Namen Calzada de San-Pedro de Tlalma führt. Sie bedecken zusammen etwa 6½ Quadrat-Leguas.

Das Wasser des Texcocosees ist salzig und enthält Kochsalz und Pottasche; der Zumpango und San-Cristobal sind viel weniger salzig, und die südlichen, besonders der Xochimilco, sind Süßwasserseen.

Die Wasser, von welchen diese Bassins gespeist werden, sind zahlreiche, aber meist unbedeutende Bäche. In den Chalco münden die von den Popocatepetl und Ixtacihuatl herabstürzenden Flüsse Tenango und Acuautla; in den Xochimilco der aus den beiden Bächen Mixcoac und San-Angel gebildete Coyoacan; in den Texcoco der Guadalupe, der sich aus den beiden Quellflüssen Tlalnepantla und Azcapotzalco bildet, der Teotihuacan, der Papotla, der Texcoco, der Coatepec, die Quellen von Chimalhuacan und der Abfluß des Xochimilcosees; in den Zumpango münden der Pachuca und Cuautitlan, der wasserreichste von allen.

Das Gesagte reicht hin, die Gefahr und die Richtung ihrer Annäherung für Mexico erkennen zu lassen; auch boten alle Ueberschwemmungen, welche im Laufe der historischen Jahrhunderte die alte wie die neue Stadt erlitt, stets dasselbe Schauspiel: der Zumpango konnte die Wasser des von außergewöhnlich starken Regengüssen angeschwollenen Cuautitlan nicht fassen und ergoß sich in den San-Cristobal; der letztere zerriß oder überflutete die Sperre, ergoß sich in den Texcoco und die Wellen des letztern ergossen sich über die Stadt.

Die erste Ueberschwemmung, deren die Geschichte gedenkt, fand im Jahr 1446, nach Clavijero, unter der Regierung Moctecuzoma I. statt infolge heftiger Regen, wodurch die Lagunen so anschwollen,

daß sie die Stadt unter Wasser setzten, die meisten Wohnungen zerstörten und die Einwohner Furcht und Schrecken ergriff. Der rathlose Kaiser wandte sich in dieser Noth an den Regenten von Texcoco, den weisen Netzahualcoyotl, der darauf nach Mexico kam und den Bau eines Dammes aus Steinen und Erde vorschlug, der die Süßwasserseen (die nördlichen) von dem Salzwassersee (dem Texcoco) trennen sollte. Zu diesem Werke verbanden sich die Regenten von Tacuba, Ixtapalapan, Colhuacan und Tenayuca mit denen von Texcoco und Mexico, und der Damm, den sie unter großen Schwierigkeiten herstellten, von dem aber heute kaum einige Ueberbleibsel zu finden sind, hatte eine Länge von 9 Meilen bei einer Breite von 11 Brassen (66 Fuß).

Die folgende Ueberschwemmung fand im Jahr 1498, unter der Regierung Ahuitzotl's, des achten Regenten von Mexico, statt. Dieser Herrscher beabsichtigte, nach Pater Torquemada, eine Quelle in Coyoacan in die Stadt zu leiten, da die Quelle auf dem Hügel von Chapultepec ihm für die täglich wachsende Einwohnerzahl der Stadt nicht ergiebig genug schien, und trug dem Kaziken von Tzotzomatzin die Ausführung dieses Projects auf. Dieser widerrieth das Unternehmen, indem er hervorhob, daß die betreffende Quelle zeitweise versieche, zeitweise aber auch so reichlich ströme, daß sie der Stadt Gefahr bringen könne. Der Herrscher hielt dies für Ausflüchte der Widerspenstigkeit und befahl, den Kaziken gefangen zu nehmen. Dieser aber war, nach Torquemada, ein großer Zauberer und verwandelte sich angesichts der Häscher in einen Adler, einen Tiger und eine Schlange, bis der Tyrann, erbost, drohte, Coyoacan dem Erdboden gleichzumachen, wenn es nicht seinen verrätherischen Kaziken ausliefere. Dies geschah wirklich, und der Kaiser ließ ihn nach dem Vorrechte seines Standes erdrosseln.

Der Pater Sahagun sagt, es habe in dem Gebiet von Coyoacan und Churubusco acht Quellen gegeben. Diese ließ der Herrscher von Mexico nach der Hauptstadt leiten, und als der Aquäduct fertig war, wurde er in Gegenwart des Kaisers von dem Hohepriester feierlich eingeweiht. Die Freude währte indeß nicht lange, denn das Wasser floß in solchem Uebermaß, daß in kurzer Zeit die

ganze Stadt überschwemmt war. Der Monarch befand sich in einem Gemach zu ebener Erde seines Palastes, als ihn das Rauschen der Wellen aufschreckte. Beim Hinausflüchten stieß er den Kopf so heftig gegen die niedrige Thür, daß er infolge der Gehirnerschütterung starb. Diesmal war es der Sohn des weisen Netzahualcoyotl, Nezahualpilli, der den Mexicanern Rath und Hülfe brachte. Es gelang unter seiner Leitung, die Wasserquellen zu schließen, worauf die Gefahr schwand. Um diese Zeit entdeckte man einen sehr ergiebigen Bruch jener porösen Mandelsteine, welche man Tezontl nennt, und begann, die zerstörten Wohnungen mit Hülfe dieses Materials in festerer und dauerhafterer Weise wieder aufzubauen und die Straßen zu erhöhen. Diese letztere Ueberschwemmung ist dadurch ausgezeichnet, daß das Wasser nicht von Norden, sondern von Süden her über die Stadt hereinbrach, was Torquemada durch den Aufbruch unterirdischer Quellen oder Ströme erklären will, weil man in der Lagune große und von den gewöhnlichen ganz verschiedene Fische gefunden habe. Dasselbe behauptete der Pater Motolinia, der von zweien solcher Durchbrüche Kenntniß haben will. Das erste Ereigniß habe kurz vor der Ankunft der Spanier zwischen dem Vulkan (Popocatepetl) und der Sierra-Nevada stattgefunden und ein solches Anschwellen des Attoyac zur Folge gehabt, daß er seine Brücke abwarf.

Von einer dritten Ueberschwemmung während der Regierung Moctecuzoma II. gibt es kein anderes Zeugniß als einen Bericht, der auf Veranlassung des Marquis von Cadereyta, von Don Fernando Zepeda und Don Fernando Carillo verfaßt wurde, und worin es heißt: Die Straßen waren so hoch von Wasser bedeckt, daß man nur in Canots und Fliegern sie passiren konnte, und die Einwohner daran dachten, die Stadt zu verlegen.

Die erste Ueberschwemmung seit der Eroberung des Landes war die von 1553, unter dem Vicekönig Dr. Luis Velasco, infolge außergewöhnlich andauernder und heftiger Regen. Sie erschreckte die Spanier weit mehr als die Indianer, welche das Ereigniß aus dem Munde ihrer Väter kannten. Der Vicekönig verordnete den Aufwurf eines ähnlichen Dammes, wie die Indianer zur

Zeit Moctecuzomas I. aufgeführt hatten, und die Indianer förderten unter der Anführung ihrer Kaziken das Werk so emsig, daß es, nach Torquemada's Ausdruck, schon nach wenigen Tagen zu Stande gebracht war.

Im Jahre 1555 war die Menge des im Thale gefallenen Regens so ungeheuer, daß der Vicekönig, trotz des neuen Dammes, eine Wiederholung der Leiden des Jahres 1553 ernstlich besorgte und in seinem Bericht die Lage der Stadt die schlimmste nannte, welche gewählt werden konnte. Da aber nach der Anlage so vieler Kapitalien von seiten der Spanier an eine Verlegung der Stadt weniger als früher gedacht werden konnte, so suchte man das Mögliche zu thun, um sie zu schützen. Die Erfahrung hatte gelehrt, in dem Cuautitlan den gefährlichsten Gegner zu sehen, und man beschloß, den Lauf dieses Flusses zu ändern „mit so wenig Nachtheil und Gefahr für die angrenzenden Fluren, als es möglicherweise geschehen konnte".

Die zweite Ueberschwemmung, welche die Spanier erlebten, ereignete sich fünfundzwanzig Jahre später, unter der Regierung des Vicekönigs Don Martin Enriquez. Es scheint, daß man sich damit begnügt habe, die Dämme und Werfte auszubessern und die Kanäle und Flüsse zu reinigen; denn obwol die Idee einer Entwässerung des Thals damals auftauchte und Sachverständigen zur Begutachtung übergeben wurde, so kam man doch sehr bald von derselben, als einem unausführbaren Unternehmen, zurück.

Wieder waren beinahe fünfundzwanzig Jahre verflossen, als im Jahre 1604, während des Monats August, der Regen so massenhaft fiel, daß die Hauptstadt und viele andere Ortschaften des Thals überflutet wurden. Diese traurige Wiederholung verursachte unter den Spaniern eine um so größere Niedergeschlagenheit, als man an ein periodisches Wiederkehren der Gefahr zu glauben anfing. Im folgenden Jahr griffen daher der Vicekönig und die Audiencia den unter der Regierung des Enriquez aufgegebenen Plan wieder auf und nahmen in Person, begleitet von zwei Kanonicis, dem Stadtrath, dem Prior, den Consuln des Handelsgerichts und dem Fiscal der königlichen Hauptkasse, das Terrain in

Augenschein, durch welches man den projectirten Entwässerungskanal führen zu können hoffte, worauf die Sachverständigen Antonio Perez de Toledo und Alonso Perez Rebelto ein schriftliches Gutachten abgaben. Nach demselben bedurfte der Kanal einer Länge von 25000 Varas und einer Breite von 8 Varas. Die Kosten dieses Werks, zu dem man 15000 Indianer und sechs Monate nöthig zu haben glaubte, wurden einschließlich der Beköstigung und Beaufsichtigung auf 468487 Pesos veranschlagt. Diesem Project widersprach der Fiscal des Königs, weil die Erreichung des Zwecks ungewiß sei und die Zahl der nöthigen Indianer, mit Einschluß der infolge der harten Arbeit zu Grunde Gehenden, voraussichtlich nicht 15000, sondern 70000 betragen würde, während Sr. Majestät an der Erhaltung eines einzigen Indianers mehr liege als an allen Schätzen Indiens. Dem Fiscal stimmten die übrigen Räthe des Vicekönigs bei, worauf dieser am 15. Januar 1605 die Verfügung erließ, die Acten, betreffend die Entwässerung, zu reponiren und sich auf die Reinigung der Flüsse und Ausbesserung der Dämme zu beschränken, und zugleich die Mönche des Franciscanerklosters ersuchte, die Arbeiten zu leiten.

Schon im Jahre 1607 traf eine neue Ueberschwemmung die Bewohner des Thals. Der damalige Vicekönig, Marquis von Salinas, bekleidete diese Stelle zum zweiten mal, hatte die Unwirksamkeit der bisherigen Vorkehruugen eingesehen und zog das aufgegebene Project eines Abzugskanals von neuem in Ueberlegung. Er ließ den Autoritäten und Corporationen der Stadt Abschriften der vorhandenen Gutachten, Pläne und Kostenanschläge zustellen, und forderte sie dringend auf, sich über einen so wichtigen Gegenstand zu äußern; außerdem setzte er eine Commission nieder, mit der er wöchentlich einmal conferirte, und ließ durch Baumeister und Mathematiker wie Villerino, Enrique Martinez, Alonso Arias u. a. Messungen und Besichtigungen an Ort und Stelle vornehmen. Nachdem alle Schwierigkeiten des Unternehmens angesehen und erwogen, die verschiedenen Projecte geprüft und einige Stellen untersucht worden waren, an denen der Tezcoco natürliche, aber verborgene Abflüsse haben sollte, wurde am 23. October 1607 der

Desagüe von Huehuetoca genehmigt und die verschiedenen Arbeits- und Lieferungscontracte entworfen. Die Kosten sollten durch eine Hebung von 1 Procent vom Werth der städtischen Grundstücke der auf 20,267555 Pesos geschätzt wurde, gedeckt werden. Den beim Bau beschäftigten Indianern ward ein Wochenlohn von 5 Realen nebst 1 Almud Mais und täglich 1 Pfund Fleisch, Chile, Holz und andere Küchenbedürfnisse ausgesetzt. Endlich, am 28. November desselben Jahres, feierte man in der Nähe des Dorfes Nochistongo ein feierliches Hochamt, nach dessen Beendigung der Vicekönig den ersten Spatenstich an dem großen Werke that. Die Directoren waren der erwähnte Martinez, wahrscheinlich ein Portugiese, und der Pater Juan Sanchez, ein in den physikalisch-mathematischen Wissenschaften sehr bewanderter Mann, der auch den Plan gezeichnet hatte, aber bald die ganze Leitung an Martinez abtrat.

Die Entwässerung eines rundum von Gebirgen eingeschlossenen Thals kann selbstverständlich nur mittels eines durch diese Gebirge getriebenen Stollens oder eines offenen Durchbruchs geschehen. Nirgends aber bot sich hierzu eine bequemere Stelle als im Nordnordwesten des Thals, einestheils wegen der Nähe des Zumpangosees und des Cuautitlan, anderntheils weil die Gebirge nirgends weniger hoch und massenhaft sind als gerade hier, wo die Hügel von Nochistongo das Thal von Mexico von dem von Tula trennen.

Nach dem ursprünglichen Plane sollte ein offener Kanal von dem Theile des Zumpango, der den Namen Citlaltepec trägt, beginnen, 1900 Varas lang bis nach Huehuetoca geführt werden, und von da ab ein Stollen das Gebirge durchbrechen. Kanal und Stollen sollten eine Weite von 5 und eine Tiefe von 4 Varas haben. Bis zum 7. Mai 1608 wurden 471154 Tagelöhner beschäftigt und betrugen die Kosten 73611 Pesos.

Am 14. Mai besuchte der Vicekönig, begleitet von dem Visitator Landeros, sowol den offenen Kanal als den Stollen, in welchen er zu Pferde ungefähr 2400 Varas tief hineinritt; am 15. wurde auf seinen Befehl und in Gegenwart des Provinzials

und anderer Patres des Jesuitenordens das Wasser des Zumpango in den Kanal gelassen, und der Vicekönig beschenkte den Bauführer Martinez mit einer goldenen Ehrenkette als Zeichen seiner Zufriedenheit. Schließlich ließ er sich Nachweisungen aufstellen über die Zahl der beschäftigt gewesenen Indianer, den Lohn und die Behandlung, die ihnen geworden, über die Zahl der Erkrankungs- und Sterbefälle u. s. w. Aus diesen Nachweisungen ging hervor, daß von den 60000 beschäftigten Indianern nur 10—12 infolge von Erkrankung gestorben und nur 10 in den Schachten und dem Stollen verunglückt waren.

Am 23. September 1608 war das ganze Werk vollendet, und am 13. März 1609 geschah die feierliche Abnahme desselben von dem Vicekönig in Gegenwart der Mitglieder der Audiencia und vieler angesehener Kleriker, welche das Abnahmeprotokoll unterschrieben und bezeugten, daß der Zumpango und Citlaltepec durch den Kanal des Martinez in den Tulafluß abgeleitet würden.

Der König, begierig über den Desagüe genaue Mittheilungen zu erhalten, unterschrieb am 8. Mai 1611 einen Erlaß, welcher dem Nachfolger des Marquis von Salinas, dem Erzbischof Vicekönig Don Fr. Garcia Guerra, auftrug, über die bisherigen Kosten des Unternehmens, bis wie weit dasselbe gediehen und was noch an demselben zu thun übrig sei, über die Kosten seiner Vollendung und Unterhaltung, über die Zahl der beschäftigt gewesenen Indianer und ob sie gezwungen oder freiwillig sich der Arbeit unterzogen hätten, zu berichten. Infolge dieses Auftrags forderte der Vicekönig die Autoritäten und Sachverständigen auf, alle diese Punkte zu beantworten. Das Gutachten des Civil- und Festungsingenieurs Alonso Arias war das eingehendste und diente dem Bericht des Vicekönigs zur Grundlage; aber es war auch das dem Martinez ungünstigste. Arias betrachtete das Geschehene als einen Misgriff, weil der hergestellte Kanal nur den Zumpango und nicht zugleich den San-Cristobal und Texcoco entwässere; dazu hätte der Kanal einer Länge von 70000 und einer Tiefe von 40 Varas bedurft. Der ganze Zweck sei aber blos dadurch nicht erreicht worden, daß Martinez' Messungen falsch gewesen seien; außerdem sei der Stollen zu

enge und werde sich durch die nachstürzenden Erdmassen verstopfen; unmöglich sei es, das Werk zu vollenden, und noch weniger möglich, es zu erhalten. Die Begutachtung des Ayuntamiento schloß sich der des Arias an und fügte hinzu, daß der eigentliche Zweck verfehlt sei, weil die Vorschläge des Pater Sanchez nicht Gehör gefunden hätten. In Bezug der Kosten sagte das Ayuntamiento, daß die zur Herstellung einer künstlichen Entwässerung erhobenen Steuern die Summe von 540000 Pesos aufgebracht hätten, von denen 413324 Pesos bereits verausgabt worden seien, und daß die Zahl der während vier Jahre beschäftigten Indianer 128650 betrüge, einschließlich der 3556 Frauen, welche zur Bereitung der Speisen nöthig gewesen seien.

Martinez rechtfertigte sich damit, daß ihm von dem Marquis von Salinas nur die Entwässerung des Zumpango und die Ableitung des Cuautitlan aufgegeben worden sei, daß aber auch damit, wenn dieses Werk vollendet, jeder Gefahr vorgebeugt sei, und erbot sich, mit 5—600000 Pesos das Werk bis zu Ende durchzuführen und mit ungefähr 2000 Pesos die jährlichen Unterhaltungsausgaben für den Stollen zu bestreiten.

Philipp III. ließ darauf durch seinen Gesandten am französischen Hofe nach einem in diesen Arbeiten erfahrenen Mann forschen, und erhielt als solchen Adrian Boot zugewiesen, der in seinem Vaterlande Holland ähnliche Entwässerungsarbeiten geleitet habe. Dieser Mann erschien in Mexico, besichtigte die Arbeiten des Martinez und gab sein Gutachten dahin ab, daß der Desagüe von Huehuetoca zwar „nichts tauge", aber dennoch erhalten werden müsse, um den Hauptfeind, den Cuautitlan, fern zu halten. Zu gleicher Zeit erbot sich Martinez, mit 300 Indianern und 110000 Pesos die zur Ableitung des Cuautitlan nöthigen Arbeiten auszuführen und zugleich die Zuflüsse des Pachuca von dem Zumpango abzuhalten. Der Vicekönig und die Audiencia erließen darauf ein Resolut, in welchem dem Martinez, wegen des geringen Vertrauens, das man seinen Versicherungen schenke, eine Bürgschaft von 12000 Pesos aufgegeben wurde; aber dieser erklärte sich nicht nur bereit, die Caution zu stellen, sondern verzichtete auch frei-

willig auf die Hälfte seiner Besoldung. Nach langem Für- und Widerreden erhielt er durch Decret vom 7. Mai 1615 den Auftrag, das begonnene Werk, von Boot unterstützt, zu Ende zu führen.

Fünf Jahre verflossen ohne daß Martinez sein Project, zu dem er sich nur ein Jahr ausbedungen hatte, ausführen konnte. Der Grund dieser Verzögerung wird von keinem Geschichtschreiber angegeben; ebenso wenig, warum eine im Jahre 1516 bereits erlassene königliche Verfügung erst im Jahre 1520 veröffentlicht wurde. Diese Verfügung befahl, den Desagüe von Huehuetoca in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten, damit er einem übermäßigen Anschwellen des Wassers vorbeuge, ohne die Seen des Thals zum Nachtheil des Handels und Verkehrs zu sehr zu entwässern.

Infolge dieser Verfügung blieb der Desagüe ein Gegenstand des Angriffs der einen, der Vertheidigung der andern. Da beschloß der neue Vicekönig, Marquis von Gelves, um sich über seine Nothwendigkeit zu unterrichten, in Uebereinstimmung mit vielen Sachkundigen und Fachmännern, den Fluß Cuautitlan in sein altes Bett zu leiten, den Huehuetocakanal zu sperren und alle Schleusen zwischen den Seen öffnen zu lassen. Dies geschah im März des Jahres 1623, und als man im October desselben Jahres die Pegelstände verglich, ergab sich, daß das Wasser in der angegebenen Zeit keine halbe Vara über sein gewöhnliches Niveau gestiegen sei. Gemelli versichert, daß es darauf im Monat December so stark geregnet habe, daß die Stadt sehr gefährdet gewesen sei. Von diesem Umstand thun jedoch andere Geschichtschreiber keine Erwähnung, und selbst der minutiöse Bericht des Zepeda und Carillo sagt nichts davon, obwol er den indiscreten Versuch des Vicekönigs tadelt.

Bis zum Jahre 1627 geschah für den Desagüe nichts; als aber der Cuautitlan in diesem Jahre seine Dämme zerriß und infolge dessen das Wasser mehrere Hand hoch die Straßen von Mexico bedeckte, erwachten die städtischen Behörden und überreichten dem Vicekönig Beschwerden darüber, daß die Regierung sie in Betreff von Maßregeln in Unkenntniß lasse, an denen sie als Repräsentanten der Stadt so großes Interesse hätten. Der Vicekönig beschied sie darauf, daß er das Recht habe, auf ihren Rath und

Beistand so lange zu verzichten, als es ihm gut scheine, daß es ihnen aber unbenommen sei, ihm Vorschläge zu machen. Diese wurden ihm durch eine Commission, bestehend aus Boot, Martinez und elf Sachverständigen, übermittelt, worauf am 22. März desselben Jahres eine Berathung stattfand, in welcher vorgeschlagen wurde, den Pachuca durch das Bett des Baches Guipustla in den Tulafluß abzuleiten.

Seit 1604 waren beinahe wieder fünfundzwanzig Jahre verflossen; man glaubte die Gefahr vor der Thüre, und es regnete daher Projecte und Vorschläge. Der Vicekönig jedoch antwortete ausweichend, vermied es, sich für den einen oder andern Vorschlag zu erklären und beschränkte sich darauf, im Anfang des folgenden Jahres dem König über den Stand der Dinge Bericht abzustatten und durch die Jesuitenpatres die dringendsten Arbeiten ausführen zu lassen.

So kam das unglückliche Jahr 1629 heran, und endlich entschloß sich der Vicekönig, den dringenden Bitten der Stadt nachzugeben und die Arbeiten am Desagüe, das einzige Mittel, einer Gefahr zu entgehen, die sich durch den raschen Anwuchs des Wassers bereits anmeldete, wieder aufzunehmen. In vier Monaten war der Desagüe bereits so weit, als er vor Einstellung der Arbeiten gestanden, wiederhergestellt. Dennoch sollte die Stadt den Wankelmuth und die Unschlüssigkeit ihrer Behörden büßen. Nachdem schon im Juni durch den außerordentlich starken Trieb ein Theil des Stollens eingestürzt war, und infolge dessen die stauenden Wellen den Zumpango und die übrigen Seen überflutet und die Stadt in die höchste Bestürzung versetzt hatten, zerriß am Tage nach St.-Matthäi der Cuautitlan, nach einem sechsunddreißigstündigen, außerordentlich heftigen Regen, seine Dämme, infolge dessen das Wasser in den Straßen Mexicos, nach der Angabe von Zepeda und Carillo, zwei Varas hoch stand und, nach dem Bericht des Erzbischofs Don Francisco Manso y Zuñiga, 30000 Personen theils ertranken, theils unter den Trümmern ihrer Häuser verschüttet wurden, und 20000 spanische Familien die Stadt für immer verließen. Der Gottesdienst blieb eingestellt, Tempel, Gerichtssäle, Bureaux und Werkstätten blieben geschlossen. Am vierten Tage

verordnete der Erzbischof einen feierlichen Umzug mit dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Guadalupe in Canots, an dem alle geistlichen und weltlichen Würdenträger theilnahmen. Am 1. November präsidirte der Vicekönig einer Versammlung der städtischen Autoritäten und Corporationen, in welcher zur Herstellung des Verkehrs der Bau hölzerner Brücken und Dämme beschlossen wurde, und am 26. December wurde Martinez mit der Vollendung des Desagüe beauftragt, wozu dieser 200000 Pesos und 20 Monate Zeit verlangte.

Zur Bestreitung der Kosten wurde auf den Import von Wein zu Vera-Cruz eine Steuer von 25 Pesos pro Pipe gesetzt, deren Ertrag zur Hälfte die Kosten des Desagüe, zur Hälfte die der Befestigung jenes Hafens decken sollte. Da aber die Umstände keinen Aufschub gestatteten, so wurde von der königlichen Regierungskasse ein Vorschuß von 137500 Pesos, und 62500 Pesos mit Bewilligung des Erzbischofs aus dem Fonds „Zu wohlthätigen Zwecken" geleistet.

Das Jahr 1630 verfloß; aber das Wasser, statt abzunehmen, stieg vielmehr infolge des vielen Regens. Der Vicekönig forderte die städtischen Behörden auf Vorschläge zur Abhülfe zu machen, worauf am 7. October in einer Sitzung des Ayuntamiento, an welcher viele Prälaten, Mönche und Gelehrte theilnahmen, eine Entwässerung des Thals in großem Maßstabe vorgeschlagen wurde, nebst dem Angebot von 1½ Million Pesos, die aufgebracht werden könnten durch 1 Procent vom Werth der städtischen und bäuerlichen Grundstücke, von den Besoldungen der Alcaldes-Mayores, das Almosen, welches aus dem königlichen Aerarium den Orden zufließt, durch die Hälfte der Pfründen, eine Gehaltssteuer, eine Anleihe zu 7 Procent von den Privaten, eine Abgabe von 1 Procent auf Mühlen, 110000 Pesos aus frommen Stiftungen, eine Wirthshaussteuer, und das Hoheitsrecht eines Jahres, welches der König der Münze dafür erlassen möge. Darauf wurde ein Edict publicirt, nach welchem der Desagüe bis zur Boca de San-Gregorio fortgesetzt werden sollte.

Schon waren die Arbeiten wieder aufgenommen, als der Jesuit Pater Francisco Calderon dem alten Märchen eines unterirdischen

Abzugskanals des Tezcocosees von neuem Glauben verschaffte. Das Ayuntamiento setzte 100000 Pesos auf die Entdeckung der verborgenen Schleuse, und es stand zu befürchten, daß der für die Vollendung des Desagüe erwachte Eifer von neuem erkalten werde, als der Geist des Widerspruchs ihn wieder anfachte. Am 29. October theilte der Vicekönig dem Ayuntamiento den Inhalt mehrerer eingegangener königlicher Verordnungen mit, unter welchen eine vom 19. Mai datirte verordnete, die Stadt nach der zwischen Tacuba und Tacubaya gelegenen Ebene zu verpflanzen. Alle geistlichen und weltlichen Autoritäten und Corporationen widersprachen dieser Verfügung, und das Ayuntamiento reichte eine die königliche Verordnung betreffende Darstellung aller Schwierigkeiten ein, womit deren Ausführung verbunden sein würde, und beschloß, ohne die königliche Entscheidung abzuwarten, die begonnenen Arbeiten eifrig fortzusetzen. Der Werth des städtischen Eigenthums, einschließlich des der verschiedenen Klöster, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, ward damals auf 50 Millionen Pesos geschätzt, und Stadt und Land, Klerus und Laien hielten den Desagüe selbst um den Preis von 4 Millionen nicht mehr zu theuer erkauft.

Am 2. Januar 1631 beauftragte der Vicekönig den Oidor Don Juan de Villabona Cubiaurre mit der Oberinspection über die Arbeiten am Desagüe. Dieser Mann berichtete unterm 13. Februar über das Werk und den Baumeister so schlimm, daß Gemelli glaubt, Martinez' Tod sei dadurch veranlaßt worden.

Am 17. Januar 1637 stürzte infolge heftiger Erdstöße der Stollen auf einer großen Strecke ein. Dies veranlaßte den ausführlichen Bericht des Don Fernando Carillo und Don Fernando Zepeda für den damaligen Vicekönig Marquis von Cadereyta, nach welchem die damals aufgelaufenen Kosten des Werks bereits 2950064 Pesos betrugen. Da der Bericht einige Streitfragen über Instandhaltung und Fortsetzung des Werks erörterte, so veröffentlichte ihn der Vicekönig und forderte die verschiedenen Corporationen zur Prüfung desselben auf. Es trat darauf abermals eine Junta zusammen, und der Vicekönig decretirte schließlich, daß der Desagüe von Huehuetoca in einen offenen Durchstich verwandelt und so

vertieft und erweitert werden soll, daß durch ihn nicht allein die Lagunen von Zumpango und San-Cristobal, sondern auch der Texcoco abfließen könne, und daß, um die Möglichkeit der Ausführung und die Kosten beurtheilen zu können, mit dem Durchstich des Hügels La Guiñada bei Huehuetoca, der schwierigsten und kostspieligsten Stelle, zu beginnen sei. Infolge obiger Verfügung ward diese Arbeit, mit der keine der bisher überwältigten Schwierigkeiten sich vergleichen läßt, unternommen; denn um dem Kanal die nöthige Weite und eine solche Tiefe zu geben, daß er 4 Varas Wasser führte, mußten, nach der Berechnung der Sachkundigen, 70,721526 Kubikvaras Erde ausgeworfen werden. Dennoch wurden die Arbeiten fast ununterbrochen fortgesetzt, und das Ayuntamiento zahlte dafür jährlich 100000 Pesos.

Da aber das so dringend gebotene Ziel, den ganzen Kanal in einen offenen Durchstich zu verwandeln, auf einer Strecke von einer halben Legua wegen des harten Gesteins, auf welches die Arbeiter dort stießen, lange nicht erreicht wurde, so währten auch die Gefahren für die Hauptstadt und die Umgebung der Seen noch lange fort. Im Jahre 1645 führte der von heftigen Regen angeschwollene Cuautitlan so viel Steine und Erde mit sich, daß der Kanal an der erwähnten Stelle sich verstopfte, die Wasser stauten, sich über die tiefer gelegenen Seen ergossen und eine Ueberschwemmung der Hauptstadt verursachten, die der von 1629 fast gleichkam. Am 9. Juni 1691 fiel ein so furchtbarer Platzregen, daß verschiedene Straßen Mexicos unter Wasser gesetzt und bis zu Ende des Jahres unpassirbar blieben. Im Jahre 1747 regnete es mit solcher Gewalt, daß, trotzdem der Desagüe unbeschädigt blieb, die Seen zu einer gefahrdrohenden Höhe anwuchsen. Unter der Regierung des Marquis von Cruillas sah sich die Stadt, einer Insel gleich, rundum von Wasser umgeben, und man fürchtete von einem Augenblick zum andern, sie verschlungen zu sehen. Doch war diesmal die Gefahr nicht von Norden her herangetreten, sondern durch gewaltsame, wahrscheinlich infolge des hydrostatischen Drucks hervorgerufene Losbrüche verschlossener Wasser an den südlichen, östlichen und westlichen Abhängen der Gebirge veranlaßt worden.

Diese Mahnungen zur Vorsicht gegen einen Feind, den man so lange nicht als gebändigt betrachten konnte, als der Desagüe das noch nicht war, was er sein mußte: ein seiner ganzen Länge nach dem Himmel offener Durchstich, ließen den Gedanken an dessen Vollendung nicht ruhen, und nach siebenjährigem Hin- und Herrathen wurde endlich das Anerbieten des Consulado, gegen eine jährliche Entschädigung von 800000 Pesos den Durchbruch zu vollenden, angenommen. Das Consulado, obgleich es nur ein einziges Jahr zur Lösung der übernommenen Arbeit sich ausbedungen hatte, gebrauchte dazu volle achtzehn Jahre, sodaß erst im Jahre 1789 die Abnahme seitens der Regierung geschah. Obgleich nun vom Vicekönig, der bei der Abnahme persönlich zugegen war, dem Consulado, im Auftrage des Königs, der Dank des Landes abgestattet wurde, so glaubte der folgende Vicekönig, der kurz darauf die Regierung übernahm, dennoch zu erkennen, daß das Werk weit von der Vollendung entfernt sei, die das Consulado ihm zu geben übernommen hatte. Er hatte diese Entdeckung kaum gemacht, als er vom König aufgefordert wurde, diejenigen Mitglieder oder Beamten des Consulado anzugeben, welche sich um den Desagüe besonders verdient gemacht hätten, um unter diese die Ersparnisse von 30000 Pesos als Gratification zu vertheilen. Da aber diese bei weitem nicht hinreichten, die Kosten der noch rückständigen Arbeiten zu decken, so erklärte das Consulado, indem es die Schuld dem leitenden Architekten aufbürdete, an dem Danke des Landes genug zu haben und die gebliebenen Mängel auf eigene Kosten abstellen lassen zu wollen.

Seit 1623 war derjenige Arm, durch welchen Martinez den Zumpangosee abzuleiten dachte, allmählich versandet, verschüttet und zuletzt in gänzliche Vergessenheit gerathen. Da aber auch in der Vollendung, welche der Desagüe vom Consulado erhalten hatte, noch immer keine Sicherheit für die Bewohner der Hauptstadt und auf gleichem Niveau liegender anderer Ortschaften lag, so lange der Zumpango, als Reservoir der nördlichen Gebirgswasser, nicht abgeleitet werden konnte, so unternahm der Oidor Mier gegen Ende des Jahrhunderts den Bau eines 70000 Varas langen Kanals;

allein seine Fehler in dem Nivellement machten nicht nur seine Arbeit nutzlos, sondern vermehrten sogar noch die bestehende Gefahr, sodaß ein neuer Kanal angelegt werden mußte, der, 4500 Varas lang, in den Huehuetoca bei Garillero einmündet.

Damit war das Project des Martinez ausgeführt, aber, trotz der Millionen, welche seine Ausführung gekostet hatte, sein erster Zweck nicht erreicht, und andere von Tag zu Tag näher herantretende Bedürfnisse und Wünsche der Einwohner Mexicos und der Umgegend konnten dadurch ihrer Lösung nicht entgegengeführt werden. Zu den letztern gehörte die Entfernung der in den städtischen Kanälen* stagnirenden und durch ihre Ausdünstung die Luft verpestenden Gewässer, welche wegen des geringen Falls gegen den Texcocosee nicht abliefen, sowie die Umwandlung des dem Texcoco abzugewinnenden Terrains in culturfähigen Boden; endlich die Herstellung bequemer Wasserstraßen für den Transport von Lasten, und die Aussüßung des Texcocosees selbst.

Die Bedingung, von welcher alle diese Wünsche und Bedürfnisse abhingen, war die Herrschaft über das Wasser aller Bassins, oder die Herstellung eines Kanals zur Entwässerung des ganzen Thals oder des Texcoco, als des tiefstliegenden Beckens. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts wurde dieses schon von Martinez vorgeschlagene Project, das aber damals, als der Ausführung zu fern liegend, abgelehnt wurde, wieder aufgenommen und lebhaft besprochen; aber erst im Jahre 1804 erschien das die Ausführung anordnende Decret des Vicekönigs Iturrigaray, und 1807 der Kostenanschlag, der sich auf 1,600000 Pesos stellte.

Trotz der hohen Summe erklärte sich der Vicekönig für den Beginn der Arbeit, die auch unter seiner persönlichen Aufsicht rasch gedieh; allein Verhaftung und die im Jahre 1810 folgende Revolution unterbrachen ihren Fortgang, und wenn diese Unterbrechung sich auch im Jahre 1819 durch eine furchtbare Ueberschwemmung rächte, so theilte das Unternehmen, infolge des zwischen der Colonie und dem Mutterlande ausgebrochenen Kampfes, das Schicksal aller übrigen Zweige der innern Verwaltung. Zwar wurde eine Provinzialdeputation mit der Leitung der Arbeiten beauftragt und

Don José Mora ein Bericht aufgegeben über den Zustand des Werks und die zu treffenden Vorkehrungen, aber alles dies blieb ohne weitere Folgen.

Das Decret vom 18. April 1826 übertrug die Sorge für den Desagüe der Bundesregierung, die einen Commissar ernannte, der, in Verbindung mit einem zweiten, vom Staate Mexico zu wählenden, eine Besichtigung vornehmen sollte. Die Besichtigung fand wirklich statt, und die Regierung nahm die auf Grund derselben aufgestellten Vorschläge auch entgegen, aber dabei behielt es sein Bewenden. Im Jahre 1830 fanden sich bereits alle Anlagen, welche zum Schutze der Hauptstadt mit so enormen Kosten hergestellt worden waren, im kläglichsten Zustande. Der Cuautitlan war verschlammt, der Kanal bis zur Höhe von 8 Varas über seiner Sohle mit Erde und Steinen ausgefüllt, die Werfte und Dämme ruinirt, die Schleusen zerstört. Zwar gelang es den Bemühungen des trefflichen Ingenieurs Don José Rincon, bis zum Jahre 1832 den Kanal wieder für den Durchfluß des Wassers zu öffnen, aber der damals gerade sehr hochgehende Cuautitlan sprengte seine morschen Dämme und ergoß sich über die Lagunen, die infolge dessen weit austraten und erst im September sich wieder zurückzogen.

Durch Decret vom 22. April 1853 wurde die Obhut und Vollendung des Desagüe dem Ministerio de Fomento übergeben; allein die traurige Zerrissenheit des gouvernementalen Handelns, hervorgerufen durch das stete Ringen der verschiedenen politischen Parteien um den Oberbefehl, durch welches vorübergehend die Vertreter der heterogensten Ansichten und Bestrebungen zur Macht gelangten, ließ die wichtigsten Unternehmungen in Vergessenheit und durch die Absorption der Geldmittel in Verfall gerathen, und bis 1856 lag der Gedanke an die Fortsetzung des Desagüe ferner wie jemals.

III.

Die Straße Don Juan Manuel.

Volkssage. Geschichte Don Juan Manuel's de Solórzano nach Actenstücken. Ein Stück aus der Geschichte Mexicos.

Wie überall, so sind auch in Mexico Friseur- und Barbierbuden die Plätze, wo Stadtneuigkeiten ausgekramt, der Klatscherei gepflegt und die Chronique scandaleuse abgehandelt wird. Ich theile zwar nicht jenen unersättlichen Durst nach Hof- und Hausgeschichten mit unserm „größten, unsterblichen Gelehrten", aber in einer neuen Welt nehmen diese Plaudereien für den Fremden ein anziehenderes Gewand an, und es gelingt nicht selten, eine Perle in dem Kehricht zu entdecken. Mein mexicanischer Barbier, bei dem ich manchmal länger als es das Bedürfniß erheischte, verweilte, gehörte in dieser Beziehung zu den ergiebigsten Neuigkeitsquellen.

Eines Tags war ich auch wieder bei ihm eingetreten, und zwar in Begleitung meines neuen Bekannten, des schon erwähnten Professors Don Pio Bustamante.

„Was fehlt Euch, Don Pepe, warum so wortkarg heute?" fragte ich.

„Ew. Gnaden lieben die Klatschereien nicht."

„Klatschen und stumm sein wie ein Kartäuser, lieber Meister, ist zweierlei, und beides vom Uebel; besonders aber heute, wo ich

der Zerstreuung bedarf und meiner Phantasie eine angenehme Unterhaltung wünschen möchte, zu der niemand besser Rath weiß als eben Ihr, Don Pepe. Drum frisch ans Werk, laßt eine Geschichte los!"

„Ew. Gnaden wissen recht wohl, wie ungeschickt ich dazu bin. Wollte Gott, ich hätte das Talent meines seligen Vaters geerbt, dem niemand müde wurde zuzuhören, wie Ew. Gnaden alle, die ihn kannten, bezeugen können, besonders aber weiland dero erzbischöfliche Gnaden, Gott hab' ihn selig, der oft ganze Stunden mit meinem Vater verplauderte und mehr als einmal gestand, kein Mensch wisse mehr und besser zu erzählen als mein seliger Vater, der für sich allein Mann genug wäre, die Geschichte aller Straßen, Häuser und Azoteen Mexicos zu schreiben. Doch ich kann nicht alle Lobsprüche wiederholen, denn sehen Sie, Caballero, er war mein Vater, und ..."

„Wer, der Herr Erzbischof?"

„Gott behüte, nein, sondern mein eigentlicher Vater Don Antonio, Barbier zu seinen Lebzeiten, in welcher Eigenschaft er auch die Ehre hatte, Don Pio, Ihren Herrn Vater und Großvater zu bedienen."

„Demnach", erwiderte Don Pio Bustamante, „waren die Bärte meiner Ahnen stets a la disposicion der eurigen."

„In der That, wir sind stets mit dem hochgeneigten Vertrauen beehrt worden."

„Sehr wohl, aber warum glaubte der Herr Erzbischof, Euer Vater hätte die Geschichte aller Straßen und Häuser Mexicos schreiben können?"

„Ja, sehen Ew. Gnaden, man durfte nur bei dieser oder jener Gelegenheit dieser oder jener Straße in dieser oder jener Weise erwähnen, so wußte er sofort eine Geschichte dieser oder jener Straße, und die hatte, das versichere ich und so sagen alle, Hand und Fuß, sodaß ihr nichts fehlte, als gedruckt zu sein, und ..."

„Und habt Ihr keine von diesen Geschichten behalten?"

„Ich entsinne mich wol noch der einen und andern, aber kann

sie nicht so wiedergeben, wie sich's gehört und daß Ew. Gnaden daran Gefallen fänden."

„Nicht zu bescheiden, Don Pepe. Laßt mich immerhin eine dieser Geschichten hören; aber nichts davon und nichts dazu; ganz nach der Wahrheit!"

„Von welcher Straße befehlen Ew. Gnaden?"

„Nun natürlich von der Straße, in der wir uns eben befinden, der Straße Don Juan Manuel."

„Gut dann! Ew. Gnaden müssen also wissen, daß vor vielen vielen Jahren in dieser Straße, die damals noch Calle-Nueva hieß und eine Ausgangsstraße Mexicos war, ein sehr reicher und vornehmer Herr aus Spanien wohnte, genannt Don Juan Manuel. Es hatte Gott gefallen, ihm große Glücksgüter und eine Gattin zu verleihen, die ein Muster von Schönheit und Tugend war. Alle Welt hielt ihn daher für einen hochbeglückten Mann; aber er war weit entfernt, es zu sein; denn die Jahre schwanden, ohne seine Hoffnung auf einen Erben zu erfüllen. Das Bedürfniß nach Trost führte ihn in die Arme der Religion. Nach und nach verließ er kaum noch die Kirche, und niemand hatte in seinem Hause Zutritt als Geistliche, Mönche und einige ihrer Frömmigkeit wegen hochgeachtete Laien. Allein alles dies schien seinen Kummer nur zu nähren und ihm den Genuß seiner Reichthümer mehr und mehr zu verbittern. In dieser Stimmung beschloß er, einen Theil seiner Güter der Kirche zu schenken und in der Ordenstracht des heiligen Franciscus sein Leben in Gerechtigkeit und Heiligkeit zu beschließen. Vorher aber entbot er aus Spanien einen Neffen zu sich, um ihm die Ausführung seines Testaments und die Verwaltung der seiner Gattin verbleibenden Güter zu übertragen. Wirklich kam auch dieser Neffe an und mit ihm Don Juan Manuel's Unglück; denn der böse Feind, der ohne Zweifel seiner Seele nachstellte, begann ihn darauf mit sonderbaren Gedanken zu plagen, bald ihm Argwohn in Betreff der Treue seiner Gattin einzuflößen, bald ihm die guten Padres zu verdächtigen, die seine Rathgeber gewesen waren, kurz, ihn gerade mit denjenigen Personen am unzufriedensten zu machen, die er für die heiligsten und tugendhaftesten hätte halten sollen. Allmählich

brütete er die verzweifeltsten und grausamsten Handlungen der Rache aus, und seine unselige Verblendung ging so weit, daß er einst nachts den Teufel beschwor und ihm seine Seele verschrieb unter der Bedingung, ihm behülflich zu sein, sich an dem vermeintlichen Complicen seiner treulosen Gattin zu rächen.

„Der böse Feind, der nimmer ruht, mochte die Gelegenheit nicht versäumen, nebst dieser noch viele andere Seelen zu verderben, und wies ihn an, um die elfte Stunde der folgenden Nacht seine Wohnung zu verlassen und auf der Straße den Verführer seiner Gattin zu erwarten. Don Juan kam dieser Weisung pünktlich nach, und als er von seinem Versteck aus einen Mann gewahrte, der, das Gesicht in seinem Mantel bergend, sich seinem Hause zu nähern schien, trat er rasch auf ihn zu und stieß ihm, ohne ein Wort an ihn zu richten, so heftig den Dolch in die Brust, daß er todt niederstürzte.

„Schon fühlte Don Juan diejenige Genugthuung, welche befriedigte Rache einem Herzen voll Haß gewähren kann. Da erschien ihm in der folgenden Nacht der unreine Geist ungerufen und sprach zu ihm: «Glaube ja nicht, dich von dem Feinde deiner Ruhe befreit zu haben. Er, den du erdolchtest, war ein unschuldiger Mann, ein Handwerker, der seiner Familie den Wochenlohn seines Fleißes zu bringen gedachte. Er mußte gleichwol sterben, weil es meine hohen Absichten erheischten.»

„Als Don Manuel dies hörte, erging er sich in den schrecklichsten Verwünschungen gegen den Bösen, der jedoch, ohne sich mit einer Silbe zu entschuldigen, ihn an seinen Pact erinnerte und dann folgenderweise fortfuhr:

„«Wäre dein Wissen dem meinigen gleich, so würde dich nichts in dieser Welt befremden; aber weder ist dein Verstand einer solchen Wissenschaft fähig, noch ist es mir gegeben, dich in dieselbe einzuweihen. Doch will ich dir den größten Dienst leisten, den ich unter solchen Umständen erzeigen kann, d. h. ich will dir den Weg zeigen, auf dem du dein Ziel erreichst. Verlasse Nacht für Nacht deine Wohnung, und trete ohne Furcht an jede Person heran, der du punkt 11 Uhr auf der Straße begegnest. Stoße sie nieder, und

wenn ich dir sogleich nach vollbrachter That erscheine, kannst du sicher sein deine Aufgabe gelöst zu haben. Verliere keine Zeit und erinnere dich, daß dein Weib schon des Ankömmlings wartet.»

„Diese Worte fachten Don Juan Manuel's Eifersucht noch heller an und betäubten die Stimme seines Gewissens so, daß er nur noch an die Ausführung des von der Hölle gegebenen Raths dachte. Jede Nacht verließ er genau um elf Uhr seine Zelle, und um der Stunde desto sicherer zu sein, fragte er den ersten, der ihm begegnete: «Freund, wie viel Uhr ist es?» und antwortete ihm der Unglückliche: «Elf Uhr», so stieß ihm Don Juan Manuel den Dolch mit den Worten ins Herz: «Wohl dem Manne, der seine Todesstunde weiß!»"

„Die Polizei scheint in Mexico damals nicht viel auf sich gehabt zu haben!"

„Dasselbe sagte mein seliger Vater, und fügte hinzu, es hätte damals weder Laternen noch Nachtwächter gegeben; nur die heilige Hermandad hätte dann und wann eine Runde gemacht; doch mehr . . ."

„Still, Meister! Laßt mich eure Geschichte weiter hören, denn ich möchte wissen, was der Teufel bei dem Handel schließlich gewinnt."

„Zu Befehl, Ew. Gnaden! — Lange trieb's Don Juan Manuel so, und ganz Mexico war voll Furcht und Schrecken, denn täglich wurde in der Vorstadt ein Ermordeter gefunden, ohne daß man den Angreifer errieth.

„Da brachte man eines Morgens Don Juan Manuel den Leichnam seines so sehr geliebten Neffen, den er in der verflossenen Nacht, ohne ihn zu kennen, erdolcht hatte. Der Anblick dieser Leiche erregte in dem Mörder Gefühle des Entsetzens und schwer zu beschreibender Bekümmerniß, aber auch so heftige Gewissensbisse, daß er, ohne Furcht vor dem Satan, sich einem seiner Weisheit und Heiligkeit wegen allverehrten Pater Franciscaner zu Füßen warf, und ihm voll Reue und Zerknirschung seine ganze Schuld bekannte. Dieser heilige, in der Wissenschaft der Seelsorge sehr erfahrene Mann wollte, bevor er ihm die Absolution ertheilte,

seine Reumüthigkeit auf die Probe stellen, und trug ihm als Buße auf, in drei aufeinanderfolgenden Mitternächten am Fuße des Galgens einen Rosenkranz für das Seelenheil der von ihm Ermordeten zu beten, und ihm jedesmal am folgenden Morgen anzuzeigen, daß dies geschehen. Fest entschlossen, sich mit Gott zu versöhnen, unterzog sich Don Juan Manuel demüthig dem Befehl, und als es Mitternacht schlug, kniete er unter dem Galgen und betete, trotz des Grausens, welches sein Blut in den Adern gerinnen machte, seinen Rosenkranz. Schon war dieser beendigt, und eben wollte er sich auf den Heimweg begeben, als er zu seinem größten Entsetzen folgende laut und deutlich, aber mit einer Grabesstimme gesprochenen Worte vernahm:

„«Ein Vaterunser nebst Ave-Maria für die Seele des Don Juan Manuel!»

„Als er von seiner Ohnmacht sich erholte, graute bereits der Morgen, und sein erster Gang war, dem Pater das schreckliche Begegniß zu berichten. Dieser suchte ihn zu ermuthigen, zeigte ihm, daß diese Buße zum Heil seiner armen Seele nothwendig sei und unter dem, was er gehört zu haben glaube, nur eine List des höllischen Feindes zu vermuthen sei, der ihn von einer so heilsamen Uebung der Reue abzuziehen trachte. Er möge, so oft er Furcht empfinde, nur das Zeichen des heiligen Kreuzes machen, vor allen Dingen aber auch in der folgenden Nacht am Fuße des Galgens seine Buße verrichten. Sei diese geschehen, verspräche er, ihm am folgenden Tage die Absolution zu ertheilen. So ermuntert, erschien auch zur bestimmten Stunde Don Juan Manuel unter dem Galgen. Noch hatte er aber seinen Rosenkranz nicht beendet, als er aus der Ferne eine große Anzahl brennender Lichter herankommen und je zwei und zwei, wie in einer Procession, vorüberziehen sah, gefolgt von einem dunkeln, kantigen, sargähnlichen Gegenstande, der in Manneshöhe über dem Boden nachschwankte. Don Juan blieb bei diesem Anblick ziemlich tapfer; als er aber im Ton der vorigen Nacht die Worte vernahm: «Ein Vaterunser nebst Ave-Maria für die Seele des hochachtbaren Don Juan Manuel!»

da verlor er den Muth und das Bewußtsein. Am Morgen war er frühe beim Pater, betheuerte ihm, die Probe nicht zum dritten mal bestehen zu können, und bat, ihm die Absolution nicht länger vorzuenthalten, da er die Aufrichtigkeit seiner Reue sehe. Länger zu zögern schien auch dem Pater nicht gerechtfertigt, und nachdem er nochmals seine Beichte gehört und sich das Versprechen hatte geben lassen, Don Juan werde auch die dritte Nacht unter dem Galgen beten, ertheilte er ihm Vergebung seiner Sünden."

„Ich wette alles, diese Nacht geht's ihm schlecht; denn nun folgt die Strafe", warf mein Begleiter, Señor Bustamante, ein, welcher der Erzählung aufmerksam gefolgt war.

„Und wie folgte sie, Don Pio! Daß sich einem das Haar auf dem Haupte sträuben möchte! In jener Nacht ging Don Juan Manuel, wie er versprochen hatte, seine Buße zu verrichten, und als die Morgensonne die Stätte beleuchtete, baumelte er, ein Erhängter, an eben diesem Galgen. Aber wer glauben Ew. Gnaden, hatte ihn gehängt?"

„Quien sabe? Sollte es der Pater gewesen sein?"

„O nein! Wie können Ew. Gnaden so etwas denken!"

„Nun, so ist's der Teufel gewesen, der auf keinen Fall mit Don Juan zufrieden war, und ihm im Zorn den Hals umgedreht haben mag."

„Weit gefehlt! Die ihn gehängt haben, waren — errathen Sie es nicht? — die Engel!"

„Aber, lieber Meister, darin liegt ja gar keine Gerechtigkeit. Eher hätte Don Juan Manuel den Teufel, der doch an allem schuld war, hängen müssen."

„Gleichwol ist es ausgemacht, daß es die Engel gethan haben, und bis auf den heutigen Tag hat in ganz Mexico niemand anders geglaubt."

„Sagt die Geschichte nicht, ob die Witwe wieder heirathete?"

„Ich weiß nur soviel, daß diese Straße seitdem Calle Don Juan Manuel heißt."

„So stand hier sein Haus?"

„Genau auf der Stelle, behauptete mein Vater, die jetzt das

Hintergebäude des Klosters San-Bernardino einnimmt, denn es wurde auf Befehl der Audiencia niedergerissen."

„Ohne Zweifel waren dann die Oidores mit den Engeln einverstanden, was gerade kein seltener Fall in der Geschichte gewesen sein soll. Wer möchte in solcher Zeit gelebt haben!"

„In Betreff der Audiencia hörte ich meinen Vater sagen, der Herr Licenciado, ein ehemaliger vertrauter Freund von Señor Don Pio Bustamante's Vater, besitze, ich weiß nicht was für Papiere, aus denen zu ersehen sei, was mit dem Haus und den übrigen Gütern Don Juan Manuel's geschah."

Acht Tage waren verflossen, während welcher ich meinen Beschäftigungen in der Hauptstadt nachgegangen war und darüber beinahe die ganze Erzählung des Barbiers vergessen hatte. Da erhielt ich eines Morgens ein voluminöses Packet Papiere, welchem ein Brief Bustamante's mit folgendem Inhalt beigeschlossen war:

„Als wir vor acht Tagen unsern Barbier verließen und ich mich von Ihnen trennte, geschah es in der Absicht, meinen Freund, einen Sohn des erwähnten Licenciado C., zu besuchen, weil er möglicherweise die interessanten Papiere noch aufbewahrt haben konnte. Solche vom Vater auf den Sohn sich forterbende Erzählungen, sagte ich zu mir selbst, gründen sich alle auf ein wirkliches Ereigniß, und hat die Geschichte Don Juan Manuel's auch keine universalhistorische Bedeutung, so ist sie doch für die Specialgeschichte Mexicos interessant genug. Einige Minuten nach dieser Reflexion befand ich mich in der Wohnung meines Freundes, erklärte ihm die Veranlassung meines Besuchs, und bald waren wir eifrig beschäftigt, vergilbte, von Motten stark angegriffene Papiere zu durchstöbern. Lange fanden wir nichts. Meine Ungeduld wuchs und meine Eigenliebe fühlte sich gekränkt, von einer Begebenheit aus der Geschichte meiner Vaterstadt keine bessere Bürgschaft geben zu können als den Namen meines Barbiers. Müde, Acten zu durchblättern und Staub zu verschlucken, wollten wir eben die Hoffnung aufgeben, als uns ein Umschlag mit losen Blättern in die Hände fiel, welche mit so wunderlichen Schriftzügen bedeckt waren, daß man sie für kabbalistische Zeichen hätte halten können.

„«Was wetten wir, dies sind die Papiere, die wir suchen?»

„«Unmöglich! Der Charakter dieser Schrift ist zum mindesten ältern Datums als die Entdeckung Amerikas.»

„«Man täuscht sich darüber sehr leicht; ich kann dir weit neuere Handschriften zeigen, die dennoch weit unleserlicher sind.»

„«Gleichwol kann hier kein Zweifel obwalten, denn der Charakter dieser Schrift ist, wenn ich nicht sehr irre, derjenige, den der Pater Terreros den cortezianischen nennt, und das jüngste Schriftstück darin datirt aus dem Anfang der Regierung unserer katholischen Könige.»

„«Ich möchte sie eher für die Kanzleischrift halten, die während der Zeit von 1590 bis 1610 üblich war.»

„«Es kann nicht sein; die Züge sind...»

„«Es kann recht gut sein! Sieh diesen Schnörkel, offenbar eine Abbreviatur, die...»

„Der Streit endete damit, daß ich die Papiere nach Hause trug.

„Die Nacht schlief ich weder, noch putzte ich mein Licht. Mein ganzes Verlangen war, zur Widerlegung meines Freundes am andern Morgen die Geschichte Don Juan Manuel's vorlesen oder erzählen zu können. Meine erste Arbeit mußte sein, ein Alphabet in diesem Schriftcharakter aufzustellen. Die ersten Blätter enthielten so kurze und unregelmäßige Zeilen, daß ich sie für Verse hielt und bis zu gelegenerer Zeit beiseite legen wollte, da fiel mein Blick auf eine schöner und leserlicher gehaltene Zeile, und wer beschreibt mein Entzücken bei der Entzifferung der Worte:

„Verzeichniß beiliegender Aktenstücke, betreffend Don Juan Manuel de Solórzano.

„Nun waren alle Schwierigkeiten gehoben. Ich stellte mein Alphabet auf, entzifferte die Abbreviaturen, übte mich im Lesen, und habe nun das Vergnügen, Ihnen angeschlossen eine Abschrift folgender Actenstücke übersenden zu können:

„1) Carta de Don Pedro Salazar al oidor Señor Don Francisco Velez de Pereira;

„2) Carta de Don Pedro Salazar, residente in Vera-Cruz al Virey Marques de Cadereita;

„3) Carta del P. Ontañon del orden de San-Francisco á su prelado;

„4) Carta de Don Prudencio de Armendia, residente in Orizaba à Don Juan Manuel de Solórzano;

„5) Papel del Virey al Lic. Ondraeta;

„6) Papel del mismo á Don Diego de Figuerra, capitan de navio, comandante de la flota;

„7) Papel de Don Manuel al P. Ontañon;

„8) Mandamiento de embargo, de algunos bienes de Don Juan Manuel cometido por la àudiencia al Lic. Sarabia;

„9) Minuta de inventario de los bienes de la obra pia del hospital de Españoles que administraba Don Juan Manuel de Solórzano.“

So weit Don Pio's Brief. Die erhaltenen Acten aber las ich und studirte sie am Lichte der Thatsachen ihrer Zeit, und hier ist die

Wahrhafte Geschichte Don Juan Manuel's.

An der Regierung der spanischen Colonien participirten drei Factoren. Die amtliche Gewalt lag in den Händen der Vicekönige, die geistliche in denen der Erzbischöfe, und zwischen beiden stand die Audiencia, um durch ihr Hinneigen nach rechts oder links den Ausschlag zu geben. Allein bis in die letzten Jahre der spanischen Herrschaft war die Macht eines Erzbischofs der eines Vicekönigs hundertmal überlegen. Scheinbar ohne mit jenen physischen Zwangsmitteln ausgerüstet zu sein, und fern davon mit einer Gewalt zu prunken, deren sichtbarer Apparat dem Volke anstößig ist, hielt diese gigantische Macht durch bloße moralische Beeinflussung, Censuren und Anatheme die Menge in Banden, um sie für die Interessen ihres Standes jederzeit in den Kampf führen zu können; denn ohne sich stets innerhalb derjenigen Grenzen zu halten, welche ihre Jurisdiction von der bürgerlichen trennen, suchten sie dort,

wie überall, einen ihrem Stande dienenden Einfluß auf Geschäfte auszuüben, die ihnen fremd sein sollten, und meist ohne daß ihnen ein ernstlicher Widerstand entgegengestellt wurde, weder von seiten der Regierung, die sie im Aberglauben zu erhalten wußten, noch von seiten der Audiencia oder des Raths von Indien, deren Mitglieder theils von ihnen abhängig, theils durch den Stand, dem sie angehörten, ihnen unterwürfig waren. Außerdem von der bürgerlichen Jurisdiction gesetzlich unabhängig, konnten sie, wenn sie wollten, ungestraft Handlungen begehen, die ebenso sehr dem zur Schau getragenen Charakter ihres Amtes, als der Humanität widersprachen, die sie hätte beseelen sollen, aber leider nicht mit dem Pallium angezogen wird.

Die bürgerliche Gewalt, im besten Fall schon ohnmächtig, wenn sie der kirchlichen, der Beherrscherin der öffentlichen Meinung, gegenüberstand, war zwischen der Audiencia und dem Vicekönig getheilt, sodaß der erstern vorzugsweise die richterlichen, dem letztern vorzugsweise die executiven Befugnisse zufielen.

Der Ursprung der Audiencias läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Nach der gegenwärtig gültigen Meinung gingen diese collegialischen Tribunale aus der Sitte der gothischen Könige hervor, in Person Recht zu sprechen, woraus sich für sie die Nothwendigkeit ergab, zur Anhörung der Parteien Hörer (Oidores = Auditores) anzustellen. Das älteste Reglement für die Real Audiencia ist vom Jahre 1264. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden aus derselben die Audiencias Territoriales, und, wie in allen Provinzen der spanischen Monarchie, wurde dieses Institut auch jenseit des Ocean eingeführt, wo der Umfang und die große Entfernung der spanischen Besitzungen vom Mutterlande vorzugsweise zu gebieten schien, dem Ansehen der Repräsentanten der Krone ein Gegengewicht zu geben. Der eingesetzten Audiencias gab es in Neuspanien zwei, von denen die eine in Mexico, die andere in Guadalaxara residirte. Die erstere, von Karl V. zu Burgos im Jahre 1527 creiirt, bestand aus acht Oidores, nämlich vier Alcaldes del Crimen (öffentliche Ankläger, Staatsanwälte), zwei Fiscalen, einem Alguacil-Mayor und einem Großsiegelbewahrer,

unter dem Präsidium des Vicekönigs. Ihre Amtsthätigkeit erstreckte sich nicht blos auf die Provinzen, welche unter dem Namen Neuspanien zusammengefaßt wurden, sondern auch über Yucatan, Cozumel und Tabasco. Der große Einfluß, welchen die Körperschaft auf Administration, Legislation und Jurisdiction ausübte, und ihre Befugniß, im Fall der Erledigung der Vicekönigswürde die Regierung in die Hände zu nehmen, gab ihr ein entschiedenes Uebergewicht über den Vicekönig selbst, dessen Thatkraft sie durch Passivität lähmen konnte, wenn sie ihren eigenen Interessen feindliche Ziele verfolgte, und dessen Privatleben sie mit größter Sorgfalt durchspähte, um für den Fall eines Zerwürfnisses ihm gewaffnet gegenüber zu stehen. Außerdem beseelte, wenigstens während der ersten hundert Jahre, welche auf die Eroberung folgten, die Mitglieder dieses Tribunals ein Durst nach Macht und Reichthum, der vor keiner Grausamkeit zurückbebte, und der in dem Vicekönig nur ein Hinderniß seiner Befriedigung sah, ohne den Vorwurf zu fühlen, daß gerade die blutige Tyrannei und schonungslose Willkür der ersten Audiencia das Institut unter diese Abhängigkeit gebracht hatte. Alle die Perioden, während welcher, in Erledigung der Vicekönigswürde, die Audiencia selbständig die bürgerliche Gewalt ausübte, sind durch Grausamkeiten ausgezeichnet, welche einen Beweis mehr dafür liefern, daß die Kirche ihre Autorität niemals zu Gunsten der Unterdrückten ausübt, wenn sie nicht ein Interesse daran hat, für eigene Rechnung mit den Unterdrückern Händel zu beginnen.

Unter diesen Verhältnissen erschien am 12. September 1621 der Marquis de Galves, um die Regierung Neuspaniens aus den Händen der Audiencia zu übernehmen, die sie seit ungefähr sechs Monaten geführt hatte.

Indem Philipp IV. die Regierung Neuspaniens, eine der wichtigsten Colonien der Krone, diesem Mann anvertraute, dessen Charakter er — wie aus der dessen Beichtvater, dem Fr. Bartolome de Burguillos, gegebenen Instruction erhellt — vollkommen kannte, stellte er an dessen Biedersinn und Gerechtigkeitsliebe die Forderung, Sicherheit der Person und des Eigenthums seiner Unterthanen

wiederherzustellen und die Misbräuche zu entfernen, welche in allen Zweigen der Administration wucherten. Auch täuschte der Marquis nicht die Erwartungen seines Souveräns. Seine ersten Maßregeln, die er zur Sicherung der öffentlichen Wege nahm, die Wachsamkeit, mit welcher er die richterlichen Entscheidungen controlirte und die Habsucht der Beamten einschüchterte, kennzeichnen ihn als einen energischen und unnachsichtigen Herrn. Allein die traurigen Zustände, welche der Vicekönig zu beseitigen strebte — darin täuschte er sich —, waren nicht sowol in der Habsucht von Privaten und Beamten und der Unfähigkeit und Sorglosigkeit seiner Vorgänger, sondern in den Sonderinteressen und der Präponderanz des Klerus begründet, der die bürgerlichen Autoritäten stets nur so lange unterstützt, als sie seinen Ansichten huldigen. Wenn nun schon an und für sich in einem so zerrütteten Gemeinwesen, wie das der spanischen Colonie, ein energischer Charakter für den damit begabten Reformator eine gefährliche Tugend ist, so bedingt eine Täuschung wie die des Marquis fast unausbleiblich den Untergang, weil sich alle diejenigen, welche die Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit des Marquis fürchteten, oder zum Theil bereits erfahren hatten, unter die Fahne des Klerus flüchteten, der ohnehin schon das Uebergewicht besaß, weil er über einen abergläubischen Pöbel, den gefährlichsten aller Pöbelsorten, gebot, dem er als eine religiöse Pflicht den Kampf für das eigene Interesse aufzunehmen gebieten konnte.

In der Bekämpfung der zahllosen Misbräuche, welche der Marquis beim Antritt seiner Regierung vorfand, wurde er durch einen Mann unterstützt, der im Gefolge seines Vorgängers nach Mexico gekommen war und vielfach Gelegenheit gefunden hatte, die Personen und Verhältnisse zu studiren. Dieser Mann war Don Juan Manuel de Solórzano. Zwischen ihm und dem Vicekönig bildete sich nach und nach ein sehr vertrauter Verkehr, da sie beide im Hasse gegen Ungerechtigkeit und Willkür übereinstimmten, mit dem Unterschied, daß dieser Haß für den Marquis aus dem Gefühl der Pflicht, bei Don Juan Manuel aus dem Drange eines weichen und vollen Herzens hervorzugehen schien.

Durch Don Juan erfuhr der Marquis, als er sich über die große Noth unterrichten wollte, in welcher sich die ärmern Klassen der Hauptstadt wegen der hohen Maispreise befanden, daß einige reiche Speculanten, von der städtischen Behörde unterstützt und begünstigt, die Vorräthe der Hacendados aufkauften, um die Preise nach Willkür zu stellen, und daß die zum Ankauf von Getreide im Etat der Stadt ausgesetzten Summen mit unerhörter Frechheit von einigen Regidoren eingesackt würden. Der Marquis zwang sofort die betreffenden Regidoren zur Herausgabe der unterschlagenen Summen, und kaufte mit diesen und 10000 Pesos, die er von seinem eigenen Einkommen zulegte, große Quantitäten Mais, die er um den Preis von 20 Realen für die Fanega verkaufte und dadurch den Speculanten einen Verlust von 50 Procent an dem gehofften Gewinn verursachte. Einer der durch diese Maßregel am meisten Gekränkten war Don Francisco Velez de Pereira.

Dieser Mann war Alcalde-Mayor von Ixtlahuaca und zu gleicher Zeit — aber im Widerspruch mit einer Menge königlicher Verordnungen — Corregidor von Mexico, wozu er während der Regierung der Audiencia, durch den Einfluß der Oidores Galdos von Valencia und Pedro de Vergara Gaviria, gekommen war. Der Vicekönig machte die Klage wegen dieser Ordnungswidrigkeit nicht bei der Audiencia anhängig, weil er von diesem Tribunal, in welchem der Verklagte viele Freunde zählte, eine Freisprechung desselben befürchtete, sondern übergab die Sache dem Rath von Indien, der Don Franscisco seiner Stelle als Corregidor entsetzte und die beiden Oidores jeden zu 100 Dukaten Strafe verurtheilte.

Noch war es zwischen dem Vicekönig und dem Erzbischof zu keinem Bruch gekommen, und offenbar suchte der Marquis einen solchen zu vermeiden, denn obwol er gleich im Anfang eine Menge Zuschriften erhielt, welche in bitterer Weise bald des Erzbischofs Käuflichkeit und die Ungerechtigkeit seiner Entscheidungen, bald die Habsucht schilderten, mit der er Kirchenstrafen verhänge, die nur seine eigene Bereicherung zum Zweck hätten, so wollte er dennoch keinen Schritt thun, der des Erzbischofs Ansehen und gutem Ruf hätte schaden können; vielmehr versuchte er in vertraulicher Weise

ihn mit den über ihn umgehenden Gerüchten bekannt zu machen, um dem Erzbischof selbst die Heilung der seinem Ansehen geschlagenen Wunden zu überlassen. Er erwähnte beiläufig, daß man im Publikum von einer Ehescheidung sonderbare Dinge munkle, obwol sie ohne Zweifel vollkommen gerechtfertigt sei; daß selbst einige religiöse Genossenschaften, denen wahrscheinlich seine oberhirtliche Wachsamkeit nicht zusage, behaupteten, der Erzbischof habe die Protection nur auf sich genommen, um seine Einkünfte zu vermehren; daß man die Lästerung so weit treibe, zu sagen, der Herr Erzbischof nähme von den Parteien, die einen seiner Entscheidung harrenden Ausspruch oder Proceß hätten, Geschenke an; daß man behaupte, der Erzbischof von Mexico sei Mitglied der verrufenen schwarzen Bande (brigada negra), einer Wuchererverbindung, welche den Fleisch- und Fruchtmarkt beherrschte u. s. w.

Der Erzbischof fühlte sich verwundet, ohne für das schonende Verfahren des Vicekönigs einen andern Beweggrund anzuerkennen, als dessen Unentschlossenheit ihn anzugreifen, und stand seit jener Stunde in den Reihen seiner entschiedensten Gegner. Eifrig bemüht, die von dem Marquis angedeuteten Blößen zu verdecken, und den Einfluß seiner Würde auf die Massen, die er sich durch Habsucht persönlich entfremdet hatte, wiederzugewinnen, suchte er die erst kürzlich aus Spanien gekommenen neuen Orden, zum Nachtheil der seit langen Jahren dort habilitirten, zu begünstigen, besonders aber ihnen den Unterricht und die Seelsorge unter den Indianern zuzuwenden, stieß aber in diesem Bemühen auf energischen Widerstand von seiten des Vicekönigs, der, die Absichten seines Gegners durchschauend, erklärte, die Mönche der alten Orden seien mit den Idiomen, Sitten und Charakteren der Indianer seit langen Jahren vertraut, in jeder Hinsicht für den Unterricht und die Seelsorge unter ihnen besser qualificirt als die neuen, und es sei kein Grund vorhanden, diese Wirksamkeit andern Schultern aufzubürden.

Während so fast jede Maßregel des Vicekönigs neue Rekruten in die Reihen seiner Gegner trieb, während man bereits offen seine Regierung tadelte und im geheimen die Mittel überlegte, ihn zu

stürzen, denuncirte Don Juan Manuel den Melchor Velez de Pereira, daß er, als Alcalde-Mayor von Metepec, den Indianern seiner Provinz ungesetzliche Lasten auferlege, daß er von ihnen willkürliche Steuern erhebe, sie zwinge, aus seiner eigenen Schlächterei Fleisch zu kaufen, das ungenießbar sei, den Ertrag seiner Aecker, gut oder schlecht, ihm abzunehmen, und die besten Stücke ihrer Herden ihm gegen ein Spottgeld abzutreten oder gegen schlechteres Vieh zu vertauschen.

Der Vicekönig beauftragte sofort einen Alcalden mit der Voruntersuchung, und als diese unwiderlegliche Beweise der Schuld lieferte, versicherte er sich der Person des Don Melchor und übergab dem Rath von Indien die Aburtheilung der schwerern Vergehen, während er die der leichtern sich selbst vorbehielt. Bevor jedoch, nach mannichfachen Verzögerungen in dem Proceß, das Urtheil gesprochen wurde, verließ Don Melchor die ihm angewiesene Wohnung in der Stadt und flüchtete nach dem Kloster San-Domingo, wo er bald darauf erfuhr, daß er zu 70000 Pesos Geldbuße und der Verbannung aus Neuspanien verurtheilt sei. Geschützt durch das Asylrecht des Klosters, betrieb er durch seine Freunde die Veräußerung seines Eigenthums und Vorbereitungen zur Flucht. Dies geschah indeß nicht so geheim, daß es Don Juan Manuel verborgen geblieben wäre; deshalb ließen darauf die Richter, um dem Flüchtling alle Verbindung abzuschneiden und seine Entweichung zu verhindern, das Kloster bewachen.

Trotzdem gelang es gegen Ende des Jahres (1623) Don Melchor, dem Erzbischof ein Promemoria in die Hände zu spielen, in welchem er diesen bat, die Entfernung der Wache zu veranlassen, und darauf aufmerksam machte, daß durch sie die Immunität der Kirche verletzt sei. Bereitwillig ging der Erzbischof auf dieses Gesuch ein, und als sein Antrag abgelehnt wurde, weil Don Melchor des Schutzes der kirchlichen Immunität nicht theilhaftig sei, da er seine Haft gebrochen habe, excommunicirte der Erzbischof die Richter, den Notar, welcher das Instrument ausgefertigt hatte, und sogar die Wachen selbst. Die Excommunicirten appellirten an die Audiencia, welche auf zwanzig Tage den Bann suspendirte und

ihrem Notar den Bericht über das Vorgefallene auftrug. Der Erzbischof erklärte sich damit einverstanden, verlangte aber die Auslieferung der Acten, um durch seinen eigenen Notar, einem Geistlichen, dem Osorio die Excommunication zu publiciren. Der Abgesandte des Erzbischofs entledigte sich seines Auftrags in so ungezogener Weise und durchwob seinen Vortrag mit so vielen beleidigenden Aeußerungen über den Vicekönig, daß dieser vom Erzbischof verlangte, seinen Notar zu beauftragen, persönlich Abbitte zu thun. Dieser erschien auch endlich; da er sich aber auch in Gegenwart des Vicekönigs nicht zu mäßigen wußte, ließ ihn der letztere sofort nach San-Juan de Ulua bringen, um ihn nach Spanien zu schicken.

Darauf hin erklärte der Erzbischof den Vicekönig der Bulle In coena Domini verfallen, excommunicirte auch ihn und schrieb auch seinen Namen in die öffentliche Liste der von der Kirche Ausgestoßenen. Als alle Unterhandlungen nichts fruchteten, appellirten die Excommunicirten sämmtlich an den päpstlichen Delegaten zu Puebla, der, durch eine besondere Bulle Gregor's XIII. zur Entscheidung schwieriger, dem vorliegenden ähnlicher Fälle ermächtigt, die Acten prüfte, dem Erzbischof die Excommunication aufzuheben befahl, und als dieser sich weigerte, durch einen Subdelegaten die Genannten lossprechen und ihre Namen löschen ließ. Der Erzbischof, aufs äußerste gereizt, befahl, nicht nur die Namen der von ihm Excommunicirten von neuem einzutragen und den des Subdelegaten hinzuzufügen, sondern noch in derselben Nacht (3. Januar) in allen Kirchen der Hauptstadt das Interdict zu läuten, was eine fürchterliche Aufregung unter der Bevölkerung hervorrief. Da erschien ein dritter Erlaß des päpstlichen Legaten, in welchem dem Erzbischof die Aufhebung der kirchlichen Censuren innerhalb bestimmter Frist aufgegeben wurde, widrigenfalls der Delegat einschreiten und seine Entfernung aus Mexico verfügen werde. Der Erzbischof blieb entschlossen, nicht zu gehorchen, und der Delegat wurde bereits stündlich in Mexico erwartet, als der Erzbischof sich am Morgen des 11. Januar in einem offenen Tragsessel in den Sitzungssaal der Audiencia bringen ließ, wo eben die Oidores Valecillo, Ibara und

Avendaño öffentliche Audienz ertheilten. Auf die Frage nach seinem Begehr, antwortete er: „Gerechtigkeit von meinem König und Herrn!“ und mit diesen Worten wollte er eine Petition überreichen, deren Annahme die Oidores jedoch ablehnten und, dem Vicekönig in den Berathungssaal folgend, den Erzbischof stehen ließen. Dieser trat hierauf an die Stufen der Estrade und legte, die Menge zum Zeugen nehmend, an denselben die Erklärung ab, nicht von dannen zu gehen, bis ihm Gerechtigkeit widerfahren sei. Unterdeß war das Glockengeläute auf Befehl des angekommenen Delegaten verstummt; aber das plötzliche Schweigen vermehrte in diesem Augenblick die Aufregung. Aus Furcht vor einem Aufruhr wurde Osorio hinausgeschickt, die Petition des Erzbischofs zu empfangen und ihm zu sagen, er möge sich nach seinem Palast begeben, da seine Gegenwart bei Berathung der Petition nicht nothwendig sei. Der Erzbischof beharrte auf seiner Erklärung, nicht von dannen zu gehen, bis er Gerechtigkeit erhalten habe, und Osorio kehrte unverrichteter Dinge in den Rathssaal zurück. Hier war, wie es in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, niemand des andern Meinung, und zuletzt übertrug man dem Vicekönig, die Sache nach Gutdünken abzuwickeln. Dieser ließ den Erzbischof auffordern, sich sofort nach seinem Palast zu begeben, unter Androhung einer Geldbuße von 4000 Dukaten. Erst als die dritte und vierte Aufforderung und die Androhung von Suspension und Landesverweisung erfolglos blieb, ging der Vicekönig zu ernsten Maßregeln über und befahl den Alcalden und dem Alguacil-Mayor der Audiencia, den Erzbischof von Mexico zu verhaften und unter sicherer Bedeckung nach San-Juan de Ulua zu bringen, um ihn bei der ersten Gelegenheit nach Spanien einzuschiffen. Es war 1 Uhr nachmittags, als der Erzbischof, von zehn Dragonern unter dem Commando von Don Prudencio de Armendia escortirt, die Hauptstadt verließ.

In der Nacht, welche auf diesen stürmischen Tag folgte, traten die drei Oidores, welche der Berathung beigewohnt hatten, in deren Folge der Erzbischof abgeführt worden war, von neuem zusammen, widerriefen das Erkenntniß des vorigen Tags und erließen

ein neues, welches die über den Erzbischof verhängten Strafen und Landesverweisung aufhob. Von diesem Erkenntniß wurden zwei Copien ausgefertigt, deren eine dem Erzbischof zugestellt wurde, die andere im Besitze einer der drei Oidores blieb. Sobald der Vicekönig von diesem illegalen Verfahren Kenntniß erhielt, ließ er die drei Oidores in seinem Palast in Haft halten, die Secretäre derselben ins Gefängniß abführen und erklärte das aufhebende Erkenntniß für illegal und nichtig.

Unterdeß setzte der Erzbischof, seine Escorte und alle, welche ihm nicht zu Willen waren, excommunicirend und in allen Ortschaften, durch welche er zog, das Interdict verkündend, seinen Weg fort, während der Vicekönig, besorgt, er möge durch irgendeinen seiner Anhänger die Cessatio a divinis aussprechen lassen, dem Provisor und den Pfarrern verbot, irgendwelchen Auftrag des Erzbischofs auszuführen, bis der Delegat des Papstes in der Sache des Erzbischofs entschieden habe.

Am 13. Januar kam der Erzbischof nach Teotihuacan, wo er sich die Schlüssel der Franciscanerkirche geben ließ. Kaum eingetreten, stürzte er auf das Tabernakel, ergriff das Hochwürdige, weigerte sich weiter zu gehen, und donnerte an diesem und dem folgenden Tag, während die Soldaten ihn wegen des Hochwürdigen, das er nicht aus den Händen ließ, nicht anzurühren wagten, Bannfluch auf Bannfluch über den Tyrannen und seine Anhänger, und decretirte die gefürchtete Cessatio a divinis.

Hatten die hartnäckig behaupteten Censuren des Erzbischofs, die Verbannung eines vom Pöbel angebeteten Mannes und die Gerüchte von einer bevorstehenden Katastrophe, auf welche die Partisanen des Erzbischofs hindeuteten, die Gemüther bisher in Gärung erhalten, so erreichte die Aufregung den höchsten Grad, nachdem am Morgen des 15. Januar durch den Provisor Portillo in allen Kirchen Mexicos die Cessatio a divinis und die Excommunication des Vicekönigs publicirt worden war. Zufall oder Ergebenheit führten während dieser Vorgänge den mehrgenannten Osorio über die Plaza-Mayor. Einige Burschen, die ihn erkannten, begannen seinen Wagen mit Steinwürfen zu verfolgen, und

nöthigten ihn, sich in den Palast des Vicekönigs zu flüchten. Schon füllte sich der Platz mit Indianern, Mulatten, Mestizen, Spaniern und Portugiesen, deren Haß der Vicekönig sich durch Ausschließung vom Minenbetrieb zugezogen hatte. Laute Stimmen forderten den Erzbischof und die verhafteten Oidores, und drohten Tod und Verderben allen, welche der Palast berge. Steine zerschmetterten die Fenster, und ununterbrochen ertönte der Ruf, mit dem die Leiter des Aufstands die Menge aufstachelten: „Es lebe die christliche Religion! Es lebe die Kirche! Es lebe unser König und Herr! Tod dem Lutheraner! Tod dem Ketzer! Tod dem Excommunicirten!“

Der Vicekönig gab den Arkebusieren Befehl, den Platz zu säubern, und als sie nicht gehorchten, ließ er von den Azoteen und aus den Fenstern auf die Tumultuanten Feuer geben. Dies vermehrte die Wuth des Pöbels. Ein Student, der in einem der Fenster des Palastes eine Standarte bemerkte, die in dem Tumult unter Philipp III. gedient hatte, erkletterte mittels einer Leiter, welche zu den Baugeräthschaften der Kathedrale gehörte, den Giebel, holte die Fahne herunter und pflanzte sie auf dem Thurm der Kathedrale auf. Der Aufstand entfaltete sich immer drohender, während die Kräfte, über welche der Vicekönig verfügen zu können gewähnt hatte, eine nach der andern versagten. Um 9 Uhr morgens decretirte er die Rückkehr des Erzbischofs; aber bereits hatten die Meuterer Feuer an den Palast gelegt, und forderten außerdem die Freilassung der drei Oidores. Auch diese wurden in Freiheit gesetzt, und der Vicekönig mußte sich der Demüthigung unterziehen, sie zu bitten, von dem Balcon des Palastes herab die Aufrührer zu versichern, daß sie frei seien. Demnächst bestand die Menge darauf, das Decret zu sehen, welches den Erzbischof zurückrufe, und verlangte, als ihnen auch hierin gewillfahrt war, die Audiencia solle die Zurückberufung decretiren. Unterdeß zog ein Haufe der Tumultuanten nach dem Kloster San-Domingo, befreite den Don Melchor Velez de Pereira und führte ihn triumphirend durch die Straßen.

Es lag in den gesteigerten Forderungen des Pöbels viel zu viel Methode, wie Polonius sagen würde, um die Pfeife zu ver-

kennen, nach welcher diese Puppen tanzten; aber die Umstände nöthigten den Vicekönig seinen Argwohn zu unterdrücken, als ihm die in seinem Palast weilenden Oidores vorschlugen, ihnen zu gestatten, sich unter die Tumultuanten zu begeben, um durch ihr Ansehen und ihren Einfluß den Aufstand zu beschwichtigen. Auf die Plaza-Mayor hinausgetreten, stießen sie auf Gabiria, der neue Scharen auf den Kampfplatz führte. Ein paar Worte reichten zur Verständigung hin, und vereint zogen sie nach dem Kapitelhause, wohin ihnen die Menge das Geleit gab und auch Galdos de Valencia beschieden wurde. Der Aufruhr wuchs mit jeder Minute und drohte mit tausend Gewaltstreichen, als die Mönche von San-Francisco die unter den Aufrührern befindlichen Indianer, auf welche sie großen Einfluß besaßen, hinwegführten, infolge dessen eine mehrstündige Ruhe eintrat. Endlich gegen 3 Uhr öffneten sich die Thore des Kapitelhauses für eine Deputation der Audiencia, welche dem Vicekönig vorschlagen sollte, sich selbst und die Regierung den Händen der Audiencia zu übergeben. Große Scharen des Pöbels geleiteten die Deputirten bis an die Thore des Palastes und warteten ungeduldig auf deren Wiedererscheinen. „Nieder mit dem schlechten Regiment! Fort mit dem Ketzer! Feuer an die Zwingburg!“ tönte es aus den Reihen des Pöbels. Da erschienen die Abgeordneten. „Die Audiencia“, hatte der Vicekönig geantwortet, „bleibe dem Aufstand fern, so werde ich Herr darüber werden!“ Ein furchtbares Geheul, Drohungen, Verwünschungen gegen den Tyrannen übertönten den Bericht der Deputation.

Die große Glocke der Kathedrale läutete zum Sturm, die Bewohner der Vorstädte und Umgegend eilten der Plaza-Mayor zu, welche die Menge nicht zu fassen vermochte; Feuerbrände und Steine flogen gegen die Fenster des Palastes und von den Gerüsten der im Bau begriffenen Kathedrale; aus den Fenstern der Bibliothek und des erzbischöflichen Palastes fielen einzelne wohlgezielte Schüsse. Der Marquis, obgleich in großer Verlegenheit, befahl der schwachen, ihm ergeben gebliebenen Besatzung sowie seinem Hauspersonal, dessen Anführung Don Juan Manuel übernahm, von den Azoteen des Palastes aus ein wohlgenährtes Feuer auf die

sich näher und näher wagenden Rotten zu eröffnen, das namentlich von dem braven Dienstpersonal energisch unterhalten wurde, aber nicht gegen die Brandfackeln zu schützen vermochte, welche in die entlegenen Räume geschleudert wurden, sodaß bald die Flammen lodernd gen Himmel schlugen. Schon war das Gefängniß vom Feuer ergriffen, und es galt, in Betreff der Gefangenen einen Beschluß zu fassen. Der Vicekönig befahl, sie heraustreten zu lassen, und forderte sie in einer Ansprache auf, sich der königlichen Gnade würdig zu zeigen, indem sie den Aufruhr bekämpfen hülfen. Sie versprachen alles, wurden bewaffnet und von Don Juan Manuel auf ihre Posten vertheilt; allein auch diese Hülfe versagte. Auf die erste Aufforderung der Rebellen, sich ihnen anzuschließen, gingen alle über. Schon hielt man den Muth des Vicekönigs für gebrochen genug, um ihm neue Vorschläge zur Abdankung zu machen. Eine zweite Deputation rieth ihm, sich den Oidores als Gefangener zu übergeben, deren Ansehen vielleicht jetzt noch hinreiche, seine Person zu schützen, aber nach Ankunft der 5000 indianischen Bogenschützen, welche von Tlaltelolco unterwegs seien, um sich seiner Person zu bemächtigen, den Ereignissen nicht mehr wehren könne.

Wider Erwarten blieb der Vicekönig auch jetzt noch entschlossen, dem Sturm zu trotzen, aber vielleicht weniger weil er hoffte seiner Meister zu werden, als weil er die Arglist der Audiencia durchschaute, welche ihn zum freiwilligen Rücktritt bewegen wollte, um sich nicht offen gegen ihn erklären zu müssen.

Der Morgen nahte, die Nebengebäude des Palastes lagen in Asche, aber noch standen die Hauptgebäude unversehrt, von entschlossenen Männern vertheidigt.

Ermüdung und jene Abspannung, welche auf heftige Aufregungen folgt, hatten die Rotten der Tumultuanten sehr gelichtet, und es war zweifelhaft, ob die Sonne des folgenden Tags den Pöbel noch eben so lenksam, so unbedachtsam und muthig finden würde. Das war es, was Don Juan Manuel und der Marquis hofften und die Audiencia befürchtete. Aber die Oidores, überzeugt, daß sie zu weit gegangen, um zurücktreten zu können, beschlossen, die Maske fallen zu lassen. Um 5 Uhr morgens wurde von ihnen ein

Decret unterzeichnet und sofort publicirt, worin sie erklärten: „Der Marquis von Galves hat aufgehört zu regieren. Die Audiencia hat die Regierung übernommen. Der Licenciat Pedro Gabiria ist zum Generalkapitän ernannt. Jeder Bürger, weß Standes er sei, hat sich, bei Todesstrafe, nach Anbruch des Tags bewaffnet auf der Plaza-Mayor einzufinden.“

Mehr als 12000 Personen gehorchten dem Befehl. Gabiria erschien zu Pferde, den Generalkapitänstab in der Hand, führte sie, unter Vortragung der erbeuteten Standarte, nach dem Kloster San-Francisco und überließ den Palast den Angriffen des Gesindels der Hauptstadt.

Gegen 6 Uhr hatte die neuangefachte Flamme bereits solche Fortschritte gemacht, daß einige Außenmauern und Thore zusammenbrachen. Die Meuterer drangen ein und suchten plündernd und zerstörend den Vicekönig. Ueberzeugt, daß alles verloren und die Rettung des Lebens nur in der schleunigsten Flucht liege, wechselten der Marquis und Don Juan Manuel ihre Anzüge gegen eine Bedientenlivree, mischten sich unter die Menge und gelangten, in das Geschrei: „Tod dem Ketzer! Tod dem Lutheraner!“ einstimmend, nach dem Kloster San-Francisco, welches von den Scharen des Gabiria bereits verlassen worden war, die sich nach dem Fall der Festung den Plünderern angeschlossen hatten.

Um 11 Uhr nachts verkündigte das Geläute aller Glocken und das Freudengeschrei seiner Partisanen die Ankunft des Erzbischofs, der, das Hochwürdige in der Hand, seinen Einzug und einen feierlichen Umzug hielt, worauf er am folgenden Tag die Cessatio a divinis aufhob, den Namen des Vicekönigs aber auf der Liste der Excommunicirten ließ.

So endete der Tumult vom 15. Januar, aus welchem wir lernen, daß bürgerliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Eintracht und Freiheit nur relative Güter sind, die so lange geachtet werden, als sie die Interessen der herrschenden Kaste nicht beeinträchtigen.

Der Marquis blieb, bis zu seiner Rückkehr nach Spanien, im Asyl des Franciscanerklosters, Don Juan Manuel aber entging der

Rache durch die Flucht nach Zacatecas, wo er sich dem Bergbau widmete und in kurzer Zeit große Reichthümer erwarb, während die Würde des Vicekönigs auf Don Rodrigo Pacheco Osorio, Marquis von Cerralvo, übergegangen war, der so sehr jeden Zwist mit der Audiencia mied, daß er zwar als ein unermeßlich reicher, aber an Würde und Ansehen armer Mann im Jahre 1635 seine Provinz verließ.

Nachdem die Vicekönigswürde auf Don Lope Diaz de Armendaris, Marquis von Cadereita, übergegangen war, ein Mann, der zwar auch dem Streit mit der Audiencia auszuweichen suchte, doch ohne seine Sympathien und Antipathien nach denen jener Herren zu formiren, folgte Don Juan Manuel einer Einladung desselben, ging nach Mexico zurück und trat bald in so vertraute Beziehungen zu demselben, daß, als er im Jahr 1636 die einzige Tochter eines reichen Minenbesitzers von Zacatecas, Donna Mariana Laguna, heirathete, die Neuvermählten ein mit dem Palast des Vicekönigs in Verbindung stehendes Haus bezogen, eine Nachbarschaft, welche die freundschaftlichen Verhältnisse zwischen dem Marquis und Don Juan Manuel noch enger knüpfte, sodaß sie den größten Theil des Tags in Gesellschaft zubrachten. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung, die nicht gewohnt war, die Vicekönige in den Häusern der Privaten ein- und ausgehen zu sehen, wurde genährt von der Audiencia und drohte in offene Empörung überzugehen, als es verlautete, der Vicekönig wolle Don Juan Manuel die Generaladministration aller Zweige der königlichen Einkünfte und folglich die Controle über die nach der Halbinsel abgehenden Flotten übertragen. Aber der Marquis war auf seiner Hut, und ließ die Revolte nicht zum Ausbruch kommen, wenn er auch nicht verhindern konnte, daß einige Oidores und der Erzbischof, die von jener Maßregel die größten Nachtheile für das eigene Interesse befürchteten, Klagen und Vorstellungen an den Hof zu Madrid abschickten, in denen der Marquis in den häßlichsten Zügen gezeichnet war, und mit einer viel gefährlichern Empörung gedroht wurde, als die, welche zwölf Jahre früher, unter dem Marquis von Galves, Neuspanien erschüttert habe. Die Triebfedern, welche der Vicekönig

in Bewegung setzte, müssen aber in der That sehr mächtig gewesen sein, da sie die großen Geldsummen überboten, mit welchen die Audiencia ihren Klagen bei Hofe Nachdruck verlieh, denn Philipp IV. hieß die Maßregeln des Marquis gut und bestätigte Don Juan Manuel in den ihm übertragenen Aemtern.

Mit dem Schiffe, welches die Botschaft des Königs überbrachte, erhielt Mexico die dort nicht unwahrscheinlich klingende Nachricht von großen Siegen, welche die spanische Armee in Frankreich, unter dem Commando des Prinzen von Savoyen, erfochten habe, der bis Pontoise vorgedrungen sei und selbst Paris in Schrecken setze. Diese Siegesnachrichten kamen einer Dame von ausgezeichneter Schönheit zu statten, die, mit demselben Schiff angekommen, in Vera-Cruz ans Land stieg. Sie nannte sich Donna Ana Porcel de Velasco, und gab sich für die Witwe eines höhern Marineoffiziers aus, die ein Zusammenwirken unglücklicher Ereignisse nöthige, den Schutz des Vicekönigs anzurufen, der sie unter bessern Umständen am Hofe mit Auszeichnung behandelt und ihr sogar Huldigungen erwiesen habe.

Sobald der Vicekönig die Ankunft dieser Dame erfahren, äußerte er gegen Don Juan Manuel, daß es ihm sehr angenehm wäre, für sie eine ihrem Range angemessene Wohnung zu finden, worauf Don Manuel, dankbar für die ihm gewährte Freundschaft, dem Vicekönig nicht nur sein eigenes Haus für Dona Ana zur Verfügung stellte, sondern auch für die sichere und freie Reise der Dame von Vera-Cruz nach Mexico Sorge trug.

Die Ereignisse, welche auf jene erste Epoche des damaligen spanisch-französischen Kriegs folgten, blieben in Mexico unbekannt, und der Haß der Audiencia gegen den Vicekönig und Don Juan Manuel suchte lange vergebens nach einer Fuge, um mit Erfolg seine Hebel anzusetzen. Da erhielt plötzlich, im August des Jahres 1640, der Marquis von Cadereita einen Nachfolger in dem Herzog von Escalona, Don Diego Lopez Pacheco Cabrera y Bobadilla, Marquis von Villena und Grande von Spanien.

Auf die Abberufung des Marquis von Cadereita hatten die Unruhen wegen des Aufstandes von Catalonien und des Kriegs-

glücks der französischen Waffen den größten Einfluß geübt, und der Abfall Portugals steigerte das Mistrauen der spanischen Regierung gegen alle ihre Statthalter in solchem Grade, daß selbst der Herzog von Escalona ihr nicht unverdächtig blieb, und dem Bischof von Puebla, Juan de Palafox, der schon seit dem Marquis von Cerralvo die Amtsführung der Vicekönige als Visitador und Comisionado überwachte, wurde die größte Vorsicht anbefohlen und ausgedehnte Vollmacht für den Fall der Noth ertheilt. Zugleich mit dem Aufstande Cataloniens wurde es in Mexico bekannt, daß Donna Ana die Gattin eines bei einem frühern Aufstandsversuche gefangenen und erschossenen catalonischen Edelmanns von großem Einfluß war, und die Audiencia ergriff begierig die Hoffnung, Don Juan Manuel zu verderben. Kraft eines Mandats des öffentlichen Anklägers (alcalde del crimen) Don Francisco Velez de Pereira wurde er verhaftet und die Untersuchung in der Richtung geführt, um ihn schuldig zu finden. Während aber Don Juan mit Geduld die Leiden der Gefangenschaft ertrug und, einen Umschwung in der öffentlichen Meinung erwartend, seinen Feinden die Scheinwaffen entwand, erfuhr er durch Don Prudencio de Armendia von Orizaba, der unter derselben Anklage stand, Donna Ana beschützt zu haben, daß der Alcalde, der Don Juan verhaftet hatte, seine Gattin häufiger besuche, als es Höflichkeit oder der Wunsch, ihr nützlich zu sein, gestatte; zugleich verschaffte ihm dieser Freund die Mittel, sein Gefängniß verlassen zu können, um seine Frau zu beobachten.

Mehrere Nächte ging Don Juan Manuel in dieser Absicht aus, und in einer derselben erschlug er den Alcalden fast in den Armen seiner treulosen Gattin.

Die rasche That blieb nicht ohne Folgen. Der neue Vicekönig, der bisher nur sehr geringen Antheil an Don Juan Manuel's Schicksal genommen und sich jeder Einmischung in die Untersuchung enthalten hatte, trat entschieden auf seine Seite, seine Freiheit oder die Beweise seiner Schuld verlangend. Die Audiencia ihrerseits durfte es nicht wagen, das Publikum in die Veranlassung des Mords einzuweihen, und schon zweifelte man nicht, Don Juan

Manuel werde siegreich aus dem Kampf hervorgehen, als man eines Morgens, es war im Monat October 1641, seinen Körper am öffentlichen Galgen erhängt fand.

Der Vicekönig, weit entfernt, diese Verhöhnung seines Ansehens stillschweigend zu dulden, bot alles auf, das unheimliche und gewissenlose Treiben der damaligen klerikalen Partei aufzudecken und ihre Macht zu bekämpfen; allein er unterlag! In der Nacht vom 9. Juli 1642 kam der Bischof von Puebla heimlich nach Mexico, rief die Audiencia zusammen, ließ kraft der vom Hofe erhaltenen Vollmachten und geheimen Instructionen den Vicekönig verhaften und gefangen nach dem Kloster Churubusco abführen, von wo er später nach San-Martin Texmelucan gebracht wurde, und schenkte seine Güter, wie es mit denen von Don Juan Manuel geschehen war, der Kirche, unter der Phrase „zum Wohl der Armen".

Zwar wurde der Herzog, nach seiner Rückkehr nach Spanien, für unschuldig erklärt und erhielt seine Stelle wieder, da er diese aber gegen die Statthalterschaft von Sicilien vertauschte, so blieb sein Feind, der Bischof von Puebla, an der Regierung und benutzte die Zeit seiner Herrschaft, die Audiencia durch neue, von ihm verfaßte Ordonnanzen in ihrem Ansehen und in ihrer Gewalt zu sichern.

Das also ist der Kern des Märchens „vom Teufel, vom Galgen und den Engeln", das man dem gläubigen Volk aufgebunden hatte.

IV.

In der Hauptstadt.

Expedition zur Erforschung des Thals von Mexico. Mexicanischer Geschäftsgang. Sitten und Gebräuche. Die Leperos.

Ungefähr acht Tage nach meiner Ankunft in der Hauptstadt wurde mir eines Morgens der Besuch des Ministers Siliceo angemeldet. Nach den üblichen Höflichkeitsformeln äußerte er: Schon lange hege die Regierung die Absicht, eine wissenschaftliche Commission zu ernennen und mit den nöthigen Hülfsmitteln auszustatten, um das Thal von Mexico genau erforschen zu lassen, und wenigstens über die nächste Umgebung der Hauptstadt authentische Nachweise zu erhalten. Meine Ankunft in Mexico und die Zwecke meiner Reise hätten ihn auf den Gedanken gebracht, ob nicht die Controle dieser Arbeiten durch mich den Absichten der Regierung und meinen eigenen Interessen gleich förderlich sein könne? Er habe diesen Gedanken dem Ministerrath wie dem Präsidenten vorgetragen, und von ihnen einstimmig die Mission erhalten, bei mir anzufragen, ob ich geneigt sei, mich in irgendwelcher Weise bei diesem Unternehmen zu betheiligen?

Der Antrag, ehrenvoll an und für sich, schien mit meinen Bestrebungen Hand in Hand zu gehen. Dennoch erbat ich mir eine kurze Frist zur Ueberlegung, und der Minister fand dies um so natürlicher, als er an die Weise seiner Landsleute gewöhnt war,

die in Geschäften mit einer Pedanterie und Gleichgültigkeit zu Werke gehen, die den rührigen und stürmischen Europäer manchmal die Geduld verlieren läßt, ehe er sich allmählich an die Landessitte gewöhnt hat. Wehe ihm, wenn er, mit der größten Höflichkeit und der geringfügigsten Sache halber von einem Tag auf den andern vertröstet, in Verzweiflung geräth, und aus Unbekanntschaft mit dem mexicanischen Charakter endlich barsch wird! Auch dann wird die angeborene Höflichkeit den Mexicaner keinen Augenblick verlassen. Im Gegentheil, seine gute Lebensart wird in niegeahntem Licht erscheinen; aber der Fremde irrt gewaltig, wenn er glaubt, nun endlich seinen Mann eingeschüchtert oder bewogen zu haben, voranzumachen, und er wird es fortan mit einem passiven Widerstand zu thun haben, den es ebenso unmöglich ist zu überwinden, als die Störrigkeit eines mit dem Kopf an die Wand gestellten Langohrs.

„Behauptungen!" sagt der in allem praktische Amerikaner; give us facts, we will make the reflections ourselves! Wohl, so möge denn ein dem „Siglo" entnommenes Bild mexicanischen Geschäftsgangs dem geneigten Leser genügen, sich seine Reflexionen in Betreff der Regelmäßigkeit und Gewissenhaftigkeit im mexicanischen Instanzenweg selbst zu bilden. Es handelt sich um den Neubau eines der Municipalität gehörenden öffentlichen Gebäudes. Die hierzu nöthigen, von der Geschäftsordnung vorgeschriebenen Schritte sind, wie sich der Leser überzeugen wird, höchst einfach und vor allem höchst logisch; nur möge er nicht die Geduld verlieren, sie bis zum Ende durchzulesen.

1. Der Alcalde fragt beim Gefe-Civil um die Autorisation an, den Stadtrath versammeln zu dürfen.

2. Der Gefe-Civil ertheilt diese Autorisation.

3. Zusammenberufung des Stadtraths.

4. Der Alcalde setzt seine Ansicht auseinander, und der Rath ernennt eine Commission.

5. Zusammenkunft der Commission; Debatten; Ernennung eines Sachverständigen.

6. Neue Zusammenberufung des Stadtraths.

7. Verlesung des Berichts; der Stadtrath entwirft ein Programm.

8. Schreiben des Alcalden an den Präfecten.

9. Der Architekt entwirft nach einem vorläufigen Studium ein Project.

10. Zusammenberufung des Stadtraths.

11. Berathungen über das Project; es werden verschiedene Aenderungen in Vorschlag gebracht.

12. Mittheilung an den Architekten.

13. Dieser reicht das corrigirte Vorproject ein.

14. Zusammenberufung des Stadtraths.

15. Entscheidung des Stadtraths. Das Vorproject wird approbirt und in ein definitives verwandelt.

16. Mittheilung der Approbation an den Architekten.

17. Redaction des Kostenanschlags.

18. Uebersendung desselben an den Alcalden.

19. Zusammenberufung des Stadtraths.

20. Genehmigung des Kostenanschlags durch den Stadtrath.

21. Berathung des Stadtraths, um den Credit zu verlangen, da die Gemeinde sich in der Lage befindet, die projectirten Kosten zu tragen.

22. Ueberreichung einer Eingabe an den Gefe-Civil, welche den Kostenanschlag enthält und den Credit nachsucht.

23. Uebersendung der Acten an den Gouverneur der Provinz.

24. Theilung der Acten. Die, welche den Credit nachsuchen, werden in die Bureaux des Ministeriums der Finanzen, Anschlag und Plan in das Ministerium der öffentlichen Arbeiten geschickt.

25. Ausfertigung eines Berichts über den verlangten Credit, und Ueberreichung desselben an den Minister.

26. Resolution des Ministers.

27. Die Resolution vom Minister wird dem Präsidenten zur Approbation vorgelegt.

28. Entscheidung desselben.

29. Zurück an den Minister.

30. Br. m. zurück an den Gouverneur.

31. Br. m. zurück an den Gefe-Civil.

32. Br. m. zurück an den Alcalden.

33. Der Anschlag und Plan wird dem Ministerium eingereicht.

34. Der Sectionshof sendet die Acten ins betreffende Bureau.

35. Das betreffende Bureau übergibt die Acten dem besonders Beauftragten.

36. Dieser übergibt sie der Commission für öffentliche Arbeiten.

37 u. 38. Einregistrirung und Numerirung der Acten, welche liegen bleiben, bis

39. die Commission ihre Sitzung hält. Sie übergibt die Acten einem Experten.

40. Bericht des Experten über die Acten.

41. Verlesung des Berichts. Modificationen am Project vorgeschlagen.

42. Die Commission übersendet die Acten an den Minister.

43. Der Minister an den Gouverneur.

44. Der Gouverneur an den Gefe-Civil.

45. Der Gefe-Civil an den Alcalden.

46. Zusammenberufung des Stadtraths.

47. Der Stadtrath billigt die Modificationen.

48. Uebersendung an den Architekten.

49. Neue Untersuchung desselben.

50. Der Architekt sendet das Resultat seiner neuen Arbeit an den Alcalden

51. Das rectificirte Project erlangt eine Erhöhung des Credits.

52—62. erfordert dieselben Schritte wie von 21—32.

63—69. verlangt dieselben Schritte, wie unter 33—39 angegeben.

70. Die Commission für öffentliche Arbeiten genehmigt.

71—74. Zurück zum Minister, Gouverneur, Gefe-Civil und Alcalden.

75. Genehmigung (toma de razon) des Anschlags.

76. Aufstreich.

77. Zuschlag.

78. Genehmigung des Zuschlags.

79. Uebersendung der Acten des Aufstreichs an den Gefe-Civil.

80. Uebersendung derselben vom Gefe-Civil an den Gouverneur.

81. Vom Gouverneur an den Minister.

82. Genehmigung.

83—85. Zurück vom Minister an den Gouverneur, Gefe-Civil und Alcalden.

86. Ebenso vom Alcalden an den Architekten.

87. Aviso desselben an den Unternehmer.

88. Eintragung der Genehmigung in das Gemeindebuch.

89. Aviso an den Cobrador del Registro.

90. Einregistrirung der Acten.

91. Zurück an den Alcalden.

92. Ausführung der Acten und Auszug daraus. Die Arbeiten können beginnen. Nachdem die Arbeiten beendigt, stellt der Architekt ein Gutachten darüber aus.

93. Uebersendung des Gutachtens an den Gefe-Civil.

94. Von diesem an den Gouverneur.

95. Von diesem an den Minister.

96. Ministerielle Abnahme.

97—99. Zurück auf demselben Wege.

100. Zahlungsordre.

Ich will nun nicht behaupten, daß ich von dem Lilliputgetrippel mexicanischen Geschäftsgangs schon eine so genaue Vorstellung gehabt habe, ehe noch die von dem Minister erbetene Frist zur Ueberlegung, ob und in welcher Weise ich mich bei der erwähnten Expedition betheiligen wolle, abgelaufen war; aber ich hatte doch nicht versäumt, den Rath meiner Bekannten einzuholen. Nach allen Antworten aber, die mir dieserhalb gegeben wurden, gehörten die Missionen im Dienste der Republik keineswegs zu den angenehmen. Man versicherte mir, daß an eine nachhaltige Durchführung des Projects weder von seiten der Regierung noch der mexicanischen Commission zu denken sei, und die Folge bewies, daß diese Prognose durchaus richtig war. Allein nach dem überaus freundlichen und ehrenvollen Empfang, den mir die Regierung hatte angedeihen lassen, wäre es in hohem Grad unpolitisch gewesen, ja es würde sogar undankbar geschienen haben, hätte ich den Antrag geradezu abgelehnt. Mit

innerm Widerstreben eröffnete ich daher dem Minister meinen Entschluß, an den Arbeiten mich zu betheiligen.

Tags darauf fand unter dem Vorsitz des Ministers die erste Sitzung der Commissionsmitglieder statt. Hr. Rio de la Loza, früher Apotheker und damals Director einer Agriculturschule, ein Mann, der sich durch fleißiges Studium viele nützliche Kenntnisse erworben hatte und in Mexico als wissenschaftliche Autorität galt, war so artig, mich zum Präsidenten vorzuschlagen, eine Ehre, die ich als Fremder ablehnen zu müssen glaubte und damit erwiderte, den alten Herrn selbst in Vorschlag zu bringen, der denn auch, unter allen von der Bescheidenheit gebotenen Protesten, sich ins Unvermeidliche ergab. Somit bestand die Commission aus den Herren Rio de la Loza, Sonntag und mir, als Dirigenten je einer Abtheilung, und aus verschiedenen, als Präparatoren, Sammler, Zeichner u. s. w. beigegebenen jungen Leuten.*)

Die Arbeiten der Commission bestanden größtentheils in Ausflügen nach verschiedenen Punkten der nächsten Umgebung Mexicos, während welcher trigonometrische Aufnahmen gemacht und zu zoologischen und botanischen Sammlungen der erste Grund gelegt wurde. Nach kurzer Zeit entstanden jedoch Differenzen unter den Mit-

---

*) Eine Ungenauigkeit in Hrn. Henri de Saussure's Bericht an das „Journal de Genève" ist es, wenn er darin gesagt hat, die Commission sei anfangs unter meine Leitung gestellt worden. Selbstredend bin ich für diesen Fehler nicht verantwortlich. Wenn aber Hr. Laverrière in den „Illustrirten Deutschen Monatsheften", Febr. 1858, Nr. 17, S. 568, jene Ungenauigkeit mit den weit ungenauern Worten rügen zu müssen glaubt: „Ich bin durch das mexicanische Gouvernement selbst autorisirt, diese erdichteten Angaben in allen Punkten zu widerlegen", so fühle ich mich zu der sehr genauen Mittheilung veranlaßt, von Hrn. Laverrière selbst par document zu der Behauptung autorisirt zu sein, daß Hr. Laverrière zuweilen nicht weiß, was er sagt. Hätte ich aber damals, als Hr. Rio de la Loza mich unter vier Augen um meine Zustimmung bat, einen gewissen Laverrière, den er als Lehrer an seiner Ackerbauschule beschäftigte, der Commission zuzugesellen, weil er ihm gern die damit verbundene Verbesserung seines Einkommens zuwenden wolle, — hätte ich damals gewußt, daß dessen unseliger Hang zur Intrigue den Zweck der Commission in so hohem Grade gefährden würde, ich wäre heute der Mühe überhoben, seiner Erwähnung zu thun.

gliedern, und durch eine neue in Puebla ausgebrochene Revolution, welche die Geldmittel der Regierung fast ausschließlich in Anspruch nahm, und durch zahlreiche Räuberbanden, welche unter dem Namen „Pronunciados" das Weichbild von Mexico unsicher machten, wurde das Interesse an dem Ergebniß der Commission täglich weiter in den Hintergrund gedrängt, und das Unternehmen, wie so manches andere mit weit großartigerm Kostenaufwand begonnene, aufgegeben, ohne eigentlich positive Resultate geliefert zu haben.

So unerquicklich hiernach jedes dienstliche Verhältniß zur Regierung eines Landes ist, in welchem Revolutionen unerwartet wie Nachtfröste eintreten und gleich ihnen die schönsten Aussichten auf einen lohnenden Herbst täglich vernichten können, so angenehm ist der persönliche Verkehr mit dem Mexicaner selbst. Was den Fremden im Umgang mit ihm von vornherein angenehm berührt, ist die chevalereske Courtoisie, die er keinen Augenblick verleugnet. Der unvorbereitete Fremde geräth bei der stets mit größter Naivetät vorgebrachten Redensart „A la disposicion de Vm." manchmal in Verlegenheit, und hütet sich zuletzt, irgendeinen Gegenstand zu bewundern oder nur wohlgefällig zu betrachten, aus Furcht, er möge ihm sofort als Geschenk angeboten werden oder in seiner Wohnung schon seiner Rückkehr warten, in welch letzterm Falle natürlich nichts übrig bleibt, als durch ein Gegengeschenk sich zu revanchiren. Denke dir, freundlicher Leser, du begegnest einem Mexicaner, den du früher kaum ein einziges mal gesehen hast. Du bittest ihn um etwas Feuer: mit der vollendetsten Urbanität reicht er dir seine Cigarre. „Welch schönes Pferd Sie reiten!" sprichst du, um ihm etwas Verbindliches zu sagen. Mit einer raschen Bewegung springt er zur Erde, zieht den Zügel über den Kopf seines Thiers und mit der einnehmendsten Grazie ihn in deine Hand legend, erwidert er: „Caballero, á la disposicion de Vm." Diese Gewohnheit, alles dem Gaste oder dem Freunde zur Verfügung zu stellen, geht mit einer so unschuldigen Naivetät Hand in Hand, daß selbst die Einführung in die Familie, die Vorstellung der Frau und Töchter des Hauses mit der Bemerkung geschieht: „Estan á la disposicion

de Vm.“, und wenn Aeltern die Geburt eines Kindes ansagen lassen, so geschieht dies mit den zarten und sinnigen Worten: „Herr und Frau NN. lassen Sie benachrichtigen, daß Ew. ... seit einer Stunde einen neuen Diener (Dienerin) in deren Hause haben.“

Allerdings sind dies nur Formeln, die man sich hütet, wörtlich zu verstehen; allein der gesellige, verbindliche Umgang des Mexicaners, seine lebhafte Sprache und die noch lebendigere Mimik, welche seine Worte begleitet, sein sorgloses Naturell und seine Ungebundenheit, mit der er leicht von allem scheidet und infolge deren selbst das edle Metall für ihn nur insofern einen Werth besitzt, als er sich damit den Genuß des Augenblicks erkaufen kann: das alles gibt diesen Formeln eine Folie, welche des Fremden ganze Aufmerksamkeit und Vorsicht erfordert.

Eine schlimmere Folge dieser Sorglosigkeit ist der schnelle Wechsel des Vermögens. Die Bewohner der Stadt sind nämlich entweder Beamte, Kaufleute, Geistliche, Offiziere (d. h. General oder wenigstens Oberst; denn andere Militärs gibt es wenige), wenn sie noch ein Vermögen gründen, oder Hacendados (Gutsbesitzer), die im Begriff stehen, ihr Vermögen durchzubringen oder es schon durchgebracht haben.

El padre comerciante,
El hijo paseante,
El nieto mendicante,

sagt der an den Wechsel des Vermögens schon so sehr gewöhnte Mexicaner, daß er in diesen verschiedenen Lagen nur noch organische Entwickelungsstufen des Familiengeschicks zu erblicken scheint; eine Ansicht, nach welcher die zahlreiche Corporation der Leperos, mit denen ich meine Leser bekannt zu machen mir nicht versagen kann, die höchste Stufe der Vollendung erreicht hat, und die allerdings deren edles Selbstgefühl, ihre stolze Grandezza, erklärt.

Der Name Lepero stammt von Lepra (Aussatz) her, hat jedoch hier lange keine so anrüchige Bedeutung, als in Berlin der Name Eckensteher. Sie bilden einen Stand; aber kein Stand der Welt, die neapolitanischen Lazzaroni nicht ausgenommen, führt ein

sorgloseres Leben als der mexicanische Lepero, und Lazzaroni, Eckensteher, Flaneurs, Bummler, sind alle nur Anfänger, elende Stümper und Pfuscher im Vergleich zum Lepero, der allein die Bummelei ergründet hat.

Der Lepero, mag er in diesem Stande geboren sein oder mag die Macht der Verhältnisse ihn demselben zugeführt haben: traurig, kummervoll, von Sorgen gedrückt, hat ihn noch niemand gesehen; und warum auch? Seine Bedürfnisse sind derart, daß er sie stets befriedigen kann. Damit will ich indeß nicht sagen, daß diese Bedürfnisse nie über die Grenze hinausgingen, welche Bescheidenheit, Philosophie oder Gewohnheit zu ziehen pflegen. Im Gegentheil, der Lepero hat zuweilen recht kostbare Gelüste, wie goldene Uhren, feine Tuchkleider, eine wohlgespickte Börse u. dgl. Allein, dank der Vorsehung, die ihn zuweilen finden läßt, was niemand verlor, weiß er solche Gelüste zum Schweigen zu bringen. Außerdem muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er solche Gelüste nur so lange nährt, der Augenlust und Hoffart des Lebens nur so lange huldigt, bis er Gelegenheit findet, den Gegenstand seiner sittlichen Verirrung in einem Leihhause unterzubringen und das dafür erhaltene Geld gegen den solidern Genuß von Frijoles, Tortillas, Pulque u. s. w. zu vertauschen. Sollte der Lepero wirklich, wie so mancher Sterbliche, seine schwache Seiten haben, so wären es Pulque und Cigarittas.

Alle größern Städte der Republik wimmeln von dieser Species; überall aber, wo sich der Lepero findet, gibt er sich, außer seiner Eigenschaft eines Rentier ohne Renten, den Anschein eines soliden Mannes und nützlichen Staatsbürgers, und dies weniger zur Befriedigung des Ehrgeizes, als vielmehr der lästigen Neugier der Polizei wegen, seinen Ruf als Hombre de bien festzustellen. Zu diesem Zweck trägt er, in Ermangelung sonstiger Documente, einen Strick bei sich, wodurch er sich dem Polizeidiener gegenüber als Dienstmann legitimirt. Manchmal kommt es wirklich vor, daß ein Unerfahrener ihm ein Packet oder einen Ballen zu tragen gibt. Sofort schnürt der Lepero das Colli mit seiner Legitimationskarte

zusammen und trägt es davon. Folgt ihm aber währenddessen der Eigenthümer nicht dicht auf den Fersen, so trägt er es an einen so sichern Ort, daß jener sich die Mühe sparen kann, weiter danach sich umzusehen. Eine Cardinaltugend des Lepero ist die Höflichkeit, die er nicht so sehr einem günstiger situirten Stande gegenüber als gegen seinesgleichen ausübt.

Denke dir, lieber Leser, zwei dieser Helden begegnen einander auf der Straße. Der eine trägt ein Paar zerlumpte Hosen von Baumwollzeug und darüber die nie fehlende Frazada, ein großes, gestreiftes Umschlagetuch, in welches er sich wie ein römischer Kaiser drapirt, und von dem er sich nie trennt, in dem er wacht und schläft und stirbt. Der andere ist ebenso costümirt, nur treibt er den Kleiderluxus so weit, ein Hemde zu besitzen, das er aber auch im Begriff ist, als überflüssiges Möbel ins Pfandhaus zu tragen. Schon von weitem ziehen die beiden guten Freunde ihre kleinen Stroh- oder Filzhütchen tief voreinander ab, nähern sich unter unzähligen Bücklingen, reichen sich die Hand, und die Conversation beginnt:

„Welches Glück, Ew. Gnaden zu begegnen! Wie befindet sich meine Gebieterin, dero Frau Gemahlin?"

„Ich küsse Ihnen die Hände, Caballero; meine Frau ist á la disposicion de Vm."

„Erzeigen Sie mir die Gnade, mich ihr zu Füßen zu legen!" u. s. w.

Einige Worte werden noch im Vertrauen über den Stand der Geschäfte gesprochen, Einladungen zum Diner gewechselt, obgleich jeder weiß, daß er selbst nichts hat, und unter tausend Versicherungen dauernder Hochachtung und Dienstbereitschaft trennen sich die beiden Freunde. Alles dies in ernstestem, ja gravitätischem Tone.

Multa inter sese vario sermone serentes.

Die Frau Gemahlin existirt aber wirklich. Wie es nämlich männliche Leperos gibt, so gibt es auch weibliche Leperas, und da es sich nicht selten ereignet, daß das Verlangen nach den Freuden

des Ehestandes zwei sympathisirende Herzen dieses Standes beschleicht, so heirathen sie sich, Lepero y Lepera. Eines Priesters bedarf es hierzu in der Regel nicht, denn da die gefühlte Sehnsucht sich nach einiger Zeit gewöhnlich wieder legt, so würde es sich nicht ausgetragen haben, den geistlichen Herrn zu bemühen und die Sporteln für ihn aufzutreiben. Daß die Leperittos und Leperittas mit der Zeit wieder Leperos und Leperas werden, ist eine weise Einrichtung der Natur, um dem Aussterben der Art vorzubeugen.

V.

Oeffentliche Gebäude.

Das Colegio de la Mineria. Die Kathedrale.

Ich widmete den heutigen Tag der Besichtigung verschiedener öffentlicher Gebäude, über die ich den Leser, der Abwechselung wegen, zu unterhalten gedenke. Eins der stattlichsten, und der hübschesten überdies, ist das Colegio de la Mineria, die Bergschule, in der Straße San-Andres, dessen Größe der Wichtigkeit entspricht, welche dem Bergwesen als Hauptquelle des Nationalreichthums beigelegt wird. Wir befinden uns vor einer edelgehaltenen Façade mit drei von dorischen Säulen getragenen Eingängen. Eine Front von 109 Varas Länge und eine Tiefe von 765 Varas ergibt, nach Abzug der Höfe, für das Gebäude einen Flächeninhalt von 10835 Quadrat-Varas. Im Erdgeschoß zählen wir 7 Höfe mit 76 Zimmern. Das Entresol enthält 75 Zimmer; die Beletage, zu der zwei großartige Treppenhäuser führen, besteht aus 82 Zimmern. Die obern Stockwerke und Flügel mit eingerechnet, enthält das ganze Gebäude nicht weniger als 7 Höfe, 11 Fontainen, 13 Treppenhäuser und 238 Zimmer.

Welche Bühne für das Spiel des Lebens! Was mögen diese Mauern gehört und gesehen haben! Doch nein, hier hat kein Alexander VI., keine Katharina von Medicis, keine Königin Mariot, keine schottische Maria gelebt. Dieser Palast hat keine Begebenheiten, keine Geschichten zu erzählen, als höchstens seine eigene,

d. h. die seiner verwahrlosten Jugend, seiner Mißhandlung und Verkommenheit unter der spanischen Vormundschaft.

Nachdem durch königliches Patent vom 1. Juli 1777 ein eigenes Colegio de la Mineria decretirt war, wurde der Bau auf der Stelle der frühern Casa de los Mascarones beschlossen, und ein Plan nebst einem Kostenanschlag zur Höhe von 210000 Pesos genehmigt. Dennoch begann der Bau erst im Jahre 1793. Schon im folgenden Jahr ward der ursprüngliche Plan abgeändert und nach einem neuen weiter gebaut bis zum Jahre 1813, wo dann, nach Verausgabung von 1,500000 Pesos, das Gebäude so herrlich und so meisterhaft vollendet war, daß es schon im nächsten Jahr, wegen gewaltiger Risse an der Hauptecke und im großen Treppenhause, einer Reparatur bedurfte, die bis zum Jahre 1816 dauerte. Im Jahre 1824 arbeiteten die Architekten zwei neue Reparaturpläne aus von 400000 und 120000 Pesos, die, nacheinander ausgeführt, wenigstens das Resultat hatten, daß das Gebäude viel von seiner Schönheit verlor. Im Jahre 1827 wurde das Collegium von allen Zweigen der Verwaltung bezogen, wobei es sich in einem solchen Zustande befand, daß die Bewohner desselben und die Besitzer der umliegenden Häuser Garantie für Schadenersatz verlangten, falls es dem theuern Palast einfallen sollte, einzustürzen. Eine gerichtliche Commission constatirte die Nothwendigkeit einer Ausbesserung, d. h. des Abbruchs, da man es für unmöglich hielt, die Kosten der Reparatur aufzubringen. Ein energischer Franzose, der Ingenieur Antoine Villard, erbot sich 1830 für 97000 Pesos das Gebäude in einen sichern und bewohnbaren Zustand herzustellen. Die Regierung hielt sich nicht mehr für berechtigt, die Ermächtigung zum Beginn der Arbeit zu geben, und zögerte beständig. Nichtsdestoweniger begann Villard, der erkannte, daß die Noth alles rechtfertige, ohne weiteres die Reparatur, die er auch glücklich beendigte, und durch die er das Gebäude in den freundlichen und sichern Zustand setzte, in welchem es sich heute befindet, ohne aber verhindern zu können, daß einer seiner Flügel unterdessen, wie ich selbst mit dem Theodoliten gemessen habe, schon merklich tiefer gesunken ist. Damit meine Leser die beinahe unglaublich klingende Geschichte nicht für über=

trieben halten, muß ich hinzufügen, daß meine Quelle der bekannte Schriftsteller Don Vicente Segura Arguelles ist, der in einem großen, in meinem Besitz befindlichen Prachtwerk diese Details gibt.

Von dort begaben wir uns nach der Kathedrale.

Bald nachdem der Eroberer Fernando Cortez die alte Stadt Montezuma's zerstört hatte, wies er den Ordensgeistlichen vom heiligen Franciscus den Platz zu, welchen der große Tempel Mexicos einnahm, unter der Bedingung, daß der Orden, nach der Zerstörung dieses Tempels, auf dieser Stelle eine kleine Kirche und Wohnungen für zwölf Kanonici bauen sollte. Kurze Zeit darauf übergab man diesen Mönchen den Raum, welchen gegenwärtig das Franciscanerkloster einnimmt, und verkaufte ihnen für 40 Pesos die Stätte des alten Tempels, um darauf, nach dem Willen des Cortez und des Erzbischofs Zumarraga, eine Kathedrale zu erbauen. Der Tempel erhob sich prachtvoll für die damalige Zeit. Philipp II. aber, begierig ein großartigeres Werk erstehen zu sehen, befahl, den Tempel abzureißen und den gegenwärtigen aufzubauen. Im Jahre 1573, einundzwanzig Jahre nach dem Abbruch des ersten, wurde der Bau unter dem Erzbischof Don Pedro Moya de Contreras begonnen und dauerte vierundneunzig Jahre, bis 1657, wo seine feierliche Einweihung am 22. December stattfand. Die Kosten dieses Werks, zu welchem die Könige Philipp II., Philipp III., Philipp IV. und Karl II. beigesteuert hatten, betrugen 1,759000 Pesos.

Der Bau nimmt eine der hervorragendsten Stellen auf der Plaza-Mayor ein; seine Dimensionen sind 155⅔ Varas von Nord nach Süd und 63 Varas von Ost nach West, ausschließlich des Raums, welchen die Vorhalle und der Kirchhof einnimmt. Das Ganze wird von 124 steinernen Pfeilern von 6 Fuß Höhe eingeschlossen, welche durch Eisenketten verbunden sind. Auf der östlichen Seite dient ein schönes, mit eisernen Thoren geschmücktes Gitterwerk als Absperrung. Die Hauptfaçade, welche gegen Süden zieht, enthält drei Portale, jedes aus ebenso vielen Stockwerken bestehend, von welchen das erste in dorischem, das zweite in ionischem, das dritte in korinthischem Stil aufgeführt ist. Alle sind mit Statuen und Basreliefs geschmückt. Die beiden Thürme bestehen

jeder aus zwei Stockwerken, das erste in dorischem, das zweite in ionischem Stil; über dem letztern erhebt sich eine glockenförmige Kuppel, auf welcher eine Weltkugel mit dem Kreuz in Stein sich befindet.

Bis zum Januar des Jahres 1787 bestand nur der erste Theil des östlichen Thurms; aber in diesem Jahre wurde derselbe vollendet und der andere begonnen, sodaß das Jahr 1791 beide vollendet sah. Sie haben 194000 Pesos gekostet.

Die Höhe, von der Spitze des Kreuzes bis zur Ebene der Vorhalle, beträgt 92⅔ Varas. Die Glocke Donna Maria, welche sich im östlichen Thurm befindet, wurde im Jahre 1754 aufgehängt und wiegt 150 Centner. Die größere Glocke des westlichen Thurms, Santa-Maria de Guadalupe genannt, wurde im Jahre 1792 aufgehängt; sie ist 6 Varas hoch, 12 Varas weit und kostete 10400 Pesos. Es gibt außer diesen noch eine dritte Glocke von 149 Centner Gewicht, die im Jahre 1793 aufgehängt wurde. In den Bogen beider Thürme befinden sich noch sieben Glocken von geringerm Gewicht und zehn andere, welchen die spanische Sprache die Bezeichnung Glocke nicht zuerkennt, die aber dennoch theilweise bedeutende Größe haben. Die Simse der Stockwerke beider Thürme sind mit Balustraden geschmückt, von denen die erste aus Urnen, die andere aus kolossalen Statuen besteht, welche 3 Varas hoch sind und die Kirchenlehrer und Ordenspatriarchen darstellen. Zwischen den Thürmen und über dem Hauptthor befindet sich eine Uhr, mit einem Zifferblatt aus vergoldetem Metall. Ueber ihr befinden sich die drei theologischen Tugenden, in Stein geschmackvoll gearbeitet, mit ihren eigenthümlichen Attributen aus vergoldetem Metall. Die übrigen Thore sind folgenderweise angeordnet: zwei auf der nördlichen und je eins auf der östlichen und westlichen Seite.

Das Innere des Gebäudes ist in dorischem Stil gehalten. Von seinen fünf Schiffen sind drei offen und zwei geschlossen. In den erstern stehen vierzehn Hauptsäulen mit Schäften an ihren vier Seiten, aus deren Capitälen die Bogen aufspringen, welche sich auf den verschiedenen Wölbungen kreuzen und die zwei Seitenschiffe in vierzehn Kapellen theilen. Diese Kapellen sind abgeschlossen durch

Eisengitter und Täfelwerk in modernem Stil. Hundertsiebenundvierzig Fenster sind über die Wände der Kapellen, Kuppeln, Nischen u. s. w. ausgestreut. Die Kuppel und Laterne hat eine achteckige Gestalt, und in ihrer Mitte stellt ein Frescogemälde die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin der Kirche, dar. Eine herrliche Glorie dient dem Gemälde als Grund, und im Umkreise sieht man in mannichfaltigen Gruppen die alten Patriarchen und berühmtesten Frauen, deren die Geschichte des Alten Testaments Erwähnung thut.

Der Hochaltar steht im Hauptschiff, zwischen den vordern und nördlichen Säulen der Kuppel. Der frühere war ein schönes und majestätisches Kunstwerk, dessen äußere Säulen aus Holz, die dem Tabernakel nächsten aus Jaspis, und diejenigen, welche dasselbe trugen, aus Gold waren. In den Zwischenräumen standen die Statuen der Zwölf Apostel und zwischen den Säulen des obern Theils die Evangelisten, Kirchenlehrer und Patriarchen. Der gegenwärtige Altar ward aus Jaspis in modernem Stil durch den spanischen Architekten Don Lorenzo Hidalga verfertigt und am 15. August 1815, dem Titularfesttage, geweiht. Vier Stufen führen zum Chor hinauf, welches von einer Balustrade aus Tomback und mit Statuen umgeben ist, welche als Candelaber dienen. Den Wänden des Chors entlang finden sich Tribünen für die Chorstühle und über diesen die beiden herrlichen Orgeln. In den beiden äußersten Theilen des nördlichen Flügels befindet sich westlich der Kapitelsaal, die Schatzkammer, die Zehntenkammer und die öffentliche Bibliothek der Kirche, welche sich in einem besondern, aber mit der Kirche verbundenen Flügel befindet. Oestlich ist die Sakristei, die Vorhalle zur Sakristei und das Collegio de Infantes.

Die Kathedrale Mexicos besitzt Kleinodien und kirchliche Paramente von großem Werth. Unter die ersten und vorzüglichsten sind zu rechnen: sechs 1½ Varas hohe Leuchter, sechs Blumensträuße mit Töpfen von derselben Größe, vier Candelaber, zwei Rauchgefäße, zwei Schiffchen, ein mit köstlichen Steinen besetztes Crucifix sammt Fußgestell, ein anderes aus Filigran, zwei Pulte und anderes Geräthe, sämmtlich aus purem Gold gefertigt. Ein Bildniß der

Himmelfahrt, welches hier fundirt wurde, ist ebenfalls ganz von Gold, reich mit Edelsteinen besetzt und wiegt 6984 Castellanos. Das Bildniß der unbefleckten Empfängniß ist von purem Silber und wiegt 68 Mark. Die silberne Lampe, welche vor dem Altar hängt, hat 4373 Mark Gewicht und besitzt einen Werth von 71343 Pesos. Dieses Stück besteht aus 54 Leuchtern; seine Höhe ist 8½, sein Durchmesser über 3½, sein Umfang 10½ Varas, und es hängt dasselbe an einer Kette von Eisen, welche 1650 Pfund wiegt. Die Hauptmonstranz ist 1⅛ Vara hoch und wiegt 88 Mark Gold; ihre Vorderseite ist mit 5872 Diamanten besetzt und ihre Rückseite mit 2653 Smaragden, 544 Rubinen, 106 Amethysten und 28 Saphiren. Das große Ciborium wiegt 18 Mark Gold und ist mit 1676 Diamanten besetzt; der Kelch wiegt 10½ Mark Gold und enthält 122 Diamanten, 143 Smaragden und 132 Rubinen. Eine andere Monstranz faßt 3400 Diamanten, 1400 Smaragden und 850 Perlen.

Alle diese Kleinodien wurden vom Kaiser Karl V. geschenkt, und außerdem noch zwanzig goldene Kelche, außerordentlich reich mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzt, und sechs goldene Becken, mit den zugehörigen Weinkrügen und Schüsseln. Das Silbergeräth ist außerordentlich zahlreich. Die Kirche besitzt zwei Paar große sechsfüßige Candelaber, eine Menge von Aufsätzen, zwölf Weihrauchgefäße, zwölf Altarleuchter von 2½ Varas Höhe, sechs Dutzend Kelche und Pollen und zwei Dutzend Lichtscheren. Sie besitzt ferner drei silberne Statuen, einen außerordentlich künstlich ciselirten Reliquienschrein, zwei Lampen, 2 Varas hoch, mit 24 Brennern, vier Rauchgefäße, 2 Varas hoch, ganz von Silber, und in den Schiffen der Kirche vertheilt finden sich zwanzig silberne Wandleuchter.

Das Kapitel besteht aus sechsundzwanzig Kapitelherren in folgender Ordnung: Die fünf ersten Würden sind: Dechant, Archidechant, Chorsänger, Schulmeister und Schatzmeister; vier Canonici de Officio, nämlich Doctoralis, Maystralis, Lectoralis und Penitenciarius; fünf Ehrencanonici; sechs, welche Pfründen genießen, und ebenso viel andere im halben Besitz von Pfründen; außerdem aus einer

großen Zahl von Kaplanen, Akoluthen und einem Orchester, in welchem die besten Musiker arbeiten.

Gleich neben der Kathedrale erhebt sich eine andere Kirche, in welcher die Priester aus dem Kapitel begraben werden. Wir bestiegen nach der Besichtigung des Innern die Thürme. Ein Offizier führte uns zur Kuppel, an der wir außerhalb an eisernen Stangen emporkletterten. Die Aussicht ist durchaus keine entzückende. Die Umgebung der Stadt drückt durch ihre Oede und ihren Mangel an Vegetation dem vor uns ausgebreiteten Bilde das Gepräge des Todes und der Verlassenheit auf, wozu die Heerden von Aasgeiern, welche die Zinnen und Dächer der Kirchen und Paläste bedeckten, nicht wenig beitrugen.

Nichts ermüdet den Geist so gewaltig, als eine lange fortgesetzte Betrachtung von Gegenständen, welche der menschlichen Hand und Kunstfertigkeit ihr Dasein verdanken. Fast betäubt kehrte ich von meiner heutigen Wanderung in das Hotel Iturbide zurück, um die abgespannten Sinne während der Ruhe der Nacht neue Kräfte und frische Schwungkraft sammeln zu lassen. Ich hatte in der That die Ruhe nöthig, denn der folgende Tag versprach der Aufregungen manche, der ruhigen Augenblicke sehr wenige.

VI.

Ein Nationalfest.

Die Feier des fünfunddreißigsten Jahrestags der „Libertad y Independencia“. Die Casa de los Azulejos.

Früh morgens schon weckte Kanonendonner und ein mehr als gewöhnliches Geläute zahlloser Kirchenglocken die Schläfer Mexicos, von denen ich vielleicht der einzige war, dem sie unerwartet und viel zu früh laut wurden. Schon drängte sich die sonst gerade auch nicht öde Straße entlang eine ungeheuere Menge geputzter Menschen. Tambours wirbelten Straße auf und Straße ab den Generalmarsch. Nationalgarden en grande tenue eilten ihren verschiedenen Sammelplätzen zu. Indier trabten, vermischt mit andern Landbewohnern, im Gänsemarsch vorbei. Karren mit Eßwaaren, unter ihnen die herrlichsten Tropenfrüchte, wurden in der Richtung der Alameda fortgeschafft. Prachtvolle Carrossen, Züge der schönen Cavaleriegarde, Linieninfanterie in geschlossenen Colonnen, weißgekleidete Zöglinge der Mädchenschulen, lange Reihen munterer Knaben, ihre Lehrer an der Spitze, functionirende Civilbeamte, Polizisten, Offiziere aller Grade und Waffen in Paradeanzug, wogten in bunter, ununterbrochener Folge unter meinen Fenstern vorüber. Eben schlug es 8 Uhr, als der sorgsame Mozzo eintrat und zur Toilette mahnte, falls ich die gestern erhaltene Einladung des Ministers benutzen wolle, im Gefolge des Präsidenten der Republik dem solennen Hochamt und dem nachfolgenden Truppen=

défilé, womit der fünfunddreißigste Jahrestag des Einzugs der Armee der „Drei Garantien“ gefeiert wurde, beizuwohnen.

Bald darauf befand ich mich auch inmitten des glänzenden Gewühls, das bei solchen feierlichen Anlässen die Suite des Gewalthabers bildet. Obgleich jener Reichthum und jene Mannichfaltigkeit der Uniformen, jene Masse der Großkreuze und anderer Decorationen fehlte, die ich in Petersburg, Paris und andern Orten von den Großwürdenträgern des Hofs, den Beamten und Offizieren des Gefolges bei großen Staatsactionen entfalten sah, so boten doch die schönen Gestalten, die gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtszüge derer, welche die schlichte und nichts weniger als imponirende, aber doch bürgerlich würdige Figur des Señor Comonfort als Rahmen umgaben, sowie der eigenthümliche, wenn ich so sagen darf, tropische Hauch, der über dem Ganzen ausgegossen lag, ein hübsches, freundlich erregendes Bild.

Die Kathedrale war gedrängt voll. Im Hauptschiff bildete die Stadtgarde auf der einen, die leichte Infanterie auf der andern Seite ein Spalier, das außerhalb durch Linieninfanterie sich bis zum Nationalpalast fortsetzte. Der Erzbischof in pontificalibus, assistirt von dem gesammten Kapitel, celebrirte das Hochamt, dessen außerordentliche Pracht durch die herrliche Musik einer Messe von Pergolese — wie ich glaube — noch mehr gehoben wurde.

Nach Beendigung desselben begab sich der Präsident zuerst in den Nationalpalast zurück, stieg dort zu Pferde und ritt, gefolgt von der ganzen Suite, dem diplomatischen Corps und der Garde zu Pferd, nach dem Amphitheater, welches im Rondeau der Alameda errichtet war. Hier hielt ein schöner Mann mit kräftiger, sonorer Stimme den üblichen Panegyrikus der Revolution und ihrer Helden, während die untenfolgende Proclamation des Präsidenten an die anwesenden Herren und unter die Truppen vertheilt wurde. Leider konnte ich wenig oder gar nichts von der mit höchst pathetischen Gesten vorgetragenen Rede verstehen; doch sagten mir meine Freunde, sie sei, wie unter so bewandten Umständen kaum anders zu erwarten, ein Meisterstück hochtrabender Gemeinplätze gewesen.

Das Truppendéfilé der Linie und Nationalgarde, welches nun

stattfand, bot zwar einem an russische und preußische Prunkparaden gewöhnten Auge nur Stoff zu stetem Tadel, den ich auch nicht undeutlich in den Zügen meiner Nachbarn, zweier fremder Offiziere, zu lesen vermeinte; allein der Anblick der kraftvollen und doch leichten Gestalten, die légère und trotz der manchmal sehr defecten Uniformen stolz graziöse Haltung, besonders aber die wahrhaft bewundernswerthe Führung sämmtlicher Berittenen, entschädigte für den Mangel gedrillter Steifheit und Corporalsaccuratesse.

Gegen 4 Uhr nachmittags kehrte ich zur Alameda zurück, da um diese Zeit das eigentliche Fest, ein Banket der Nationalgarde und Linie und hierauf eine glänzende Illumination des prachtvollen Gartens, stattfinden sollte. In der hohen, schattigen Allee de la Piedad waren einfache Tische gedeckt, an welchen Offiziere und Gemeine, Linie und Nationalgarde pêle-mêle sich niederließen und sich mit der dem Mexicaner von seinen Stammvätern, den Spaniern und Indianern, überkommenen Grandezza vergnügten.

Eine bei weitem fröhlichere und lärmendere Gesellschaft hatte in einer Nebenallee Platz genommen; sie bestand aus etwa 1500 Kindern der Volksschule, die auf Kosten des Gemeindesäckels gespeist wurden, während am Schlusse des Mahls 500 Anzüge an die ärmern unter ihnen vertheilt wurden. Der Anstand und das richtige Maßhalten dieser Kinder mußte lobend anerkannt werden und bewies, daß sie ihre Lehrstunden in der Urbanidad, welche auf dem Stundenplan keiner, auch nicht der geringsten Indianerschule fehlt, wohl benutzt hatten.

Kaum brach die Nacht herein, als sich wie auf einen Zauberschlag die ganze Stadt in tausend Lichter der verschiedensten Farben kleidete. Die Alameda glich dem Garten eines Feenpalastes, und die Hauptstraßen San-Francisco, Plateros, Tacuba, San-José-el-Real, der Empedradillos und die Plaza-Mayor boten einen über alle Beschreibung prachtvollen Anblick. Längs den Häusern hingen phantastische Lampencordons, welche durch eine Doppelreihe von Privatilluminationslinien noch mehr gehoben wurden. Anstatt der Reverberen warfen elegante Lustres farbige Lichter über die Giebel der Paläste und die Züge der Zuschauer. Die Douane, das Stadt-

haus, die Bergschule und der Nationalpalast waren geschmackvoll illuminirt; doch mögen die Paläste reicher Privaten sie weit überboten haben.

Um halb 8 Uhr begannen die großen Feuerwerke. Man hatte mir vorausgesagt, sie würden diesmal weit glänzender ausfallen als gewöhnlich; dennoch hatte ich mir nicht zu viel von ihnen versprochen. Der Mexicaner besitzt aber für jede Art äußern Gepränges angeborene Neigung und einen Geschmack, dem hundertjährige Uebung nachgeholfen hat. Bei solchen Gelegenheiten entwickelt er daher eine Virtuosität und eine Grazie in der Anordnung von Festivitäten, welche nur von seiner Freigebigkeit erreicht werden. Den Glanzpunkt neben all den hundert kleinern Feuerwerken, die auf den verschiedenen Plätzen und Kreuzwegen der Stadt abgebrannt wurden, bildete die Illumination der Kathedrale. Die ganze Façade des herrlichen Baues erschien zuerst in bengalischem Feuer; geisterhaft strahlte sie bald in grellem Diamantlicht, bald in düsterrother Glut oder in freundlichem Grün in die laue, herrliche Tropennacht, und als plötzlich das starkbesetzte Militärorchester hoch oben auf den Thürmen mit einem reichen Tonschwall hervorbrach, war der Eindruck wahrhaft entzückend, selbst die zurückhaltenden Indianer konnten ihre laute Freude nicht meistern. Jetzt rollten sich zwei ungeheuere Inschriften „Libertad“ und „Independencia“ in blendendem Lichte auf; aus allen Oeffnungen der Thürme ergoß sich ein sprühender Feuerregen, und über der großen Uhr entwickelte sich, aus einer großartigen Girandola aufschießend, eine majestätische Palme. Zuletzt bildeten sich aus Feuerrädern zwei riesige Medaillons mit den flammenden Inschriften „Hidalgo“ und „1810“.

Nur in New-York und London habe ich ein ähnliches Menschengewühl gesehen wie das, welches jetzt aufs neue der Alameda zuströmte. Der ungeheuere Raum dieses Gartens reichte kaum hin, die von allen Seiten zuflutende Menge aufzunehmen. Jeder der Rondpoints war Gegenstand einer verschiedenen Ornamentirung gewesen. Hier war er in einen künstlichen Garten umgeschaffen, in welchem wir uns zu köstlichen Erfrischungen niederließen; eine kolossale Büste Iturbides' nahm die Mitte desselben ein und stieg

hoch empor in die schimmernde Nacht, während ein Netz bunter Lampions, welche das Wappen der Republik trugen, ihn mit einem strahlenden Licht umgaben. Dort schoß die große Mittelfontaine ihre flüssigen Silberwellen unter einem Baldachin bunter Lichter hervor; farbige Ballons schaukelten sich in allen Alleen; Taxusbäume aus Lampen breiteten ein glänzendes Licht über jeden Pfad, und auf den Rasen hatten sich zum Klang der Guitarren tanzende Gruppen gebildet, deren fröhliches Lachen überallhin ertönte und die glänzenden poetischen Improvisationen des Señor Prieto unterbrach, mit denen er, auf dem Amphitheater des großen Bassin stehend, eine andere Klasse von Fröhlichen unterhielt.

Es war lange nach Mitternacht, als die Lampen allmählich erloschen, die Menge sich lichtete, und Jupiter Pluvius erschien und die Säumigen nach Hause trieb. Während aber der Regen noch an allen Fenstern niederrauschte und die plötzlich eingetretene Stille, nur von einer einsamen Guitarre unterbrochen, mich an die Regenscene des „Barbiere“ erinnerte, las ich die Proclamation des Präsidenten und konnte nicht umhin, aus vollstem Herzen in die Wünsche einzustimmen und die Hoffnungen zu bewillkommnen, die er für das Wohl des mexicanischen Volks aussprach, das ich heute von einer so liebenswürdigen Seite und in einem von der Natur so unendlich reichbegabten Lande kennen gelernt hatte.

Die Proclamation lautete:

„Mexicaner!

„Der heutige Tag ist der fünfunddreißigste Jahrestag des Einzugs der Armeen der Drei Garantien in diese schöne, große Stadt; er ist ein Tag unvergänglichen Andenkens und grenzenloser Dankbarkeit gegen den unsterblichen Iturbide und seine tapfern Gefährten.

„Veteranen der Unabhängigkeitsarmee, die ihr Theil nahmet an einem so glorreichen Unternehmen, ihr repräsentirt heute unter uns jene Armee, welche der Hauch des Patriotismus auf das Schlachtfeld rief, von einem Manne geleitet, der, begabt mit allen Talenten des Feldherrn, durch seine Klugheit, sein Geschick und seinen Muth Hidalgo's und Morelos' Werk vollendete.

„Im Jahre 1821 sollte Mexico frei werden: so hatte es der Vorsehung hoher Rath beschlossen; allein niemand weiß, wann es wahrhaft glücklich sein wird. Ich hege jedoch die feste Zuversicht, Gott werde uns den Tag nicht lange mehr vorenthalten, an welchem wir, dank der Eintracht unter allen guten Mexicanern, im Schose des Friedens und unter den Segnungen der Ordnung, alle Früchte der Unabhängigkeit genießen werden.

„Ja, diese Nation muß endlich zu dem Glück gelangen, auf das ihr unserer Väter große Opfer und die unberechenbaren Verluste, welche ihr die Zwietracht brachte, ein Anrecht geben.

„Ruhm und ewige Dankbarkeit für Hidalgo und Iturbide!

„Friede, Eintracht, Freiheit dem mexicanischen Volke!"

Der Mexicaner ist, gleich den meisten Bewohnern der Tropenländer, für äußere und momentane Eindrücke höchst empfänglich. Läßt er sich leicht zum Schlimmen fortreißen, so reicht doch auch zuweilen ein einziges Wort hin, ihn zu edeln, heroischen Thaten zu begeistern.

Das bläuliche Gebäude, welches in Mexico auf dem Platze Guardiola steht, ist ein Beweis für die eben ausgesprochene Behauptung. Ich will deshalb die Geschichte der Entstehung des sogenannten Porzellanpalastes oder Casa de los Azulejos wiederholen, so wie sie mir dort erzählt wurde.

Der Graf del Valle war ein Nachkomme des Fernando Cortez und gehörte seinerzeit zu den reichsten Leuten des Landes. Man erzählt sich von ihm, daß er seinem Lehnsherrn, dem König von Spanien, zwei prachtvolle, aus Cedernholz erbaute Kriegsschiffe zum Geschenk gemacht habe, mit der ehrfurchtsvollen Bitte, „einen Theil des spanischen Reichs mit einem Besuche zu beglücken, in welchem die Sonne aufgehe, während Madrid in Schlummer liege". Zugleich soll er sich anheischig gemacht haben, dafür zu sorgen, daß des Königs Pferd, sobald es in Vera-Cruz das Land betreten habe, bis in die ferne Hauptstadt nur auf Silber treten solle. In welcher Weise der Graf das zu bewerkstelligen dachte, weiß ich nicht; aber bekannt und verbürgt ist es, daß er bei seiner Verheirathung den

ganzen Weg, von seinem Hause auf der Plaza de Guardiola bis zur Kathedrale dicht mit Silberbarren belegen ließ, über welche sich der Hochzeitszug hin- und zurückbewegte.

Dieser Graf hatte einen Sohn, der alle übeln Gewohnheiten eines leichtsinnigen und verschwenderischen jungen Mannes angenommen und unter anderm so hoch spielte, daß er trotz seines ungeheuern Einkommens sich nicht selten in große Schulden stürzte.

Eines Tags, als er sich wieder in die Nothwendigkeit versetzt sah, zu seinem Vater zu gehen und um neue Vorschüsse zu bitten, sprach der alte Mann, indem er ihm die begehrte Summe überreichte, kopfschüttelnd und bewegt die Worte des spanischen Spruchs: „Non harás tú casa con azulejos“ („Mein Sohn, du baust dir auch kein Haus von Porzellan“, oder, wie wir im Deutschen sagen: „Du wirst nie auf einen grünen Zweig kommen“).

Dies einzige ernste Wort des greisen Vaters machte auf den jungen Mann tiefen Eindruck. Von Stunde an änderte er seine Lebensweise, entsagte seinen Thorheiten und begann sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Kaum ein Jahr war vorüber, da kaufte er von einem Mönche des Klosters von Zacatecas, dem Frater Diego Juarez de Peredo, einen dem väterlichen Hause gegenübergelegenen Bauplatz, ließ aus China oder Japan eine Schiffsladung Porzellanplatten kommen, baute das Haus de los Azulejos, wie wir es heute noch sehen, und machte auf diese Weise die Prophezeiung des Vaters ehrenvoll zunichte.

VII.

Die Stadt Guadalupe.

Das wunderthätige Gnadenbild. Mexicanische Soldaten.

Wie Spanien sein Compostella, Italien sein Loreto, so hat Mexico sein berühmtes „wunderthätiges Gnadenbild Unserer lieben Frau zu Guadalupe". Ich theile, ehe ich die Beschreibung des jährlichen Festes gebe, dem ich beiwohnte, die einfache und poetische Legende mit, welche sich an das berühmte Sagrario zu Guadalupe anknüpft.

Ein neubekehrter Indianer, mit Namen Juan Diego, hörte auf einer Wanderung nach Santiago Tlaltilulco auf freiem Felde plötzlich eine so süße Musik, wie er nie vernommen, und indem er nach dem Ursprung der schmelzenden Töne forschte, gewahrte er über einem prächtigen Regenbogen, von lichten Wolken umflossen, ein liebliches Frauenbild, in der Tracht vornehmer Aztekinnen. Die holde Erscheinung schwebte zu ihm nieder, erklärte sich ihm als die Mutter Gottes und offenbarte den Wunsch, an jener Stelle eine Kirche erbaut zu haben. Diego traute seinen Sinnen nicht und wußte auch außerdem kein Mittel, das Begehren der Erscheinung zu erfüllen.

Da erschien ihm die Mutter Gottes zum zweiten und dritten mal in derselben Weise und trug ihm auf, zur Bestätigung, daß

er in ihrem Auftrage handle, auf dem Gipfel des Hügels Blumen zu sammeln und diese dem Bischof zu bringen. Zu Diego's größtem Erstaunen trug der Boden, auf welchem er früher nur Dornen, Disteln und wildes Gestrüpp gesehen hatte, die duftigsten Blüten. Diego pflückte von den Blumen, barg sie in seine Tilma, und es gelang ihm, sich dem Bischof vorzustellen. Wie er aber sein Gewand entfaltete, um die wunderbaren Blumen zu zeigen, siehe, da strahlte das Bild der Heiligen Jungfrau gemalt an der Ayate oder Kapuze Diego's den Anwesenden in den lieblichsten Farben entgegen.

So geschehen nach der Legende am 12. December 1531.

Die Stadt Guadalupe, mit etwa 6000 Einwohnern, liegt im Thal von Mexico, ungefähr eine Stunde von der Hauptstadt. Zwei Dämme, von denen der eine mit Silberpappeln bepflanzt ist, führen am Ufer des Texcocosees entlang bis an den Fuß eines jener vielen mit Cactus bewachsenen, vulkanischen Kegel. Inmitten des Platzes erheben sich die Thürme der berühmten Kirche, die Abtei und verschiedene Anbauten. Der Tempel soll allein an Baumaterial 800000 Pesos gekostet haben, und an Gold- und Silberschätzen reicher sein als die Kathedrale der Hauptstadt.

Am Morgen des 12. December verließ ich, in Begleitung zahlreicher Bekannten, die Stadt. Durch zwei Reihen spalierbildender Soldaten folgten wir der mit Reitern, Wagen und Fußgängern bedeckten Straße. Mexicanische Frauen und Mädchen, gleich den verschleierten Schönen des Orients in ihre Rebozos gehüllt, füllten die zweiräderigen Karren, welche für diesen Festtag eigens hergerichtet, mit bunten Teppichen und Tüchern überspannt und innen mit Strohmatten ausgelegt waren.

Auf dem großen Platz vor der Kirche gab es ein höchst interessantes Wogen und Getümmel von Menschen. Die vielen tausend, in bunte, togaartig umgeschlagene Serapen und Mangas gehüllten Indianer; die kräftigen, chevaleresken Rancheros in ihren hirschledernen, an den Seiten mit einer Unzahl von Knöpfen und reicher Stickerei verzierten Calzoneras; Indianerinnen in weißen gestickten Unterkleidern, die dichten Haarflechten mit bunten Bän-

dern durchschlungen; der stolze Creole in europäisch moderner Tracht: das alles bot ein malerisches Durcheinander, dem die lebhaften Geberden noch mehr Leben und höhern Reiz verliehen.

Das Innere der Kirche sahen wir mit wenigen Gemälden geschmückt; aber ihre Wände, Säulen und Gewölbe schimmerten in reicher Goldverzierung auf weißem Lackgrund, und kostbare silberne Lampen und Kronleuchter hingen vom Gewölbe herab. Ein Geländer von massivem Silber führt zu beiden Seiten des Schiffs bis an den marmornen Altar, der das von der Heiligen Jungfrau selbst geschenkte Porträt derselben trägt. Kinder schreien; man drückt sich, stößt sich; herrenlose Hunde umschleichen die Gruppen der Andächtigen, die betend auf den Knien liegen; andere, sich vergnügt ihrem fröhlichen Temperament überlassend, schwatzen und lachen.

Da verkündigt Kanonendonner, Trompetentusch und Trommelwirbel die Ankunft des Präsidenten. Im schwarzen Frack, den Degen an der Seite und den galonirten Hut in der Hand, betritt er die Kirche, gefolgt von den Ministern und einer langen Suite der in Mexico zahlreich vertretenen Generale. Die feierliche Procession mit dem Bilde der Heiligen Jungfrau ordnet sich. Unter Musik, Kanonendonner und Abbrennen von Feuerwerk bewegt sie sich aus der Kirche über den großen, mit Menschen bedeckten Platz, wo die Menge der Zuschauer vor dem wunderthätigen Gemälde überall auf die Knie sinkt und so ziemlich das Bild eines großen Kornfelds darstellt, über welches der Wind hinstreicht und die Halme in eine wellenförmige Bewegung versetzt.

Die Procession ist vorüber, und die Menge überläßt sich von neuem allen sinnlichen Freuden und dem lebendigen Treiben eines Volksfestes. Hier ziehen einige Indianerknaben eine fußhohe, als Heilige Jungfrau costümirte Puppe an einem über das Kirchendach gespannten Seil auf und nieder, und andächtig sinkt bei dieser wunderbaren Herabkunft der Heiligen Jungfrau jede vorüberflutende Menschenmenge in die Knie. Dort hat ein fliegender Apotheker auf einem Teppich an der Erde seine Kräutersäckchen, heilkräftigen Lebenselexire, Pulver, Pillen und Tropfen ausgestellt; dort bilden sich

zahlreiche Gruppen um Breterbuden, in welchen, neben nicht sehr appetitlichen Eßwaaren, Pulque ausgeschenkt wird, und lange Reihen von Kramläden garniren die Wege und Plätze. Schäkern, Jubel, Gesang, Tanz und Spiel läßt kaum das eigene Wort verstehen.

Guadalupe ist mit der ältern und neuern Geschichte Mexicos verflochten und hat deshalb für die Bevölkerung doppelte Bedeutung. In dem Mexicaner lebt noch die Erinnerung, wie der greise Hidalgo Dolores als erster Freiheitsapostel im Jahre 1810 mit der Fahne der Heiligen Jungfrau von Guadalupe durchs Land zog und die Losreißung von Spanien predigte, und man darf behaupten, daß für die mexicanische Republik Guadalupe das ist, was das delphische Orakel für die hellenischen Stämme war: ein Heiligthum der Religion und der Freiheit. In der letztern Zeit erhielt es eine historische Bedeutung mehr durch den Friedensvertrag, welchen mein verehrter und berühmter Freund Don Bernardo Cauto im Namen der Republik am 2. Februar 1848 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika schloß.

Abends, beim Heimgang, schlossen wir uns dem Stabe der das Fest verherrlichenden Truppenmacht an, um dem Gewühl und Gedränge der heimkehrenden Volksmassen zu entgehen. Obgleich ein Kapitel des Tadels kein erquickliches für mich sein kann, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, was mir während meines Aufenthalts in Mexico über das dortige Militär bekannt geworden ist.

Vor der Losreißung von Spanien hielt das Mutterland in dieser seiner reichsten Colonie ein ausgezeichnetes Heer. Erst während des Befreiungskriegs sank dasselbe auf die tiefe Stufe der Zuchtlosigkeit herunter, auf der es heute steht. Nachdem die ersten Versuche, das spanische Joch abzuschütteln, mit übermächtiger Gewalt unterdrückt worden waren, organisirten einzelne Männer kleinere Banden, welche die folgenden Jahre hindurch gegen die Heere der Regierung einen Guerillakrieg führten, von Zeit zu Zeit die Gebirge und unzugänglichen Schluchten, in welchen sie Zuflucht und

Sicherheit fanden, verließen und den Spaniern oft empfindlichen Schaden zufügten. Diese Scharen unterschieden sich indeß von wirklichen Räuberbanden sehr wenig und waren Freund und Feind gleich gefährlich.

Nachdem Augustin Iturbide, General in spanischen Diensten, aber Mexicaner von Geburt, durch seinen Uebertritt zur Sache der Revolution die Losreißung seines Vaterlandes vom Mutterstaate entschieden hatte und kurze Zeit Kaiser gewesen war, glaubte die ihm folgende republikanische Regierung die Kämpfer für die Freiheit belohnen zu müssen. Dies war auch nicht mehr als billig; aber in der Art, wie diese Belohnung geschah, lag ein schlimmer Fehler. Jeder, der mit einer noch so kleinen Bande den Kampf gegen die gestürzte Regierung geführt hatte, legte sich den Titel Kapitän, Oberst oder General bei, und alle diese Leute, denen es meistens an militärischen Kenntnissen fehlte, wurden in dem Range, den sie sich selbst verliehen, gelassen, in die Cadres der activen Armee eingetragen und bezogen fortan ihrem Range entsprechende Besoldungen. Da diese Veteranen nach und nach ausstarben, so hätte der begangene Fehler sich mit der Zeit von selbst corrigirt; allein man fuhr fort wie man begonnen hatte. Jeder, der durch Waffenthaten, Reichthum, Rang oder Bekanntschaften Einfluß besaß, benutzte diesen, einem Vetter, einem Freunde ein Hauptmanns- oder Oberstenpatent zu verschaffen. Der Neucreirte wurde in die Listen der Armee eingetragen und bezog fortan seinen Sold. So kam es, daß in einer Armee, welche auf dem Papier 36000 Mann zählte, aber keine 10000 auf den Beinen hatte, sich 30000 Offiziere und mehrere tausend Generäle befanden, die alle ihre Besoldung bezogen oder wenigstens forderten.

Santa-Ana, der als Dictator verschiedenemal das Land beherrschte, trieb mit Offizierspatenten, wie mit allen öffentlichen Aemtern, den schamlosesten Handel. Nach den officiellen Angaben stellte er 13000 Offizierspatente aus, in Wirklichkeit aber mehr als doppelt so viel. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß sich heute im Offiziercorps Leute befinden, die in

andern Ländern aus der guten Gesellschaft verbannt wären; daß die Gesetze der Ehrenhaftigkeit und vor allem der Disciplin verloren gingen und die Armee ein williges Werkzeug in der Hand dessen wurde, der sie bezahlte oder reiche Beute zusicherte. Außerdem ist eine Folge der fortwährenden Finanzverlegenheiten und der zahllosen Unterschleife, daß die Besoldungen mangelhaft oder lange Zeit gar nicht ausbezahlt werden, wodurch Geld und Belohnung auch für rechtschaffene Offiziere fast unwiderstehliche Verlockungen bilden.

Was die gemeinen Soldaten betrifft, so gibt es in Mexico keine geregelte Conscription. Soll die Armee ergänzt werden, so ergeht auf geheimem Wege an die Districtsbeamten der Befehl zum Pressen. Diese instruiren die Ortsbehörden, und nun überfällt bald hier, bald dort eine Abtheilung Soldaten unversehens ein Dorf und führt von jungen Männern, was sich eben findet, gewaltsam fort. Gebunden werden die Gepreßten an die Garnisonen abgeliefert, wo sie innerhalb der Kaserne in strengster Ueberwachung gehalten und sogar ihrer Kleider beraubt werden, um eine Flucht zu verhindern. Nachdem man sie einigermaßen angewöhnt glaubt und nicht ewig eingesperrt halten kann, läßt man sie ans Tageslicht und gibt ihnen Waffen. Dieser Tag ist für die meisten der Vorabend der Desertion und der Erlös der Waffen ein Nothpfennig für die Reise. Am Abend des Tags, an welchem der betreffende Offizier diese Rekruten zum ersten mal vor die Stadt zum Exerciren geführt, kehrt er meist mit 25 Procent von den Ausgerückten zurück; die Uebriggebliebenen gewöhnen sich allerdings leicht und schnell an den Dienst, und würden eine, wenn auch kleine, doch tüchtige Armee bilden, wenn die Offiziere sich auf ihre Ausbildung verständen. Der mexicanische Soldat ist im höchsten Grad genügsam, trägt leicht und ohne Murren alle Strapazen und hält dem Feind vortrefflich Stand. Sein äußeres Erscheinen ist so mannichfaltig, daß sich nichts Allgemeines darüber sagen läßt. Jeder Soldat zieht gewöhnlich an, was er hat; nur in der Hauptstadt und unmittelbar unter den Augen der Regierung und der Europäer sieht man Uniformen, aber deren so vielerlei, daß die Garnison Mexicos,

zumal wenn sie aus Veranlassung einer politischen oder religiösen Feierlichkeit in Galla erscheint, die vollständigste Musterkarte aller europäischen Heere bildet. Im übrigen und allgemeinen unterscheidet sich der Soldat aber wenig vom Lepero und andern Proletariern.

Als Eigenthümlichkeit der mexicanischen Armee dürfen wir noch anführen, daß auf Märschen beinahe jedem Soldaten seine Frau folgt. Diese Weiber schleppen, außer ihren Kindern, die Bagage und den Küchenapparat des Soldaten, und bilden einen wesentlichen Bestandtheil des Heeres; sie sollen unter den bestehenden Verhältnissen von großem Nutzen sein. Dies erklärt sich dadurch, daß die Verproviantirung nur in Maisrationen besteht, welche jedem Soldaten zugemessen werden. Der Mais muß aber, ehe er genossen werden kann, durch eine lange und mühevolle Handarbeit zuerst in einen Mehlbrei, und letzterer durch Backen in die bekannten Tortillas verwandelt werden. Dieses Geschäft liegt den Frauen ob, welche dem auf dem Marsche begriffenen Corps voraneilen und ihre Vorbereitungen zum frugalen Mahle derart treffen, daß der Mann beim Einrücken sein Essen fertig findet. Die so von den Frauen geleisteten Dienste sind in einem Lande, wo bisher für die Truppenbewegungen wenige oder gar keine Vorsorge getroffen werden konnte, sehr hoch anzuschlagen, und wogen die aus solchem System entspringenden Nachtheile auf. Eine Reorganisation des Heeres wird natürlich auch hierin die nöthigen Modificationen nach sich ziehen.

VIII.

Umgebung der Hauptstadt.

Der Damm von Chalco. Der Peñon-Nuevo de los Baños. Chapultepec. Erledigung des Auftrags an General Gaona. Statistisches Material, durch die Gefälligkeit der Regierung erhalten. Verlust meiner sämmtlichen bis dahin gemachten Sammlungen.

Einer unserer nächsten Ausflüge galt den Thermalquellen des Peñon-Nuevo, einem in früherer Zeit vielgepriesenen Bade. Um 8 Uhr morgens verließen wir das Haus und eilten am Kloster San-Lazaro vorbei, das jetzt zum Hospital der Leprosen eingerichtet ist, passirten die Garita oder das Thor von San-Lazaro und folgten in östlicher Richtung der Straße von Vera-Cruz, auf dem frühern Damm zwischen dem Chalco und Texcocosee. Vor zwei Jahren hatte das Wasser in den Damm einen Riß gewühlt, der täglich größer wurde und bald die Passage unterbrach. Ein ganzes Jahr lang kümmerte sich niemand darum. Endlich fand sich die Regierung bewogen, einem Ingenieur, Cayetano Moro, den Auftrag zu geben, nach Besichtigung des Schadens die Kosten der Wiederherstellung abzuschätzen. Moro veranschlagte die nöthige Summe auf 30000 Pesos. Die Regierung befand sich in Geldverlegenheit und ließ die Sache fallen. Der Schaden wurde immer größer; die Gefahr einer Ueberschwemmung schreckte mehr und mehr

die Gemüther. Die Regierung war gezwungen, die Kosten der Ausbesserung von neuem begutachten zu lassen. Diesmal verlangte der Architekt 100000 Pesos. Die Regierung hielt dies für zu viel, und die Sache wurde von neuem verschoben. Es ist das die gewöhnliche Art in Mexico, und man wird warten, bis die Noth zwingt, Millionen zu verausgaben. Die beiden Seen haben sich inzwischen vollständig vereinigt. Die Verbindung der Straße geschieht durch lange, flache Canots, in welchen die Indianer Früchte, Gemüse, Geflügel und andere Victualien der Stadt zuführen, und unzählige Vögel, Enten, Strandläufer, Möven, Seeschwalben u. s. w. bedecken die Sümpfe zu beiden Seiten.

Der Anblick, den man von hier aus auf Mexico genießt, ist einer der schönsten. Die zahllosen Thürme und Kuppeln, meist in dorischem und maurischem Stil, spiegeln sich in den Wellen so klar, als ob die Stadt dicht an dem See läge, und zahlreiche, schlanke Palmen schaukeln ihre graziösen Blätterkronen im leichten Zephyr. Das freundliche, warme Bild weckte in mir die lebhaftesten Erinnerungen an den Orient. Aber wie sonderbar berührt es das Gemüth des Reisenden, der in diesem Lande des fernen Occident landschaftliche Bilder findet, die genau den Charakter jenes über 3000 Stunden entfernten Orients tragen. Zieht man bei dieser Veranlassung die vielen Analogien im bürgerlichen Leben, in der Gerichtsverwaltung, im Volkscharakter, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen, in Tugenden und Lastern in Betracht, so kann man diese Aehnlichkeiten nur aus zwei Quellen ableiten, deren erste die gemeinschaftliche Abstammung der Spanier und Mexicaner ist. Beide haben ein gutes Theil maurischen Bluts in ihren Adern, und die meisten bürgerlichen und socialen Einrichtungen sind ein Erbtheil, welches die intelligentern Mauren ihren Siegern hinterließen. Die Spanier aber brachten ihre Sitten in das eroberte Neuspanien, und zwangen die Einwohner zur Annahme derselben. Der zweite Grund liegt in den fast gleichen klimatischen Verhältnissen, welche ihren Einfluß auf die Bevölkerung unwiderstehlich in der Art äußern, daß sie gleiche Bedürfnisse hervorrufen.

In einer Stunde gelangten wir an den Fuß des Peñon de

los Baños. Er ist ein runder Hügel aus Lava, von Porphyrschichten durchsetzt, welche unter einem Winkel von 16 Grad von Osten nach Westen ansteigen, etwa 180 Fuß hoch und ohne alle Vegetation. Weder er selbst noch der etwas entferntere Peñon-Viejo trägt Spuren eines vorhanden gewesenen Kraters oder irgendeiner heftigen vulkanischen Thätigkeit; vielmehr scheinen diese Hügel das Resultat einer allmählichen, durch unterirdisches Feuer hervorgerufenen Erhebung zu sein. Am Fuße des erstgenannten, der, wie der Boden des Thals von Mexico, überall von jener kalkigen Kruste bedeckt ist, die den Namen Tepetate führt, entspringt die warme Quelle, die seit historischen Zeiten als Heilbad benutzt wurde.

Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier war der Hügel von einer sehr üppigen Vegetation umgeben und diente den Kaisern als Vergnügungsort. Nach der Eroberung erbat sich Nuñez de Guzman unter andern Gnaden von Karl V. den Peñon zur Erholung und Kräftigung seines von Strapazen des Kriegs geschwächten Körpers. Später ging der Peñon und seine Quelle in andern Privatbesitz über, war aber bereits aller Vegetation entkleidet; denn die Spanier, nicht allein daß sie den schönen Baumwuchs zu ihren Bauzwecken verwandten, ohne je an neue Bepflanzung zu denken, schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das liebliche Thal Mexicos den kahlen, wasserarmen Hochebenen ihres Vaterlandes so ähnlich wie möglich zu machen. Daher finden wir als die einzigen Ueberbleibsel jener üppigen Vegetation heute nur noch die berühmten Riesentaxodien, die in Chapultepec unser Auge erfreuen.

Den Fuß des Peñon umgibt ein elendes Indianerdorf. Das einzige, den Namen Haus verdienende Gebäude enthält die Bäder, die wenig benutzt werden.

Die Analyse des Wassers ergibt folgendes Resultat:

Temperatur . . . . . 44,5° C.

I. Gase: Atmosphärische Luft.
Kohlensäure.
Stickstoff.

II. Feste Bestandtheile: Schwefelsaurer Kalk.
Kohlensaurer Kalk.
Kohlensaure Magnesia.
Kohlensaures Natron.
Chlorsaures Natron.
Kieselsaures Natron.
Aluminium.

Außerdem Anzeichen von Kalium, Mangan und Eisen.

Die hauptsächlichste Bevölkerung des Peñon sind Mücken und Mosquitos, die sich in solchen Scharen hier aufhalten, daß ihr Gesumme die Unterhaltung stört. Dagegen bot eine Heerde von wol 125 Stück Pelikanen, die, wenn sie in weiten Curven den See umkreisend, die Untenseite der Sonne zuwandten, einen Anblick, wie er dem europäischen Ornithologen und Freunde der Natur nur selten wird.

Auf dem Heimwege erlegte ich eine 6 Fuß lange Wasserschlange, die ich indessen nicht bestimmen kann, da sie mit dem größten Theil meiner Sammlungen verloren ging.

Indianer boten mir mehrere Ajolotl zum Kauf. Dieser Kiemenbatrachier (Siredon mexicanus s. Stegoporus pisciformis) ist heute so bekannt, daß er keiner Beschreibung bedarf. Die Exemplare, welche ich erhielt, waren zwischen 6 und 10 Zoll lang, schwarz und ganz gleich der Larve des Wassersalamanders. Der Schwanz ist zusammengedrückt, mit einem schwachen Kamm versehen. Zu Cortez' Zeit waren die Ajolotl so häufig, daß seine Armee eine Zeit lang sich von ihnen nährte. Auch heute noch sieht man sie häufig auf den Märkten. Gebraten oder gekocht, mit Essig und Oel, schmecken sie wie Aale.

Ich habe vorhin Chapultepec erwähnt. Es liegt dieser Ort ungefähr eine Legua von der Hauptstadt, am Fuße eines Porphyrfelsen von 200 Fuß Höhe, dessen Gipfel ein hübsches Schloß ziert, das jedoch in dem etwas verwahrlosten Zustande, in dem es sich befindet, die spanische Regierung noch nicht vergessen zu haben scheint. Der Ort besitzt seit kurzem eine Militärschule, welche manchen Besuch aus der Hauptstadt veranlaßt und dem socialen

Leben einigen Schwung verleiht. Daneben hat der Ort ausgezeichnetes Trinkwasser, womit er die Hälfte der Hauptstadt versieht. Die größte Zierde bildet jedoch, wie schon angedeutet, der herrliche Park, welcher den Namen des Orts führt; denn hier allein, im ganzen Bereich des Thals von Mexico, findet man noch Ueberbleibsel jener reichen, üppigen Vegetation, jener saftigen Forste, welche die Kaiser von Tenochtitlan und Texcoco in den Tagen ihrer Macht, ihrer Größe und ihres Ruhms pflanzten, hegten und als Lustwälder ihrer Sommer- und Landresidenzen benutzten. Die Conquistadoren, die alle und jede Erinnerung an den Glanz und die Macht der frühern Herrscher aus dem Gedächtniß des Volks auszurotten suchten, zerstörten die Lustschlösser, und in den lieblichen Waldungen wütheten Feuer und Axt so lange, bis die einst so freundlichen Abhänge des blühenden Thals nur noch kahle Halden waren, von denen die Bergwasser, in regellosem Lauf herniederrauschend, die fruchtbare Dammerde entführten, und in den sonnverbrannten Ebenen nur trostlose Maguey-Agaven gedeihen konnten.

Für den eingeborenen Mexicaner ist daher der Park von Chapultepec eine heilige Reliquie, eine Locke aus dem reichen Haupthaar, das einst die jugendlichen Schläfe seiner nun alten, gebeugten Mutter umfloß. Aber auch der Fremde ergeht sich gern in diesen grünen Hallen, und bewundernd ruht das Auge des sinnigen Freundes der Natur auf den malerischen Gestalten riesiger Cypressen von einem Alter, das weit in die aztekische Vorzeit zurückführt. Ueber und über mit dem Reif der Tillandsien bedeckt, die ihre weißen Seidenfäden von Zweig und Ast herunterhängen lassen, stehen sie vor uns wie eine Gesandtschaft ehrwürdiger Greise, Kinn und Schläfe vom silberweißen Haar umwallt.

Ich habe schon früher bemerkt, daß sich das Alter der Bäume in den Tropen nicht nach den Jahresringen bestimmen läßt. Damit unbekannt, stellte unlängst ein Reisender, der junge de Saussure, Neffe des berühmten genfer Naturforschers, an die mexicanische Regierung das Ansinnen, einige jener ehrwürdigen Bäume fällen zu dürfen, um aus den Jahresringen das Alter derselben bestimmen

zu können. Die Regierung besaß den Takt, eine solche Zumuthung unbeantwortet zu lassen.

Wenn der geneigte Leser mich auf meiner frühern Reise in den Vereinigten Staaten begleitet hat, so erinnert er sich vielleicht, daß mir in Philadelphia der Auftrag wurde, dem mexicanischen Offizier Gaona einen Ehrensäbel zu überbringen. Seit meiner Ankunft in der Hauptstadt hatte ich mich vielfach nach demselben erkundigt, und war sehr erstaunt, über einen so tapfern, verdienstvollen Krieger so wenig Auskunft erhalten zu können. Allein in einem Lande, wo die Regierungen wechseln und wie Meteore auftauchen und verschwinden, ist es nicht zu verwundern, wenn mit den Machthabern auch die in Vergessenheit gerathen, welche unter ihnen dem Vaterland dienten, und der errungene Lorber rasch verwelkt. Niemand wollte sich eines Gaona erinnern, und erst nach langem Bemühen gelang es mir, den auf Wartegeld gesetzten Offizier in einer der ärmlichsten Wohnungen der Vorstadt auszukundschaften. Wenn ich hätte ahnen können, unter wie dürftigen Verhältnissen ich den tapfern Krieger fand, hätte ich ihm sicherlich das drückende Gefühl erspart, das ich bei meinem Besuch in seinen Zügen las, und das die Freude, auf welche ich gerechnet hatte, nicht aufkommen ließ. Als er indeß am folgenden Tage zu mir kam und ich ihm den wirklich prachtvollen Säbel, mit silberner Scheide und goldenem Griff, überreichte, rief er freudetrunken die Segnungen des Himmels auf meinen theuern verblichenen Freund Kane herab.

Mein mexicanischer Diener, von mir beordert, Hrn. Colonel Gaona zu begleiten, um das Etui mit dem Säbel zu tragen, erzählte mir bei der Rückkunft, daß der Oberst, in seiner Wohnung angekommen, beinahe mit Thränen in den Augen, ihm versichert habe, er besitze auch nicht einen Tlaco, seine Bemühung zu vergüten. In solch trostlose Lage stürzt der ewige Wechsel der Regierung in diesem reichen und doch so unglücklichen Lande seine verdienstvollen Bürger.

Unter andern Beweisen freundlichen Entgegenkommens und der Theilnahme an meinen Bestrebungen habe ich besonders das Anerbieten des Präsidenten der Republik hervorzuheben, mir officielle

Auskünfte jeder Art, besonders aber über die Statistik des Landes, verschaffen zu wollen. Sein Secretariat sei angewiesen, diejenigen Fragen, deren genaue Beantwortung mir am Herzen läge, entgegenzunehmen und, mit des Präsidenten Ordre versehen, den betreffenden Behörden zur ausführlichen Beantwortung zuzufertigen. Man kann sich leicht denken, daß ich von dieser Verfügung einen ausgedehnten Gebrauch machte, und lobend muß ich es anerkennen, daß sämmtliche Behörden ohne Ausnahme den wohlwollenden Absichten des Präsidenten in einer Weise entsprachen, die wenigstens den besten Willen und großen Fleiß in der Ausführung der mir zugestellten Arbeiten offenbarte. So erhielt ich von da an täglich ausführliche und sauber geschriebene Documente, Tabellen, Rapporte u. s. w., welche zusammen ein so reiches statistisches Material bildeten, wie seit Humboldt's Besuch in Mexico wol keinem Reisenden geboten worden ist. Um so mehr muß ich es bedauern, daß von allen diesen Schätzen nur ein kleiner Theil nach Europa gelangte.

Vor meiner Abreise aus der Hauptstadt verpackte ich aufs sorgfältigste in vier großen Kisten meine sämmtliche, bis dahin zusammengebrachte, wissenschaftliche Ausbeute, die in dem obengenannten statistischen Material, vielen topographischen Aufnahmen, Reihen meteorologischer und magnetischer Beobachtungen, in Pamphleten, Broschüren, aufgefundenen ältern Werken, zweien, wahrscheinlich noch nicht veröffentlichten aztekischen Hieroglyphenmanuscripten auf Magueypapier, und endlich in einer reichen, zoologischen und botanischen Sammlung bestand, die ich theilweise der Freigebigkeit von Freunden verdankte. Diese für mich unersetzlichen Schätze übergab ich vor meiner Abreise aus der Hauptstadt nach dem Süden der Republik, am 10. oder 11. Jan. 1857, dem Hause Juan Rubio, Calle de las Escallerillas, mit dem Auftrag, dieselben an den preußischen Consul, Hrn. d'Oleyre in Vera-Cruz, zu befördern, wo ich dieselben in Empfang nehmen würde. Monate vergingen. Von Fiebern und Wunden geschwächt, langte ich todkrank in Vera-Cruz an. Meine erste Frage war nach meinen Kisten; allein niemand wußte das Geringste von ihnen. Ich telegraphirte sogleich an das

Haus Juan Rubio. Keine Antwort. Mein Gesundheitszustand war derart, daß, wenn ich auch die vorausbezahlte Passage hätte im Stiche lassen wollen, um weitere Nachforschungen anzustellen, ein verlängerter Aufenthalt daselbst mir unfehlbar den Tod gebracht hätte. So blieb mir nichts anders übrig, als Hrn. d'Oleyre inständig zu bitten, sich für meine Kisten zu verwenden und bei deren Ankunft mir dieselben nach Europa zu schicken. Meine Kisten aber waren und blieben verschwunden, und niemand hat mir je Aufschlüsse darüber gegeben, ob Juan Rubio, welcher der Unternehmer und Eigenthümer der Carros-Accelerados ist, sie überhaupt abgeschickt, ob den Transport das Schicksal so vieler andern traf, einer Räuberbande in die Hände zu fallen, die den ihnen unnützen Inhalt meiner Kisten vernichtete oder in die nächste Barranca stürzte, oder endlich, ob sie in Vera-Cruz in unrechte Hände fielen. Briefe, welche ich in dieser Sache nach Mexico schrieb, blieben ohne Resultat, sogar ohne Antwort.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meinen Ausflügen zurück.

IX.

Weitere Ausflüge in die Umgegend.

Rubia tinctorum. Das Kloster von Los-Remedios. Politische Stellung der Indianer, der Gente sin razon. Der Hacendado und Ranchero, die Gente con razon.

Sollte der Bericht dieser Excursionen zuweilen trocken erscheinen, so bitte ich, nicht zu vergessen, daß nur demjenigen Reisenden auf Tritt und Schritt Abenteuer begegnen, der es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt. Mir ist die Wahrheit conditio sine qua non, und jene Ausflüge boten mir Gelegenheit, mich mit den Sitten, Gebräuchen und der Ausdrucksweise des mexikanischen Volks innig vertraut zu machen. Auch waren es angenehme Tage, Tage voll Poesie, voll Lust und innigen Genügens.

Von einigen Freunden, meinem Secretär und einigen Dienern begleitet, und versehen mit den nöthigsten Instrumenten, einem Höhenbarometer, verschiedenen Thermometern, Azimuthkompaß, Taschensextant mit künstlichem Horizont, einem guten Feldstecher und, nicht zu vergessen, guten Schießgewehren, ritten wir morgens zeitig von Hause fort, durchstöberten die zu unserer Excursion gewählte Gegend, sammelten Thiere und Pflanzen, beobachteten oder zeichneten topographische Skizzen als Material zu einer Karte. Gegen Mittag wurde die Gastfreundschaft einer Hacienda in Anspruch genommen, da wir meist reichlich für den projectirten Ausflug des

kommenden Tages mit Empfehlungen in den Tertullas versehen wurden. Bot sich keine Hacienda zur Einkehr dar, so wurde an einem passenden Platze, einer Ruine, am Ufer eines Baches oder im Schatten einer Baumgruppe, das Lager aufgeschlagen. Die Diener bereiteten das Mahl, während wir das im Laufe des Morgens Erlangte ordneten, beschrieben oder präparirten. Nach einer kurzen Siesta, während der größten Tageshitze, wurde der Heimweg eingeschlagen, und mit der Kühle des Abends langten wir in der Hauptstadt an, worauf dann der Besuch eines Theaters, eine während des Tags erhaltene Einladung oder Studien den Abend ausfüllten.

Heute führte uns ein breiter und bequemer Weg zuerst durch das Dorf Popotla und eine halbe Stunde später durch Tacuba, welches einer kleinen Stadt ziemlich gleicht und durch seine schöne Kirche sich auszeichnet. Eine Viertelstunde westlich von Tacuba, auf dem Wege nach Molino=Prieto, liegt rechts an der Straße die Ruine eines Hauses, welches von Cortez erbaut und bis zur Zeit der Unabhängigkeit von seinen Nachkommen bewohnt worden ist.

Die Ebenen werden blos zu Magueypflanzungen benutzt. Ich fing hier ein ziemlich häufig vorkommendes Reptil, Agama orbicularis Wag., welches die Indianer Tapatzin und die Mexicaner fälschlich Chamäleon nennen. Sein grauer, mit schwarzen Flecken besäeter, krötenähnlicher Leib, der über und über mit Dornstacheln besetzt ist, flößt dem Laien beim ersten Anblick Abscheu ein. Dennoch ist es ein sehr harmloses Geschöpf, welches sich durch Vertilgung von Insekten nützlich macht und, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, so zahm wird, daß es das vorgehaltene Futter aus der Hand annimmt.

Gegen 1 Uhr hielten wir bei der Mühle Prieto an, von deren Azotea aus wir eine schöne Aussicht über das Thal hatten und Kompaßrichtungen nehmen konnten.

Die Mühle wird von einem Flusse getrieben, der im Llano de San=Lazar, 8 Leguas von Prieto, entspringt, dann in Süden 40 Grad westl. Richtung bei der Mühle El Blanco

und der Hacienda del Medio vorbeifließt und sich zuletzt in den Tezcocosee ergießt.

Der Besitzer, ein intelligenter Mexicaner, hat versucht, die Rubia tinctorum und den Pastel (Isatis tinct. L.) anzubauen. Ich werde, wenn ich den eigentlichen Indigodistrict passire, auf die Art des Anbaues und die Gewinnung dieses wichtigen Products zurückkommen und über die Pastelpflanze hier nur das minder Bekannte erwähnen.

Alle Pflanzen, welche zur Klasse der Isatideen gehören, sind ein- oder zweijährig; sie wachsen wild im südöstlichen Europa und mittlern Asien; alle haben einen glatten oder fast glatten, blaugrünen Stengel. Ihre Blätter sind ganzrandig, die Blattstengel, mit verbreiterter Basis, aufsitzend; die Blüten sind klein, gelb, und bilden lockere, endständige Traubenbüschel. Die Unterscheidung der einzelnen Arten bietet viele Schwierigkeiten, und die Charaktere, die meist der Frucht entnommen werden, finden von den Botanikern eine sehr verschiedene Würdigung. Ohne uns auf streitiges Gebiet einzulassen, wollen wir der ebenerwähnten Isatis tinct. unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie ist in den trockenen, steinigen Gegenden des mittägigen und wärmern Europa heimisch, wird aber an verschiedenen andern Orten als Färberpflanze angebaut. Ihr aufrechter, glatter und nach oben geästelter Stamm wird ungefähr 3 Fuß hoch; die Blätter sind lanzettförmig, ganzrandig, oben zugespitzt und mit der in zwei ohrförmige Lappen verlängerten Basis stengelumfassend. Ihre gelben Blüten bilden endständige, lockere Trauben. Decandolle unterscheidet drei Arten: die erste mit breitern und glatten, die zweite mit behaarten und schmälern Blättern, und die dritte mit kleinerer Frucht.

Der Anbau des Pastels erhält eine große Wichtigkeit, wenn der Indigo durch Misernte oder sonstige Verhältnisse hoch im Preise steht. Zur Zeit des ersten Kaiserreichs und der Continentalsperre erhielt der Anbau des Pastels innerhalb des französischen Reichs große Aufmunterung. Man versuchte, durch ein heimisches Product ein ausschließlich den Tropen angehöriges zu verdrängen; die Regierung spendete in dieser Absicht Belobungen und Belohnungen,

und zahlreiche Schriften wurden verfaßt, das ersehnte Resultat vorzubereiten. Als nach dem Frieden der Handel in seine natürlichen Geleise zurückkehrte, auch die Vervollkommnungen in der Fabrikation des Indigo diesen Farbstoff im Preise heruntergesetzt hatten, wurde der Pastel nach und nach vernachlässigt. Was indeß für Frankreich praktisch ist aufzugeben, kann in Mexico noch immer praktisch sein zu beginnen.

In Bezug auf die Bereitung des Pastels hält man sich vorläufig an die in Frankreich gemachten Erfahrungen. Die Aussaat beginnt in der ersten Hälfte des Februar. Die junge Saat erscheint schon nach einigen Tagen. Sobald die Blätter ihre volle Größe haben, werden sie gebrochen, gesammelt und an einem trockenen und schattigen Orte aufbewahrt. Später läßt man sie eine Mühle passiren, knetet die Masse mit den Füßen und formt sie in Kuchen. Diese läßt man eine Zeit lang gären, zerbricht und mischt sie dann von neuem und überläßt sie einer zweiten Gärung. Nachdem diese vorüber ist, wird die Masse zu Broten geformt, die man an der Luft trocknen läßt und dann in den Handel bringt.

Hinter dem Dorfe San-Bartolo, welches in nordwestlicher Richtung hinter Prieto liegt, gelangten wir in einen Weg, den seine Pflanzeneinfassung reizend machte. Magueypflanzungen und hochstämmige Yucas mit silberweißen Blüten auf der einen, Organoscacteen auf der andern Seite bildeten, vermischt und durchflochten mit Festons von lieblichen Blumen aller Farben, eine Art von Laubgang, von welchem das schönste europäische Treibhaus nur einen schwachen Begriff zu geben vermag. Die Cacteen, wahre Riesen im Vergleich zu denjenigen, welche hier in Europa gezogen werden, hatten eine Höhe von 25 Fuß; weiter südlich werden sie aber, wie ich später sah, nicht selten noch einmal so hoch.

Die Kirche San-Luis, zu welcher der Weg führte, lag in Ruinen. Die in dorischem Stil in einer spätern Epoche an das Hauptgebäude angebaute Façade scheint zu beweisen, daß man die Kirche wiederherstellen und vollenden wollte; wahrscheinlich aber war irgendeine Revolution die Ursache, daß die wieder aufgenommene Arbeit abermals liegen blieb und dadurch die Zahl

verlassener Gebäude und unbewohnbarer Ruinen, denen man überall begegnet, vermehrt wurde.

Auf der Höhe lag das Kloster von Los Remedios, das Endziel meines heutigen Ausflugs, welches wir nach einer halben Stunde erreichten. Wie so viele andere Kirchen und Klöster, verdankt auch dieses, nach den Erzählungen der Geistlichen, seine Entstehung einer Erscheinung der heiligen Jungfrau, die sich hier, zur Abwechselung, in einem Magueybusch zeigte. Die Klosterkirche bewahrt noch das kleine, roh aus Holz geschnitzte Bild der heiligen Jungfrau de los Remedios, welches von einem der Conquistadoren, Don Rodrigo de Villafuerte, aus Spanien mitgebracht worden und seitdem viele Wunder verrichtet haben soll. Nach einer andern Tradition fanden an der Stelle der heutigen Kirche, welche damals ein Teocalli einnahm, die Spanier in der Noche-Triste (1. Juli 1520) eine Zuflucht. Nach vollendeter Eroberung wurde der hier auf dem Cerro de Otoncalpulco gelegene Tempel zerstört und zur ewigen Erinnerung an die von der heiligen Jungfrau geleistete Hülfe die Kirche de los Remedios erbaut. Die Gebäude sind umfangreich, solid aus Stein aufgeführt, aber gänzlich verwahrlost und dem Verfall preisgegeben. Von den zahlreichen Geistlichen, welche einst dort lebten, haust nur noch ein einziger hier, von wenigen Indianerfamilien umgeben, die sich in den leeren, verlassenen Räumen eingenistet haben. Der Hochwürdige war eben auf einer Rundreise begriffen, welche seine Mundvorräthe ergänzen sollte. Dennoch gelang es uns, seine Wohnung besuchen zu dürfen, welche wir unter der Obhut von vier bis fünf heitern weiblichen Geschöpfen fanden. Nach den wenig respectvollen Aeußerungen der Diener dienten auch während der Anwesenheit des Geistlichen die Mädchen nicht allein zur Führung des Hausstandes oder zur Handreichung beim heiligen Amte; eine verleumderische Behauptung, welche ich meinem Mozo aufs strengste verwies.

Hinter dem Kloster sperrte eine Hügelkette die Fernsicht, bildete aber eine romantische Gebirgslandschaft. Einige hundert Schritte vom Kloster entfernt, überbrückt ein schöner Aquäduct ein tiefes Thal. Ich würde seiner nicht besonders erwähnen, da solche Ruinen hier keineswegs zu den Seltenheiten gehören, wenn er nicht

aztekischen Ursprungs wäre. Eine mit demselben in Verbindung stehende Construction liefert den Beweis, daß diesem indischen Culturvolke die hydrostatischen Gesetze nicht unbekannt waren.

Der noch immer wohlerhaltene Aquäduct ist nach unserer Messung 1600 Fuß lang, auf funfzig Bogen erbaut, die von Pfeilern getragen werden, welche in der Mitte bis zu 50 Fuß Höhe haben. Die Pfeiler messen auf ihrer äußern Seite 10 Fuß, auf der innern Seite 8 Fuß. Am Ende des Aquäducts befinden sich zwei thurmartige Bauten, die in Treppenabsätzen, ähnlich der gewöhnlichen Darstellung des Thurms von Babel, Röhren enthalten, mittels deren das Wasser auf eine solche Höhe gehoben wurde, daß es bis zum Kloster abfließen konnte. Die Stelle des letztern nahm früher eines jener indianischen Höhendörfer ein, deren Ueberbleibsel man noch häufig antrifft.

Die Bodenformation desjenigen Theils des Thals von Mexico, welchen ich bisjetzt besucht habe, besteht aus dem Tepetate genannten, vulkanischen Conglomerat, welches aus Kies, Kalk, Lava und häufig reinem Bimsstein zusammengesetzt und nur selten mit Humus bedeckt ist. Es hat abwechselnd eine Mächtigkeit von 2—3, ja manchmal bis zu 100 Meter. Der Name ist eine Verstümmelung des indianischen Worts Telpelatle, welches „Bodenstein“ bedeutet.

Den folgenden Tag verließ ich die Stadt sehr frühzeitig und kam schon in einer Stunde nach dem großen Indianerdorf Ascapuchalco. Das prachtvollste Wetter begünstigte meine heutige Excursion. Die Regenzeit, welche in Mexico von Mitte Juni bis Ende September dauert, hatte sich dieses Jahr bis Mitte October verlängert, war aber nun vollständig zu Ende. Der Fremde genießt mit Entzücken das herrliche Klima, welches man um diese Jahreszeit, wie so manches andere in der Natur Mexicos, paradiesisch nennen möchte. Die Bergkette, welche im Norden und Nordosten das Thal einschließt, zeichnete sich heute hell und scharf ab, während der Popocatepetl und Ixtazihuatl ihre schneebedeckten Häupter noch in Wolken gehüllt hatten.

Auf dem Wege, welchem wir folgten, kamen uns die Indianer, mit den Producten ihrer Felder beladen, in langen Zügen ent=

gegen. Sie haben, wie wir schon früher erwähnt, seltsame Gewohnheiten, an welchen sie mit wunderbarer Zähigkeit festhalten. Ihre Lasten tragen sie ohne Ausnahme an einem Riemen, über den Kopf gehängt, auf dem Rücken und laufen mit diesen viele Stunden lang in einer Art von Hundetrab stets einer hinter dem andern. Das Schicksal dieser armen Menschen ist durch die Losreißung des Staats vom Mutterlande und seine Unabhängigkeit, die ihnen völlige Gleichstellung vor dem Gesetz zuerkannte, womöglich noch trauriger geworden als vorher, da sie jetzt den schamlosen Uebergriffen jedes Beliebigen preisgegeben sind, ohne eine Behörde zu ihrem Schutz dagegen anrufen zu können.

Wie in den meisten spanischen Colonien, so besaßen auch die Indianer Mexicos zu Anfang, als noch die Missionare sie der Civilisation entgegenführten, sämmtliche Ländereien als Gemeindegut. Als späterhin die spanische Regierung, um den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit zu schwächen, wol auch um das abnorme Verhältniß der Indianer allmählich aufzuheben, sie unter die gewöhnliche Gemeindeverwaltung stellte, wurde die Untheilbarkeit der Gemeindeländereien beibehalten. Als plausibeln Grund gab man die Unfähigkeit der Indianer an, die Kosten des Cultus sowie der übrigen Gemeindelasten und der Staatsabgaben durch eigene Verwaltung ihrer Güter aufbringen zu können. Eigene Verwaltungsbeamte, ja sogar ein eigener Gerichtshof wurde für diese Güter, Parcialidades y Tierras de Comunidad de los Indios genannt, geschaffen; die hohen Saläre aber dieser Vertreter der unmündigen Rasse mußten natürlich von den Gemeindegütern aufgebracht werden. So kam es im Lauf der Jahrhunderte durch die Habgier der Priester und dieser Beamten dahin, daß der arme Indianer von diesen Ländereien keinen Nutzen zog; ja, wenn langwierige Processe zwischen ihren Vormündern und andern Interessenten stattfanden, reichten zur Deckung der Proceßkosten die gewöhnlichen Feldarbeiten der Indianer nicht mehr hin, und dieselben mußten noch durch besondere Fronen hierfür aufkommen, sodaß sie, die frühern Herren des Bodens, nur noch dessen Sklaven waren. Seit der Losreißung versuchte man zu verschiedenen malen das Los der Indianer zu

verbessern, und schlug namentlich vor, durch Ertheilung eines bestimmten Besitzes, indem man die Gemeindeländereien unter sie theilte, in ihnen den Trieb zu höherer Thätigkeit zu wecken. Allein diesen gutgemeinten Vorschlägen setzte die Habgier der Geistlichen entgegen; daß der Indianer die Güter, deren Besitz man ihm verleihe, nur verschleudern werde, und Stol- und Kirchengebühren sowie Gemeindekosten ohne Deckung sein würden. Somit blieb also, trotz vielfacher Erneuerungen der Commissionen, alles beim Alten; nur bemächtigte sich Santa-Ana und seine Günstlinge der meisten Güter; unter vielerlei Vorwänden, deren hauptsächlichster war, die Grundstücke für herrenloses Gut zu erklären, veranstalteten sie einen Scheinverkauf und setzten sich so fast ohne Ausgaben in den Besitz derselben.

Mit jeder neuen Regierung tauchten auch wieder die alten frommen Wünsche und neue Projecte auf; die traurigen Zustände blieben aber stets dieselben.

Das Resultat dieser jahrhundertelangen Knechtung ist die Umwandlung des früher aufgeweckten, arbeitsamen und intelligenten Volks von Anahuak in eine gleichgültige, arbeitscheue, verthierte Menschenklasse, deren scheinbare Genügsamkeit nicht in ihren bescheidenen Ansprüchen ans Leben, sondern in der Faulheit und Apathie ihren Grund hat.

Im Verlauf meiner Reise nach dem Süden werde ich mehr Gelegenheit finden, von verschiedenen indianischen Stämmen zu sprechen und ihre Gewohnheiten zu schildern.

In Ascapuchalco wollte uns der Geistliche durchaus in die Kirche führen, obgleich sie für uns kein Interesse darbot. Das einzig Nennenswerthe war ihr Alter, da laut einer Steininschrift ihre Erbauung ins Jahr 1565 fiel.

Die Glocken, welche eben zu einer kirchlichen Feier geläutet wurden, veranlaßten mich zu einer schon früher öfters in Mexico gemachten Bemerkung. Die Glocken klingen nämlich meist nicht rein und voll, sondern so, als ob sie zersprungen wären. Als ich noch während des Läutens den Thurm seiner schönen Aussicht halber erstieg, entdeckte ich die Ursache des Mistons. Die Glocken werden

nicht, wie in Europa, durch Hinundherschwingen an Stricken in Bewegung gesetzt, sondern vermittels eines oben angebrachten Gegengewichts beim Läuten rund umgekehrt, wodurch der Klöppel auf die Glocke zu liegen kommt und deren Vibrationen unterbricht. Zudem haben die Leute noch den frommen Gebrauch, zu größerer Verehrung der Kirche die Glocken mit bunten Lappen, Heiligenbildern u. s. w. zu bekleben, wodurch ebenfalls der Klang gedämpft und verunreinigt wird.

Der Weg, welchen wir von Ascapuchalco verfolgten, führte uns durch hohe Maisfelder nach der Hacienda el Cristo. Der Eigenthümer nahm mich mit großer Gastfreundschaft auf, ein Charakterzug, welcher alle Mexicaner so vortheilhaft auszeichnet. Die Hacienda ist ein großes, freundliches Gebäude, welches statt eines Hofs ein lieblicher Garten umgibt. In demselben erfreute uns eine riesige Cypresse (Cupressus pyramidalis) nicht nur durch ihre eigenthümliche Schönheit, sondern auch durch die großen Scharen von Vögeln, welche in ihren immergrünen Zweigen ihre beständige Wohnung aufgeschlagen zu haben schienen. Die Gastfreundschaft, welche der Hausherr seinen gefiederten Gästen bot, durften auch wir nicht wohl verletzen, um einige für unsere Sammlung zu erlegen. Ich bin daher nicht im Stande, die zahlreichen, dort vertretenen Species anzuführen; doch glaube ich folgende erkannt zu haben: Euphonia elegantissima, Ramphocelus sanguinolentus, Junco cinereus, Hyphantes Baltimore, Icterus gularis.

Der Eigenthümer, ein stattlicher Mestize, war der echte Prototyp des mexicanischen Hacendado.*)

Haben wir vorhin einen Blick auf die sogenannte Gente sin razon (den vernunftlosen Menschen) geworfen — wie die Indianer

*) Hacendado kommt von hacienda (Vermögen), welches in diesem Sinne am besten dem deutschen Begriffe „Rittergut" entspricht, während Rancho sich etwa durch „Bauerhof" oder „Pachtgut" versinnlichen läßt. Eine Hacienda soll nach den ältern spanischen Bestimmungen eigentlich 21000 Morgen Feld haben, allein man nimmt es nicht so genau und nennt jedes größere Gut eine Hacienda, jeden kleinern Hof einen Rancho und die lediglich zur Viehzüchtung bestimmten Güter Estancias.

nicht nur genannt werden, sondern sich endlich selbst zu nennen gewöhnt wurden —, so wollen wir jetzt auch die Gente con razon, deren zahlreiche Vertreter die Hacendados und Rancheros sind, einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Der Mestize, in dessen Adern durch entfernte Descendenz auch nur einige Tropfen weißes Blut übergegangen sind, rechnet sich stolz zu der Gente con Razon, und spricht vom „vernunftlosen Indianer" mit größerer Wegwerfung und tiefern Bedauern, als dies ein Vollblutspanier thun könnte.

Neben dem Creolen, d. i. dem Nachkommen eingewanderter Weißer, stehen die Mischlinge auf derselben Gesellschaftsstufe und gewähren, im Vergleich mit den Städtern, einen angenehmen Contrast. Ihrem Stande nach sind sie größtentheils Hacendados oder Rancheros.

Der erstere hat durch seinen häufigen Aufenthalt in den Städten des Landes, in denen er seine Einkünfte verzehrt und mit Europäern zusammenlebt, viel von der Originalität abgelegt, welche wir beim Ranchero finden. Letzterer ist von hellbrauner Farbe, von schwarzem Haar und Bart, hat blendendweiße Zähne und gleich dem Creolen zierliche Hände und Füße. Wie sein Aeußeres, so vereinigt auch sein Charakter die Vorzüge des Indianers mit den Fehlern des Creolen. Er ist elastisch, leichtsinnig und kühn wie dieser; passionirt für Spiel, Weiber und Tanz, aber nicht verweichlicht, sondern an Mühe und Entbehrung gewöhnt. Seine Tracht ist originell und malerisch, zwei Eigenschaften, welche dem beobachtenden und zeichnenden Reisenden stets erwünscht sind. Ein niederer Hut mit breiter, goldbesetzter Krämpe und goldener Schnur beschattet das Gesicht; ein farbiges Tuch ist nachlässig um den Hals geschlungen; die kurze hirschlederne Jacke ist reich mit silbernen Knöpfen und Troddeln besetzt, und die weiten ledernen Beinkleider werden von buntseidener Schärpe um die Hüften gehalten, während sie, auf beiden Seiten mit Knöpfen besetzt, offen fliegen und ein weites, weißes Unterbeinkleid zeigen. Niemals fehlt die Umschlagdecke, die farbige Serape oder die mit Sammt verbrämte Manga, welche er bald über den Kopf zieht, bald theatralisch über

die Schulter wirft. Seine Leibwäsche ist propre und fein, und selbst der ärmere Mestize hält sie für seinen Hauptschmuck, sodaß der einfache Arriero (Maulthiertreiber), wenn er sich in Staat setzt, oft fabelhafte Preise für ein feines pariser Hemd bezahlt, das er wieder wegwirft, nachdem es kaum zweimal gewaschen wurde, da sich niemand auf die Reparatur des Zerrissenen versteht.

Der Mestize ist ein vortrefflicher, kühner Reiter; von Jugend auf mit dem Pferde sozusagen verwachsen, sitzt er elegant im Sattel und besteigt die wildesten Pferde mit einer Sicherheit und Unbefangenheit, welche bei uns für Tollkühnheit gelten würde. Da er fast beständig zu Pferde erscheint, so hält er auch viel auf elegantes Saumzeug, und Sattel und Zaum sind gewöhnlich mit Silber reich und geschmackvoll verziert. Der nie fehlende Säbel ist am Sattelknopf befestigt, an welchem auch noch die Chivaras, weite Ueberbeinkleider von Tiger- oder andern Fellen, zum Schutz gegen Regen, hängen. Kolossale Sporen mit klingenden, handbreiten Rädern vollenden das frische, ritterliche Bild.

Doch nicht blos die Männer dürfen wir als gute Reiter bezeichnen: die Frauen und Mädchen sind es nicht weniger, was schon eine Folge davon ist, daß man in den meisten Theilen der Republik nur zu Pferde reisen kann. Die Frauenzimmer sitzen gewöhnlich wie ein Mann im Sattel. Dabei gilt es für eine Galanterie, wenn sich ein Bruder oder der Liebhaber der Dame hinter sie auf das Kreuz des Pferdes schwingt, sie mit den Armen umschlingt und geleitet. Da die Mädchen des Landes, außer an Festtagen, nie Strümpfe und Schuhe tragen, so hat der Reisende häufig Gelegenheit, sich von der eleganten Form des Beins zu überzeugen, eine Beobachtung, die fast unvermeidlich ist, weil selbst vornehme Damen zwar seitwärts im Sattel sitzen, aber Reitkleider noch nicht kennen.

Den Gebäuden der Haciendas sieht man gewöhnlich an, daß ihre Erbauung noch in die Zeit der Eroberung fiel, wo man alle größere Wohnungen mit Thürmen und Schießscharten versah, sodaß sie das Ansehen von kleinen Festungen erhielten.

Die Wohnungen der Rancheros dagegen sind einfach wie die

Lebensweise ihrer Bewohner. In den warmen und gemäßigten Landestheilen (Tierras calientes und Tierras templadas) bestehen die Wohnungen gewöhnlich aus dünnen Sparren, die durch Bast oder Schlingpflanzen miteinander verbunden sind, doch so, daß Licht und Luft von allen Seiten freien Zutritt haben. Ein weit vorstehendes Dach aus Palmzweigen und Maisstroh schützt gegen Sonne und Regen. Die innere Einrichtung entspricht dem Aeußern. Die Mitte des Hauses nimmt die Kochstelle ein; zusammengebundene Rohrstäbe bilden das Bettgestell, eine darübergebreitete Matte oder ein Thierfell das Bett, und ein Seil, welches von einer Ecke quer zur andern gespannt ist, vertritt die Stelle eines Schranks, indem es dazu dient, Kleider, die nie fehlende Guitarre und andere Kostbarkeiten, zum Schutz gegen die Termiten, daranzuhängen. Ist vor dem Hause, unter dem vorspringenden Dach oder im Schatten zweier Bäume, noch eine Hängematte ausgebreitet, so sind alle Ansprüche erledigt; denn gleich dem Italiener geht auch dem Creolen und Mestizen nichts über das wonnige dolce far niente, dem er sich in dieser Hängematte schaukelnd überlassen kann.

So schmucklos dem Europäer diese Wohnung scheinen möchte, so vergesse er doch nicht, mit wie vielem Reiz die Natur sie umgeben hat. Hier stehen großblätterige Bananen, Schatten und köstliche Früchte bietend, dort die hohen Blütenstengel der Yucas, ihre silberglänzenden Glocken über sie emporhebend. Würzige, baumartige Heliotropen füllen die Luft mit Wohlgerüchen, und amerikanische Ficus mit ihren bizarren, säulenförmigen Luftwurzeln und ihrem, von Epidendriden und Orchideen bedeckten und durchwobenen Laub bilden einen Hintergrund, welchen die Festons der Schlingpflanzen noch mehr verschönern. Man muß das reizende Bild dieser patriarchalischen Wohnungen mit eigenen Augen gesehen haben, und begreift dann leicht, wie selbst ein Europäer wochenlang in ihnen sich heimisch und glücklich fühlen kann.

Die Azotea, d. i. das platte Dach der Hacienda, war geeignet, Kompaßrichtungen zu nehmen, ein Geschäft, das wir nur selten versäumten und welches diesmal Veranlassung wurde, eine wissenschaftliche Reliquie zu entdecken, welche dieses Haus bewahrt. Der Eigenthümer besitzt einen

mit der Jahreszahl 1765 versehenen Tubus, welchen Alexander von Humboldt einst benutzte; doch befindet sich das Instrument jetzt in einem völlig unbrauchbaren Zustand. Ebenso lieb war es mir, eine kleine, braune, dickleibige Spinne zu erhalten, welche die Mexicaner Araña capullina nennen und die sich durch ihre Giftigkeit auszeichnet. Ihr Biß soll bei kleinen Kindern unbedingt den Tod nach sich ziehen und selbst bei Erwachsenen lebensgefährliche Folgen haben. Eine zufällig anwesende Frau litt noch an den Folgen einer vor zehn Tagen erhaltenen Verwundung, und nach ihren Mittheilungen waren die Symptome nach dem Biß Mundsperre, Schmerzen in den Lenden und längs des Rückgrats, sowie eine unüberwindliche Müdigkeit. Das Gegengift soll, wie in allen Fällen der Vergiftung durch thierische Substanzen, das flüchtige Ammoniak sein, das man innerlich und äußerlich anwendet.

Auf dem Rückweg passirten wir eine kleine Lagune, die mir eine reiche Beute an Vögeln gewährte. Ich schoß unter andern: Eudocinus albus L., Pluvialis virginianus Brak., Himantopus nigricollis Vieill., Tringa Bartrami Wils., Sterna Forsteri(?) u. s. w.

Gegen 6 Uhr eilten wir in scharfem Trab zur Stadt zurück, da ich mit einigen Bekannten ein Rendezvous im Theater Iturbide verabredet hatte.

X.

Weitere Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt.

Die Märkte; el mercado de volador. Die Sociedad de geografia y estadistica de Mejico. Der Regierungspalast. Das Generalarchiv der Nation.

Der freundliche Leser, welcher mich auf meiner Reise von New-York bis hierher begleitet hat, kennt schon von dort und Vera-Cruz aus meine Liebhaberei, die Märkte größerer Städte zu besuchen. Auch in Mexico war der Markt manchmal das Ziel meiner Wanderung. Hier lassen sich leicht die Einwohner des Landes, deren Gebräuche, Bedürfnisse und Sitten, die Producte des Bodens, deren Namen und Verwendung studiren, und nicht selten bietet sich hier dem Naturforscher und Sammler die Gelegenheit, ein seltenes Thier oder ein anderes interessantes Naturproduct zu erwerben, dem er vielleicht lange vergeblich nachgestrebt hatte.

In Mexico kam mir außerdem noch eine Bekanntschaft sehr zu statten, die ich auf einem meiner Marktbesuche acquirirte. Es fügte sich nicht selten, daß ich einen gewissen Dorfgeistlichen traf, der von Zeit zu Zeit die Stadt besuchte, sich einen guten Tag zu machen. Ein solches Zusammentreffen sahen wir beide stets als ein glückliches Ereigniß an; denn meinerseits hatte ich an ihm einen sehr brauchbaren Dolmetscher gefunden, von dem ich den Otominamen des von mir gesuchten Gegenstands erfuhr, und der einem der gern bereiten Indianer das von mir Gewünschte in Auftrag

gab, worauf ich acht Tage später diesen Indianer auf derselben Stelle und meist im Besitz des Gesuchten wiederfand. Der Herr Cura seinerseits war an dem glücklichen Tage mein Gast und fand an meinen Speisen und meinem Wein dasselbe Behagen, welches mir die Bereicherung meiner Sammlung gewährte: manus manum lavat.

El Mercado del Volador heißt derjenige Markt, auf welchem das essende Mexico sich vorzugsweise mit seinem täglichen Küchenbedarf zu versehen pflegt und wohin die Indianer aus allen Richtungen des Thals ungeheuere Vorräthe an Früchten, Gemüsen und Geflügel, sowie die kleinen Erzeugnisse ihrer eigenen Industrie zusammentragen. Längst vor Tagesanbruch sieht man die langen Züge der Indianer, einer hinter dem andern, seine Last, an Stirnbändern befestigt, auf dem Rücken, zur Stadt traben, während über den Chalco beladene Flösse und Canots demselben Mittelpunkt zusteuern, um die an den Ufern des Sees und auf den schwimmenden Gärten (chinampas) gezogenen Gemüse den Kauflustigen zu Füßen zu legen. Der Markt beginnt mit Tagesanbruch und der Verkehr während des Vormittags. Die Mannichfaltigkeit der Producte, der Bilder und Scenen, die er bietet, lassen keinen londoner, keinen pariser Markt zur Vergleichung zu. Selbst die Märkte von New-York und der Havanna können, in Bezug auf Auswahl und Reichthum, gegen den mexicanischen Markt nicht aufkommen, der alle vegetabilischen Erzeugnisse der gemäßigten wie der tropischen Zonen vereinigt. Wir finden hier Aepfel, Birnen, Trauben, Nüsse, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Melonen aller Art, Orangen, Citronen, Granatäpfel, Ananas, Bananen, und außer diesen, in Europa bekannten, noch Aguacates (Persea gratissima), Chirimollas oder Anonen in fünf Varietäten, nämlich A. muricata, squamosa, glabra L., asiatica L. und Illamazopotle, wie die Indianer sie nennen. Wir finden ferner Zapote prieto (Diospyros obtusifolia), Zapote colorado (Sapote mimosa), Granadittas (Passionaria coerulea), Guayava (Psidium pomiferum), Camotes (Convolvulus batatus), Jicamas (Dolichos tuberosa), Chayotes (Sicios edulis), Guacamotes (Jatropha maniot), Cacahuates (Arrachis hypogea),

Zuckerrohr, Chile u. s. w.; dazu Schildkröten, Frösche, Leguans, Ajolotl, Fischeier und Fliegenlarven, welche der Mexicaner gern ißt, Hekatomben von Tauben, Truthühnern, Enten, Kaninchen u. s. w. Am schwächsten vertreten sind die Fische, von welchen meist nur eine Art, Pescado blanco, 6—8 Zoll lang, vorhanden ist. Die bunten Trachten, die verschiedenen Sprachen und Idiome der verkaufenden Indianer, vermischt mit allen Typen amerikanischer und europäischer Nationalitäten, verleihen dem Bilde eines mexicanischen Markts ein höchst eigenthümliches und reiches Colorit.

Den Rahmen dieses interessanten Gemäldes bilden die längs der Peripherie aufgeschlagenen Buden und Stände, in welchen ambulante Restaurants und Pulqueverkäufer die Mittelpunkte der Leperos= und anderer Bummlerkreise sind, bis in den spätern Stunden des Nachmittags die Indianer dort einkehren, um den Erlös des Morgens gegen Chingueritto (Branntwein) möglichst rasch umzutauschen.

Ist die Lebhaftigkeit und lärmende Gesticulation des Mestizen und Creolen auffällig, so liegt andererseits in der schweigsamen Ruhe des Indianers, welche Quelle sie auch haben mag, zuweilen etwas Imponirendes. Zu dieser Bemerkung veranlaßte mich ein Vorfall, der zwar nichts Seltenes ist auf Märkten und an ähnlichen Orten, aber dennoch zu denken gab. Eine Schar Esel, welche an den Marktständen vorbeigetrieben wurde, las hungerig und durstig die weggeworfenen Maisblätter und andere Abfälle auf, die man ihnen gern gönnte. Als sie aber an einer Reihe auf Matten sauber aufgeschichteter Früchte vorüberkamen, wandelte einen der Langohre das unwiderstehliche Gelüste nach einer der saftigen Orangen an, welche ein indianisches Weib, je drei für 1 Tlaco, feilbot. Gedacht, gethan. Meister Langohr benutzte einen unbewachten Augenblick so gut, daß er zwei der schönsten Früchte weggefischt hatte, ehe es irgendjemand zu hindern vermochte. Der Treiber tractirte den Näscher mit einer tüchtigen Tracht Prügel; wenn er aber damit die Rechnung für ausgeglichen hielt, so war die Indianerin anderer Meinung, denn sie verlangte einen Tlaco, und streckte ruhig die Hand aus, ihn entgegenzunehmen. Der

Treiber kehrte darauf die Taschen um und gab durch diese sehr deutliche Pantomime zu verstehen, daß er nichts besitze. Ehe er sich aber noch verstanden glaubte, hatte das Weib ihm den Strohhut vom Kopf genommen und weigerte die Rückgabe. Unterdessen war der Eigenthümer der Esel dazugekommen. Ein paar Worte erklärten ihm das Rechtsverhältniß, und lächelnd, aber stumm wie die übrigen, reichte er der Frau einen Tlaco und zog seines Wegs, während die Alte aufs neue ihre Orangen ordnete.

Welch einen Marktskandal, welche Flut von Schimpfwörtern und schönen Redensarten würde dieser Vorfall auf einem europäischen, etwa hamburger, Markt hervorgerufen haben!

Nach der Rückkehr in meine Wohnung fand ich ein Schreiben des Präsidenten der Gesellschaft für Geographie und Statistik vor, welches mir mittheilte, daß erwähnte Gesellschaft in ihrer letzten Sitzung mit Stimmeneinheit beschlossen habe, mich zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen, und daß ich mich am nächsten Tag im Regierungspalast einfinden möge, an welchem Tage im Sitzungslocal der Gesellschaft meine feierliche Aufnahme stattfinden werde, falls ich diese Ehre wünsche.

Die erwähnte Gesellschaft ward zu Mexico im Jahre 1839 gegründet; sie ist unstreitig die erste und bedeutendste des Landes, und vertritt in jeder Beziehung die Stelle der Akademie des Staats. Mit freudigem Dank nahm ich daher diese größte wissenschaftliche Auszeichnung an, welche man einem Fremden in Mexico erzeigen kann.

Da aber hier, wie in fast allen Akademien, die Sitte den Neuaufgenommenen zu einer Eintrittsrede verpflichtet, bevor er den ihm bestimmten Fauteuil einnimmt, so brachte ich den Rest des Tags damit zu, mich einigermaßen auf den folgenden Tag vorzubereiten, da die spanische Sprache mir noch nicht so geläufig war, einen längern Vortrag über wissenschaftliche Gegenstände aus dem Stegreif zu halten.

Um 10 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. General Don Ignacio de Mora y Villamil nahm den Präsidentenstuhl ein und hielt eine Anrede in französischer Sprache, auf welche ich in derselben Sprache

antwortete und meinen Dank für die mir zutheil gewordene Ehre ausdrückte. Hierauf hielt der Secretär der Gesellschaft — wenn ich nicht irre, Señor D. Miguel Arroyo — eine kurze Ansprache in Spanisch, auf welche ich ebenfalls spanisch erwiderte und schließlich in einem längern Vortrag die Resultate meiner Studien über die Entstehung des Menschengeschlechts und die Bildung der Rassen entwickelte. Da ich bereits früher in einer besondern Schrift: „Des causes de la coloration de la peau etc." (Stuttgart 1853), dieses Thema behandelt hatte, so stand mir heute nur die ungewohnte Sprache als Hinderniß entgegen; doch hielt ich mich durch die kurze Zeit, welche mir zur Vorbereitung gegönnt war, entschuldigt, einen Gegenstand gewählt zu haben, über welchen ich meine Ansichten als bekannt voraussetzen mußte. Andererseits aber schreibe ich die warmen und herzlichen Beglückwünschungen, welche meinem Vortrag folgten, der angeborenen Höflichkeit des Mexicaners zu.

Die Besprechung einiger der Gesellschaft entsprossenen Arbeiten und eigener einschlägiger Bestrebungen schloß die Sitzung, nach welcher mich meine neuen Collegen zum Besuch der innern Räume des Palastes und des damit verbundenen botanischen Gartens einluden. Beide waren mir zwar durch öftere Anwesenheit in denselben hinreichend bekannt; da ich indeß meinen Lesern gegenüber ihrer noch nicht gedacht habe, so will ich an dieser Stelle das Wenige nachtragen, was darüber zu wissen Interesse haben kann.

Der Palast steht auf der Stelle, welche die erste Wohnung des Cortez trug und die er später der Regierung abtrat. Die Hauptfronte, wie früher erwähnt, der Plaza-Mayor zugekehrt, besitzt drei Einfahrtsthore, zwei lange Reihen Fenster, von denen die des obern Stocks mit Balkonen geziert sind, und ein plattes Dach. Er enthält im ersten Stock die Wohnung des Präsidenten und die Bureaux der verschiedenen Ministerien. Im Rez-de-Chaussée befinden sich die Wachzimmer, eine Artilleriekaserne, die Regierungsbuchdruckerei, das Postamt, das Gefängniß und andere Institute.

Zeit und Gelegenheit gestattete für heute nicht, das unter demselben Dach befindliche Generalarchiv zu besuchen und dessen Inhalt durchzustöbern. Allein der Director desselben, Don Ignacio Montes

de Oca, erbot sich mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit, ein eigenes Promemoria der in historischer und wissenschaftlicher Beziehung merkwürdigen Actenstücke abfassen zu lassen und mir zur Benutzung zuzustellen, ein Anerbieten, welches ich mit größtem Dank annahm.

Da das mir einige Tage später übergebene Verzeichniß spätern Reisenden beim Aufsuchen von Documenten nützlich sein kann, so theile ich es in extenso mit.

Generalarchiv der Nation.

Bericht zum Zweck, dem Herrn Baron von Müller eine Uebersicht der interessantesten an obiger Stelle aufbewahrten Documente zu geben.

Das allgemeine und öffentliche Archiv der Nation, ehemals Secretariat des Vicekönigreichs, hat diesen Namen infolge seiner ersten Reorganisation vom 22. August 1823 und des spätern Reglements vom 19. Nov. 1846.

Unter den vielen Fächern, welche dieses Archiv begreift, finden sich verschiedene Documente historischen Inhalts und außerdem durch das Alter und ihre Beschaffenheit merkwürdig. Am meisten der Erwähnung werth sind die zur Section der Geschichte gehörigen. Es gehören diesem Fache 32 Bände Manuscripte an, welche, abgefaßt durch die Franciscanermönche in Mexico, im Jahre 1792 eine reiche Sammlung von Denkwürdigkeiten aus der Geschichte, Chronologie und Geographie Neuspaniens enthalten. Diese Serie umfaßt folgende Stücke:

Band 1. Actenstücke des Museums von Boturini.
» 2. Actenstücke des Orden Real.
» 3. Verschiedene Actenstücke des Ordens S. M.
» 4. Berichte von Ixtlilxochitl.
» 5 u. 6. Eroberung von Neugalicien.
» 7—11. Chronik von Michoacan.
» 12. Chronik von Mexico.
» 13. Geschichte der Chichimeken.
» 14. Denkwürdigkeiten von Mexico.
» 15. Denkwürdigkeiten für die Geschichte von Sinaloa.

Band 16—18. Materialien zur Geschichte von Sonora.
» 19 u. 20. Documente zur Kirchen= und politischen Geschichte von Neubiscaya.
» 21. Errichtung und Fortschritte der Missionen in Altcalifornien.
» 22 u. 23. Apostolischer und militärischer Wegweiser.
» 25 u. 26. Documente für die kirchliche und bürgerliche Geschichte von Neumexico.
» 27 u. 28. Desgleichen für die Provinz Texas.
» 29. Historische Monumente von Coahuila und Serro=Mexicano.
» 30. Desgleichen von Tampico, Rio=Verde und dem neuen Königreich Leon.
» 31. Nachrichten über verschiedene Städte.
» 32. Trauergedächtniß der indianischen Nation.

Diesen Bänden entsprechen die folgenden Beilagen:

1. Tafel des mexicanischen Jahrs und seiner Monate.
3. Kärtchen von Zacatecas.
5. Karte der Lage und Grenzen der innern Provinzen.
7. Karte der Insel Española und Santo=Domingo zur Zeit der ersten Niederlassung der Spanier.
7. Karte der Insel Española oder Haiti zur Zeit der Entdeckung.
8. Situationskarte der arktischen Länder.
   Karte von Neuspanien für das Jahr 1641.
9. Abbildung des ersten Einzugs von Christobal de Olea in Michoacan, und Tänze, mit welchen man den König Calzontzin ergötzte.

   Abbildung der Freudenbezeigungen des Königs und seiner Vasallen beim Einzug der Spanier in sein Reich.

   Abbildung der Gelage und Bankete, welche die Indianer den Spaniern gaben.

   Karte des Reichs von Michoacan und der Staaten des großen Calzontzin.

   Abbildung des Empfangs, welchen die Franciscanermönche den Königen bereiteten, welche kamen, sich taufen zu lassen.

10. Abbildung zweier Tempel und verschiedener Personen.

    Abbildung der Stadt Tzintzuntzan Pazcuaro und der Dörfer im Umkreise der Seen.

    Abbildung der Gewänder und Gegenstände, welche die Tarascer als Steuer gaben.
11. Abbildung der drei Könige Chiguaqua, Zinzicha, Cheguangua, und die Wappen der Städte Pazcuaro und Valladolid.
14. Plan der Stadt Mexico vom Jahre 1776.

    Plan von Mexico und der Ortschaften der Umgegend vom Jahre 1618.
16. Karte der Provinz Neuandalusien.
17. Neuer Plan der Provinz Sonora.
18. Tagebuch und Route des Obersten Elizondo.
22. Geographische Karte der Westküste.
23. Plan des großen Hafen von San-Francisco.
24. Reisekarte nach Monterey und San-Francisco.

    Geographische Karte der Küste und eines Theils der Halbinsel Californien und der Nationen, welche sie bewohnen, bis Neumexico.
25. Karte von Neumexico.

    Karte des Rio del Norte, seiner Ufer, Gebirge und Pässe.
26. Geographische Karte der neuentdeckten Länder im Norden, Nordwesten und Osten von Neumexico.
29. Plan der Provinz Coahuila.

    Desgleichen der Sierra Gorda und der Küste des Golfs von Mexico.
31. Karte eines Theils des Golfs von Mexico.

    Karte des Hafens von Nutea auf der Küste im Norden von Californien.

Außer diesen gibt es noch zwei andere Reihen historischer Actenstücke, welche zusammen 74 Packete ausmachen. Die merkwürdigsten in dieser Sammlung sind folgende:

Packet 1. Geographische und politische Tabellen des Königreichs Neuspanien, über dessen Flächeninhalt, Bevölkerung,

Boden, Cultur, Fabriken, Handel, Bergwerke und Militärmacht, von Baron von Humboldt.

Packet 2. Inventarium und Documente, betreffend das Museum von Boturini.

» 4. Beschreibung der Stadt Pazcuaro und der Ortschaften in ihrem Gerichtsbezirk.

Katalog der Merkwürdigkeiten des neuen Königreichs Leon.

» 5. Leben des Don Hernando Cortez, in zwei Bänden.

» 6. Eroberung von Guatemala durch Pedro Alvarado; von Chamoya durch Diego de Godoy; von Zapotecas durch Rodrigo Rangel und von Honduras durch Christobal de Olea. Beschreibung der Eroberung des Staats Neucalifornien und der Missionen, von F. Pablo José de Mugategui.

» 12. Gründung verschiedener Klöster und Gebäude der Republik.

» 15. Die Subdelegationen und Partidos, welche der District der Intendanzen von Puebla umfaßt, nebst den Städten, Villas, Dörfern, Haciendas und Ranchos.

» 25. Reise nach beiden Luisianas und den wilden Nationen des Missouri vom Jahre 1801—3, mit Berücksichtigung der Gebräuche, Charaktere und religiöser wie bürgerlicher Sitten.

Memoiren über die Grenzen von Luisiana, mit Abbildungen und Karten, von P. José Peredo.

Geschichte der Entdeckung und Bevölkerung der Provinz Texas bis zum Jahr 1730, von P. Melchor de Talamantes.

Geschichtlicher Auszug der Eroberung von Luisiana, von demselben.

Bericht über die Wiedererkennung und Besichtigung der Colonie des Golfs von Mexico; abgefaßt auf Befehl des Vicekönigs Marquis de la Amarillas von dem Kapitän José Tienda de Cuerva.

Packet 34. Geschichte der Stadt Puebla de los Angeles, von Antonio Bermudes de Castro.

Aus der dritten Serie sind zu erwähnen:

1. Leben und Regierung des Don Fernando Cortez.
3. Geschichte und Gründung der Stadt Tlascala.
4. Documente über die Wiedereroberung von Neumexico.
5. Geschichte von Texas.
6. Residentschaft von Revilla Gigedo.
8. Residentschaft der Vicekönige, Gouverneure und Corregidores.

Alterthümer.

Packet 1. Copie der Karte und Zeichnungen von Ista Palapa.

Documente, das Museum betreffend, und Inventarium derselben vom Jahre 1826.

Statistik.

Tabelle über die Partidos der Provinz Valladolid, sammt Angabe der Bevölkerung.

Packet 3. Topographische Beschreibung des Partido von Motinez.

Geographisch-politische Tabellen von Baron von Humboldt.

Criminalistik.

Merkwürdige Rechtsfälle.

Packet 2. Proceß, betreffend den an dem Brigadier Lucas de Calves verübten Mord.

Eine Sammlung, enthaltend Befehle, Rundschreiben, Reglements und andere allgemeine Verfügungen der spanischen Regierung, von 1631—1821. Sie enthält alle von der Regierung erlassenen königlichen Ordonanzen und Verfügungen.

Außerdem enthält das Archiv einige andere, durch Inhalt und Alter merkwürdige Actenstücke, welche in Hieroglyphen geschrieben sind.

Mexico, den 9. December 1856.

Ignacio Montes de Oca.

Der letzte Besuch galt dem Senatssaal und der Deputirtenkammer. Beide sind schön und würdig ausgestattet. Wir begaben uns darauf nach dem botanischen Garten, welcher in einem Hofe des rechten Flügels sich befindet. In Bezug auf Größe der Anlagen und Mannichfaltigkeit des Inhalts läßt er sich mit europäischen Etablissements nicht vergleichen. Er ist ungefähr 60 Meter lang und 30 Meter breit und im alten mauro-hispanischen Stil angelegt. Aber die üppige Vegetation, begünstigt von dem prachtvollen Klima der Hauptstadt, gibt ihm einen Vorzug vor allen ähnlichen Gärten Europas, deren noch so schöne Treibhäuser die Natur nicht erreichen und die Jahreszeiten nicht ausgleichen können. Obgleich wir uns im Monat December befanden, waren die blühenden Baumgruppen und Beete in einen so frischen, lebensvollen Schmuck gekleidet, daß ihnen vom Winter nichts anzumerken war. (Vgl. Anhang, Note 1.)

Mit einem glänzenden Diner, so exquisit, daß wir nicht des mitgebrachten „besten Kochs" bedurft hätten, um es vortrefflich zu finden, schloß dieser angenehme Tag, den ich in der geistreichsten und ausgezeichnetsten Gesellschaft Mexicos verlebte.

XI.

Fortsetzung der Ausflüge in die Umgegend.

Die Pronunciados. Das Lavafeld (Pedregal) von Guiacan. Das mexicanische Katzenfrett.

Der folgende Morgen fand mich schon in aller Frühe auf dem Flugbret und nur meiner Gefährten harrend. Diese ließen nicht auf sich warten, und um 7 Uhr befanden wir uns unter heitern Gesprächen auf der uns bereits bekannten Straße nach Azcapuzalco. Wir verließen diesen Ort und schlugen eine nordwestliche Richtung ein, welche uns an der Hacienda Carriaga vorüberführte. Von hier wandten wir uns gegen Nordnordost und gelangten nach dem größern Dorf Tlalnepantla. Es ist der Sitz eines Bezirksgerichts und unterhält einen bedeutenden Verkehr mit der Hauptstadt, an die es den Ertrag seiner Aecker an Mais, Gerste, Hafer, Weizen, Frijoles u. s. w. absetzt. In seiner Nähe liegt das Dorf Coatepec, von Hügeln eingeschlossen, welche Gold= und Silberadern führen, die, als man im Jahre 1840 sie auszubeuten versuchte, sehr ergiebig zu werden versprachen. Allein die Kosten der Förderung scheinen für die Mittel der Unternehmer zu groß gewesen zu sein; denn die begonnenen Arbeiten geriethen bald ins Stocken, und bis heute sind sie nicht wieder aufgenommen worden. Ebenso brach liegt die Jaspisgewinnung, welche einen bedeutenden Ertrag abwerfen könnte. Der ganze Nutzen, welchen so reiche Schätze des Bodens

heute liefern, besteht in dem Erlös, den die Indianer aus den Bausteinen machen, die sie von hier nach Mexico liefern.

Wir wandten uns von hier aus östlich, und folgten dem Laufe eines kleinen, namenlosen Flusses, der im Cerro de Montealto entspringen soll. Nachdem wir bei dem Dorfe San-Bartolo den Weg nach Villa de Guadalupe zur Rechten liegen gelassen hatten, erhob sich in geringer Entfernung zu unserer Linken eine niedere Hügelkette, an deren Fuß sich Felder, mit Zuckerrohr bepflanzt, anlehnten, während zur Rechten der erwähnte Fluß, von dichten Weidenbüschen und Silberpappeln versteckt, dahinfloß. Zahlreiche Vögel wiegten sich auf den Zweigen und weckten unsere Jagdlust. Da die geschossenen Thiere aber meist in den Fluß fielen, so war es höchst mühsam, ihrer habhaft zu werden. Bei einer Wendung des Flusses überschritten wir denselben und befanden uns bald darauf in dem elenden Dörfchen Santojaquitto oder San-Yago de las Salinas genannt, dessen Einwohner sich durch die Bereitung von Kochsalz ernähren. Sie pflegen fünf Erdarten zu mischen und auszulaugen. Warum sie gerade fünf solcher mischen, vermochten wir nicht zu erklären.

Unser Weg führte uns darauf an einer schönen, aber bereits sehr in Verfall gerathenen Wasserleitung vorbei, deren Bogen eine Lagune durchsetzen, die von Enten und andern Schwimm- und Watvögeln wimmelte. Da aber kein Boot vorhanden war, so mußten wir uns mit dem Anblick begnügen. Das Dorf Tierma links lassend, kamen wir nach Sacatengo, dessen Einwohner ebenfalls mit der Salzgewinnung sich beschäftigen, und um 12 Uhr hatten wir die berühmte Villa de Guadalupe erreicht. In einem halb indianischen Meson fanden wir ein leidliches Unterkommen, mit schlechtem, aber theuerm Wein. Die Preise aller europäischen Genüsse sind in Mexico zum Erstaunen theuer, wenn der Leser nicht den Preis von 4 Pesos oder 10 Fl. für ein bescheidenes Mittagessen und eine Flasche ganz gewöhnlichen französischen Weins noch für billig hält. Jedem, der sich mit dem Project einer Reise nach Mexico trägt, wiederhole ich das schon oft Ausgesprochene: Wer nach Mexico geht, um als Kaufmann oder durch seiner Hände

Arbeit Geld zu verdienen, findet reichen Lohn; wer aber, ohne seine geistige oder körperliche Arbeit zu verwerthen, dieses Land bereisen will, fülle seine Börse so reichlich als möglich, damit er nicht in Verlegenheit komme.

Von einem herumziehenden Kräuterhändler kaufte ich verschiedene Medicamente. Das erste war ein kleines Bündel des sogenannten Palo de Manso (Canna fistula). Das fette, harzige Mark, welches das Rohr ausfüllt, dient als Purgativ. Ferner einige kleine Büschel der unter dem Namen Hacupatl hier bekannten Aristolochia mexicana. Das Decoct dieser Wurzel wird gegen Blähungen eingenommen. Die dritte Erwerbung bestand in der Wurzel von Pipicahuac (Trycheis fructicosa), welche im Jahre 1851 von Perez und Ortega bei Tenango del Valle, im District von Toluca, entdeckt wurde. Sie wirkt drastisch und wird gegen Kolik angewandt.

Ein heftiges Gewitter, welches von Südost nach Nordwest ziehend über Guadalupe sich entlud, zwang uns, unsern Aufenthalt über unsere Wünsche hinaus zu verlängern, lohnte aber den Verzug durch einen prachtvollen und ungewöhnlich lang andauernden Sonnenuntergang. Nachdem das Thal bereits in tiefes Dunkel gehüllt lag und zahllose Sterne auf dem düstern Grunde des Firmaments funkelten, deckte rosiges Licht noch die schneebedeckten Häupter des Popocatepetl und Ixtazihuatl und ließ die zackigen Formen der schwarzen Vorberge auf dem leichtgelichteten Hintergrunde sich abzeichnen.

In allen tropischen Ländern ist der Uebergang von Tag zu Nacht bekanntlich sehr rasch. Auf der großen mexicanischen Hochebene ist die kurze Dauer der Dämmerung aber ganz besonders auffallend, da auf dieser Höhe von mehr als 7000 Fuß die Luft um ein Viertel dünner ist als an der Meeresfläche, und mit der Abnahme der Dichtigkeit im gleichen Verhältniß an Reflexionskraft verloren hat; daher sind jene prachtvollen Morgen- und Abendstunden, deren Beleuchtung den Bewohner der gemäßigten Zone so oft entzückt und dem Künstler so vielfach Gelegenheit bietet, seine Bilder zu verschönern, höchst selten.

Die Mexicaner haben die Gewohnheit sich des Abends frühzeitig zurückzuziehen, und auch diese Sitte ist wahrscheinlich veranlaßt durch den schnellen Uebergang des Tages zur Nacht.

Während meines Aufenthalts in der Hauptstadt zogen am politischen Horizont der Republik bald trübe Wolken auf, die in diesen Tagen fort und fort unheilvoller sich gestalteten. Täglich liefen Nachrichten ein, daß sich in der ganzen Umgebung Dörfer, Städte und weite Landstriche pronuncirt hätten, und selbst im Thal von Mexico trieben umherziehende Banden räuberischer Pronunciados ihr Unwesen und trugen Mord und Plünderung bis vor die Thore der Hauptstadt. Eine aus vierzig Köpfen bestehende Bande hatte sich in einer der geräumigen Höhlen von Los Remedios einquartiert und machte durch ihre Streifzüge die ganze Gegend unsicher.

Die Regierung des Landes ist meistens zu ohnmächtig, dem Unwesen zu steuern, denn das Elend, welches der Bürgerkrieg im allgemeinen über jedes Land bringt, ist in Mexico besonders groß, weil sofort nach dem Ausbruch einer Revolution zahlreiche Räuberbanden auf dem Schauplatz erscheinen und unter der Firma von Aufständischen die Wege belagern, Posten anhalten, Reisende ausplündern, kleinere Ortschaften bewaffnet überfallen und unter der Firma: Viva la religion! die schauderhaftesten Greuel verüben.

Unter diesen Umständen suchten wir die uns noch vergönnte Zeit so gut zu benutzen, als es möglich war; aber unsere Ausflüge wurden nach und nach gefährlich, und wir erlaubten uns keine weiten Entfernungen mehr.

Tacubaya, ein kleines Städtchen, ward um diese Zeit vielfach von uns besucht und zum Mittelpunkt unserer Excursionen gewählt. Es bildet den Sommeraufenthalt vieler reicher Familien und ist mit herrlichen Villen und prachtvollen, schattenreichen Parks geschmückt. Die reine Luft, die wasserreiche, mit riesigen Silberpappeln und anmuthigen Ulmen und Eschen beschattete Umgebung, die gute Straße, welche nach diesem Städtchen führt, rechtfertigen die allgemeine Vorliebe, welche es genießt. Von Zeit zu Zeit residirt der Präsident der Republik in dem dortigen bischöflichen

Palast, und während solcher Tage ist der Verkehr und das Leben, welches dann in diesem Orte herrscht, ganz erstaunlich.

Unter den Villen zeichnet sich die des Señor Escandon durch gediegene Pracht aus. Sie enthält eine Gemäldesammlung, in der sich werthvolle Originale von Cespedes, Cano, Cabrera, Tenard, Dow u. a. befinden, nebst einigen Meisterstücken des Meißels hervorragender Bildhauer. Die Villa ist im englischen Cottagestil durchgeführt und bildet einen würdigen Gegensatz mit andern, welche von den schönsten Gartenanlagen umgeben sind. Unter letztern zeichnen sich vor allen die Villen Iturbe und Barbet aus. Die letztgenannte lehrt außerdem, was eine richtig angewandte und gutgeleitete Gartenkunst und ein günstiges Klima selbst über den ungünstigsten Boden vermag; denn hier, wo vor kurzem nur die Magueypflanze ein dürftiges Fortkommen fand, erblicken wir heute alle Pracht und Schönheit tropischer Gärten.

Das bereits erwähnte bischöfliche Palais macht den Eindruck eines geräumigen Feudalschlosses, und herrisch blickt es auf das zu seinen Füßen liegende Städtchen herab.

Bei einem Freunde, dem ehemals fabelhaft reichen Grafen de la Cortina, brachte ich in Tacubaya manchmal angenehme Stunden hin. Seine Diners vereinigten zuweilen die vornehmste Herrenwelt Mexicos, und bei solchen Gelegenheiten legten die wirklich prachtvollen Silber- und Goldservicen von dem alten Glanz des Hauses de la Cortina Zeugniß ab.

Auf einem der Ausflüge, die uns über Tacubaya führten, passirten wir die Hacienda de Castañeda und folgten dem linken Ufer des Rio de Miscuac, der, stark angeschwollen, in gewaltigen Sprüngen sein Bett durchtobte. San-Angel mit seiner schönen Kirche blieb in geringer Entfernung zu unserer Rechten liegen, und nachdem wir rechts die Hacienda Altillo, links die alte Kapelle San-Antonio aus der Ferne begrüßt hatten, führte uns die Straße durch das ziemlich bedeutende Dorf Guiacan. Wir zogen durch die gerade, einzige Straße, welche es besitzt, an der Kirche vorüber, die erste, welche Cortez in Mexico erbauen ließ, kamen an einer verwahrlosten Alameda und dem Gebäude des Ayuntamiento

vorbei, als mir plötzlich aus einem Hause her freundliche Rufe in englischer Sprache nachschallten. Es war der amerikanische Gesandte, General Gadsden, der mich erkannt hatte und einlud, in seinem Landhaus einzukehren. Ich versprach es für den Rückweg, da ich vorher einen Blick auf das in der Nähe befindliche Pedregal oder Lavafeld werfen wollte, welches wir in einer halben Stunde erreichten.

Es ist ein weites Feld vulkanischer Bodengestaltung und bietet dem Besucher vieles Interesse. Lavastücke, vom Umfang kleiner Kiesel bis zur Größe eines Hauses, bedecken, wild durcheinandergeworfen wie erratische Blöcke auf Erdschutt und Gerölle, den aus vulkanischer Asche und verwitterter Lava gebildeten, von zahllosen Rissen, gähnenden Abgründen und geräumigen Höhlen zerklüfteten Boden. Eine eigene Fauna und Flora belebt dieses Reich der Oede und des Grauens.

Ein aufsteigendes Gewitter vermehrte den gewaltigen Eindruck und scheuchte uns in die Höhlen. In diesen unterirdischen Räumen lebten nicht nur zahlreiche Fledermäuse, sondern auch höchst merkwürdige Vögel, die hier ein unterirdisches Leben führen. Zwar ist es mir nicht gelungen, einen dieser befiederten Troglodyten zu erlegen, doch halte ich sie für Verwandte von Sylv. troglodytes. Plötzlich brach das Gewitter mit aller Heftigkeit los, und der in Strömen niederrauschende Regen trieb neue Flüchtlinge in die Höhle. Einer derselben erschrak sichtlich bei unserm Anblick und wandte sich zur schleunigsten Flucht; doch hatte ich noch eben Zeit, ihm einen Schuß nachzuschicken, der ihn todt zu Boden streckte. Die Leiche gehörte einem kühnen Räuber an, der jedoch keine Reisenden, sondern nur die Hühnerhöfe zu plündern pflegte. Sie machte mir große Freude, da das Thier in mancher Beziehung interessant ist, weshalb ich ihm einen kurzen Nekrolog nicht versagen kann.

Das mexicanische Katzenfrett (Bassaris astuta Lichtenst.) wurde bereits von Hernandez in seiner „Historia" unter verschiedenen Namen angeführt. Er nennt es Tepe-Maxlatan und beschreibt es in Kap. 16 und 33, sowie später nochmals in Kap. 40,

unter dem Namen Cacamiztli. Obgleich das Thier im ganzen Gebiet der mexicanischen Republik nicht selten zu sein scheint, entging es doch lange der Aufmerksamkeit der Naturforscher, bis im Jahre 1827 Lichtenstein seiner in den Erläuterungen der „Nachrichten des Francisco Hernandez von den vierfüßigen Thieren Neuspaniens“ wieder gedenkt und in ihm ein neues Genus aufstellte. Lichtenstein sagt darüber a. a. O. Folgendes:

„Der Cacamiztli oder Caco-Miztl, wie er noch jetzt in Mexico allgemein genannt wird, ist eine, von allen andern Raubthiergattungen unterschiedene Form, die das Mittel hält zwischen Viverra und Nasua; mit jener in der Kopf- und Fußbildung, mit dieser in der Leibesgestalt noch mehr verwandt, also schon insofern von beiden verschieden, mehr aber noch durch die langen, zugerundeten Ohren, die kurzen, zusammengedrückten, schwieligen Zehen und die stark sichelförmigen, einziehbaren Krallen. Auch die Behaarung, Färbung und Zeichnung weicht von allem, was wir an den Arten beider Gattungen kennen, ab, und so war hier die Aufstellung einer neuen Gattung hinreichend gerechtfertigt. In Hindeutung auf die Aehnlichkeit mit dem Fuchs in Kopfform, Stellung der Augen und Lebensart habe ich den Namen Bassaris für sie gewählt, mit welchem die Griechen ein kleines, dem Fuchs ähnliches Thier bezeichneten, ohne daß zu ermitteln wäre, was sie eigentlich damit gemeint haben, und in dem Beinamen astuta habe ich Hrn. Deppe's Erzählung von der besondern List festhalten wollen, mit welcher sie zahmes und wildes Geflügel sich zur Beute mache.“

Die Länge des Körpers beträgt 1¼ Fuß und beinahe ebenso viel die des Schwanzes. Die Färbung des Thiers ist auf der Oberseite blaß gelblichgrau, schwärzlich gemischt; die Unterseite ist heller und mehr ins Röthliche spielend; über den Rücken hin zieht sich ein dunkler, schwärzlicher, manchmal ganz schwarzer, aber nicht abgegrenzter Streifen. Das einzelne Haar ist an der Basis beinahe weiß, in der Mitte bräunlich, und die Spitze geht in schwarz über, während bei den Haaren auf dem Rückgrat die schwarze Färbung bis zur Wurzel geht. Die hellen, dünnbehaarten Ohren haben auf der Außenseite einen schwarzen Fleck; vor denselben und unter

den Augen befindet sich ein hellgelblicher Fleck. Der Schwanz ist hellgrau, mit ungefähr acht schwarzen, nach unten nicht ganz geschlossenen Ringen.

Vor der Entdeckung des Katzenfretts hatte das Genus Viverra keinen einzigen Repräsentanten in der Neuen Welt, und man glaubte diese einzige der größern Gruppen fleischfressender Säugethiere auf unsere Himmelssphäre beschränkt. Außer dieser für die geographische Vertheilung der vierfüßigen Thiere wichtigen Thatsache hat die Bassaris, als inniges Verbindungsglied zwischen Musteliden und Viverren, für den Zoologen Interesse.

Den Abend dieses Tages brachte ich bei dem General Gadsden zu, welcher uns erst spät in der Nacht erlaubte, unsern Heimweg anzutreten.

XII.

In der Hauptstadt.

Das Hospital für Lepröse. Die Lepra. Ein Erdbeben. Der mexicanische Evangelista. Die Kolibris. Die Chinampas oder schwimmenden Gärten. Greuel der mexicanischen Räuber.

In der Person des Dr. Martinez del Rio hatte ich einen geachteten und liebenswürdigen Mexicaner kennen gelernt. Er hatte seine Erziehung und ärztliche Bildung, wie die meisten vermögenden Mexicaner, welche sich den Studien widmen, im Auslande, d. h. in Paris und andern Hauptstädten Europas, empfangen und war deshalb vorzugsweise geeignet, solche Fragen zu beantworten, welche vom Gange seiner Studien berührt wurden. Ich begleitete ihn heute auf seinem Besuch des Klosters San-Lazar, welches als Hospital für Lepröse eingerichtet ist.

Die Lepra, diese der Alten und Neuen Welt angehörige Krankheit, trägt in Amerika nicht die gefährliche Form, in welcher sie in Asien und Afrika erscheint. Ansteckend ist sie nach der Meinung erfahrener Aerzte nicht, und Dr. Martinez tadelte bitter die polizeilichen Vorsichtsmaßregeln, infolge deren jeder mit der Lepra Behaftete dem Hospital verfallen ist, weil, aus Scheu vor dem Verlust der Freiheit und vor der Absonderung von Freunden und Verwandten, die Krankheit in den leichter heilbaren Stadien und so lange als überhaupt möglich verhehlt werde, und aus Furcht vor Entdeckung entweder gar keine oder eine sehr unvernünftige

Behandlung erhalte. Auch scheint die Krankheit nicht von jenen heftigen Schmerzen begleitet zu sein, welche den Aussätzigen so oft das Leben zur Qual machen; denn einzelne Patienten befinden sich seit fünfundzwanzig und siebenundzwanzig Jahren im Hospital, und ihr Allgemeingefühl scheint nicht besonders durch Schmerzen gestört zu sein. Die Krankheit erscheint höchst selten bei Personen jugendlichen Alters, und wurde nur ein einziges mal, soweit die Register des Hospitals reichten, bei einem fünfjährigen Kind beobachtet; außerdem behauptet Dr. Martinez nie einen damit behafteten Europäer gesehen zu haben. Die gewöhnliche Form, in welcher sie auftritt, läßt sich nicht mit einem der von europäischen Aerzten erfundenen Namen bezeichnen. Die ersten Symptome sind gewöhnlich Male, welche sich an verschiedenen Stellen allmählich erheben und Tuberkeln erkennen lassen, die in Eiterung übergehen und an der einen Stelle vernarben, während an andern Stellen neue aufbrechen. Unterdessen verschwinden allmählich die Cartilagen der Extremitäten, einzelne Gelenke, ganze Finger, ja die Hand oder der Fuß löſten sich ab. Zugleich werden die Knorpel des Larynx afficirt; sie schrumpfen ein und verschwinden allmählich ganz, während die Sprache röchelnd wird und nach und nach ganz aufhört. In der Regel ist damit Ophthalmie verbunden, bei welcher sich die Augenlider vollständig umkehren und Erblindung eintritt.

Man hat bisjetzt kein Specificum gegen diese furchtbare Krankheit gefunden, und Mercur, Jod, Antimon, Schwefel, Guaguak, Sassaparilla, Bäder, alle blutreinigende Mittel haben der Reihe nach in einzelnen Fällen geholfen, in der Regel aber versagt.

Nachdem ich das Hospital verlassen, war ich gegen 11½ Uhr in dem Laden eines deutschen Uhrmachers in der Calle de los Plateros eingetreten. Plötzlich gab es einen Stoß, sodaß alle Uhrpendel in eine rotirende Bewegung geriethen, zum Theil auch stillstanden. Aus allen Häusern stürzten Gestalten mit verstörten Mienen und vor Schreck verzerrten Zügen auf die Straße, und fielen laut betend auf die Knie. Wenn die Furcht der Mexicaner vor einem Erdbeben größer ist als an den meisten Orten der Welt, so darf man nicht vergessen, daß die schrecklichen Folgen

eines solchen Ereignisses durch frühere Erfahrungen ihnen stets vor Augen schweben. Die gegenwärtige Erschütterung dauerte ziemlich lange; doch war die Bewegung, welche sich in horizontaler Richtung von Ost nach West fortpflanzte, mit Ausnahme des ersten, ziemlich heftigen Stoßes, nur gering. Man schreibt allgemein den Thieren das Vermögen zu, solche gelegentliche Erschütterungen der Erde vorherzufühlen; so sollen die Pferde geraume Zeit, ehe der Mensch das Beben der Erde fühlt, stehen bleiben, die Beine auseinanderspreizen und nicht zum Fortgehen zu bewegen sein, bis die Gefahr vorüber sei.

In dem Hofe meines Hotels hatte sich seit einigen Tagen unter dem luftigen Bogengang ein Evangelista installirt, und da meine Leser unter diesem Namen nur die längstverstorbenen Verfasser heiliger Schriften kennen, so muß ich meines neuen Nachbars mit einigen Worten gedenken, um so mehr, als er mich manche halbe Stunde kostete, während welcher ich vom Fenster meines Schlafzimmers aus den geschäftigen und thätigen Nachbar belauschte. Der Evangelista ist, um meine Leser nicht länger im Ungewissen zu erhalten, ein öffentlicher Schreiber, aber sehr verschieden von den öffentlichen Schreibern anderer Länder und diesen weit überlegen. Der Ort, wo der Evangelista gewöhnlich sein Bureau aufschlägt, sind die Portales oder Bogengänge der Plaza-Mayor, wo man ihn leicht an der wichtigen, geheimnißvollen Miene, den zahllosen Papieren und Rollen, welche aus allen seinen Taschen hervorragen, sowie an der nie fehlenden großen Feder hinter dem Ohr erkennen kann. Das Bureau meines Nachbars, welcher die belebten Hallen des Hotels Iturbide für eine günstigere Niederlassung hielt, als die Plaza-Mayor, bestand aus einem kleinen, zusammenlegbaren Tisch für sein Tintenfaß und die Papiere, und außerdem in einem Feldstuhl, auf den er sich würdevoll, wie ein Minister in seinem Fauteuil, niederließ und ruhig die Kundschaft erwartete, die auch nicht lange ausblieb; denn die Feder des Evangelista arbeitet in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens, und seinem Ohr werden die tiefsten Geheimnisse der Familie und des Herzens anvertraut. Die ersten Kunden des Morgens waren gewöhnlich die alten Dueñas.

Sie gebrauchten blos kurze Zettel, welche sie während der Frühmesse einem Herrn oder einer Dame, je nachdem sie den Auftrag hatten, zusteckten, und durch welche diese entweder den Ort eines Stelldichein oder die Ursache eines Nichterscheinens erfuhren, auch wol gewarnt werden vor der Eifersucht des Ehegatten, vor einem Nebenbuhler und andern Gefahren. Nach den Dueñas erscheinen Bittsteller, welche beabsichtigen, eine Eingabe an den Herrn Minister oder einen sonstigen hohen Beamten zu machen. Eine solche Arbeit nimmt sonst längere Zeit in Anspruch, jedoch der Evangelista vollbringt sie in überraschend kurzer Zeit. Nun kommt ein reicher Hacendado, der mit seinem Nachbar oder mit einem Kaufmann der Stadt sich überworfen hat und eine schriftliche Vorstellung bei der betreffenden Behörde einreichen will. Er scheint ein guter Kunde des Evangelista zu sein, nach der Geduld zu urtheilen, mit welcher dieser die kräftigen Flüche und Titel anhört, mit welchen er den Streitfall vorträgt und seine Gegner beehrt. Unter den heftigen Gesticulationen des Kunden geräth das ganze Bureau und das leibliche Gleichgewicht des dürren, alten Evangelista mehrmals in augenscheinliche Gefahr. Aber trotz des Chaos und der haarsträubenden Widersprüche, woraus der Vortrag gewöhnlich besteht, weiß der gewiegte Escribano alles zu würdigen, zu prüfen, zu ordnen und im schönsten Stil zu Papier zu bringen; denn kaum hat er dem reichen Auftraggeber den Aufsatz mit Pathos vorgelesen, so reicht ihm der Kunde gerührt und des Erfolgs sicher die mit einigen Silberthalern gefüllte Hand. Er ist fort. Da naht eine tiefverschleierte Dame; ängstlich sieht sie sich nach allen Seiten um, ob niemand ihr gefolgt, niemand sie beobachte, niemand sie, trotz ihrer Vermummung, erkennen und verrathen könnte. Nun beugt sie sich und flüstert geheimnißvoll einige Worte in das Ohr des Evangelista. Die ersten genügen schon; denn bereits nickt er zum Zeichen vollsten Verständnisses bedächtig mit dem Kopf, und in wenigen Minuten ist ein zartes Billetdoux verfaßt, zierlich gefaltet, und verschwindet im Corset der tief Verschleierten. Endlich naht noch eine niedliche Mestize, die nackten Diminutivfüßchen in wahre Kinderpantoffeln gesteckt, das Gesicht vom Rebozo sittsam verhüllt und das von

langen Wimpern beschattete, schwarze Feuerauge verschämt zu Boden geschlagen. Auch sie vertraut dem geheimnißreichen Mann die Worte ihres Herzens an, welche seine Kunst dem Geliebten vermitteln soll, und trägt im Augenblick auch schon schwarz auf weiß davon, was sie sich selbst kaum zu gestehen wagte.

Außer allen diesen Dienstleistungen macht sich der Evangelista dem Publikum als öffentliches Bureau nützlich, und erfüllt rascher und besser den Zweck, als jede Zeitungsannonce. Ein gutgekleideter Herr kommt zum Evangelista: „Ich gebrauche eine Näherin von angenehmem Aeußern.“ „Notirt!“ spricht jener, und vor Abend schon präsentiren sich sechs bei dem Herrn. Ein indianischer Diener sucht eine Stelle als Mozo oder Gärtner und bezahlt den bestimmten Preis von einem Quartillo. Dafür erhält er eine Adresse und kann sich, wenn ihm die angegebene Stelle nicht zusagt, für denselben Preis eine zweite geben lassen. So geht es fort, bis die plötzlich hereingebrochene Dämmerung den Schluß des Bureau befiehlt, und Acten, Tisch und Stuhl, sammt dem Eigenthümer, verschwinden.

Ein Indianer, der mit gefangenen Vögeln handelte, suchte mich heute in meiner Wohnung auf und bot mir einen ganzen Käfig voll Kolibris an. Die Thierchen waren die ersten, welche ich in der Gefangenschaft zu beobachten Gelegenheit hatte, und außerdem so reizend, daß wir bald einig wurden. Sie bestanden aus drei verschiedenen Species: Trochilus colubris L., Coeligena Clementinae Less. und Pyrrophaena Arsinoë Gould. Auf meine Frage, womit er sie zu füttern pflege, versicherte er, sie hielten, mit dickem Zuckerwasser gefüttert, in der Regel acht bis vierzehn Tage im Käfig aus. Da es nun nach den bestimmten Versicherungen aller Naturforscher über allem Zweifel erhaben zu sein schien, daß die Kolibris nur von Insekten leben, die sie aus Blütenkelchen holen, so wollte ich darüber aus eigener Erfahrung sprechen können und vertheilte die funfzehn Kolibris in zwei Käfige. In den einen stellte ich ein Glas mit dickem Zuckerwasser, über welches ich dürre Pflanzenstengel legte; in den andern, weit größern Käfig stellte ich eine Vase mit einem Bouquet aus allen möglichen Blumen. Es dauerte keine fünf Minuten, so

flogen die Kolibris in beiden Käfigen auf die Gefäße zu, schwirrten über denselben und senkten ihre langen, weit vorstreckbaren Zungen die einen durch die Grasstengel ins Zuckerwasser, die andern in die Blütenkelche, aus denen sie ohne Zweifel kleine Insekten hervorholten. Während zweier Tage erneuerte ich regelmäßig das Zuckerwasser wie die Blumen, und die kleinen, lieblichen Wesen schienen mit ihrer Nahrung gleich gut zufrieden und sich wohl zu befinden. Am dritten Morgen aber fand ich einen der mit Zuckerwasser ernährten Vögel todt im Käfig und erwartete nun, daß ihm seine Gefährten rasch nachfolgen würden; allein am folgenden Morgen, also dem vierten Tage, waren zwei der mit Insekten gefütterten verschieden, und so ging es nun abwechselnd fort: sie starben sowol im einen wie im andern Käfig, nicht aus Mangel an Nahrung, sondern an Freiheit. Nach ungefähr acht Tagen machte ein sehr heftiger Regenguß, dem die Käfige während meiner Abwesenheit preisgegeben waren, dem Leben der letzten der kleinen Bewohner ein Ende. In den Magen konnte ich bei keinem Speisereste finden. Soviel ich aus dieser Beobachtung, zu deren Wiederholung mir keine Gelegenheit wurde, schließen darf, besteht die Nahrung der Kolibris allerdings aus Insekten, die sie nicht nur aus den Kelchen der Blumen holen, sondern auch von Mauern und Spinnweben ablesen; aber eine wesentliche Zuthat, ja einen nothwendigen Bestandtheil ihrer Nahrung dürfte wol der Honig bilden, den sie aus den Blüten einziehen, und es scheint mir vollkommen mit den weisen Einrichtungen der Natur übereinzustimmen, dem Kolibri eine doppelte Nahrung anzuweisen. Daß sie das gethan hat, wird um so wahrscheinlicher, da der Kolibri in den meisten Fällen das kleine Insekt auf dem Grunde des Kelchs nicht erblicken kann und seine Zunge aufs gerathewohl in dieselben hineintaucht. Da es nun vorkommen könnte, daß er viele derselben absuchen müßte, ohne Thiere zu finden, so scheint ihm die Natur in dem Honig ein Surrogat verliehen zu haben, das so lange seinen Hunger stillt, bis er die kräftigere Nahrung findet. Daß meine Kolibris sich aber wirklich von dem im Käfig befindlichen Zuckerwasser ernährten und

nicht etwa so lange hungerten, geht klar daraus hervor, daß alle kleinen Vögel nur sehr kurze Zeit ohne Nahrung bleiben können, wie z. B. die kleinen Finkenarten bereits nach 24 Stunden dem Hunger erliegen, und niemand wird glauben, daß die viel kleinern Kolibris drei, vier, ja acht Tage ohne Nahrung existiren könnten.

Dennoch scheint es mir nicht unmöglich zu sein, Kolibris lebend nach Europa zu bringen und hier zu erhalten, nur müßte man sich für die Ueberfahrt mit möglichst großen Käfigen aus feinem Draht, oder besser aus Gaze oder Tüll, und vielen Pflanzen in Töpfen versehen, die im Lauf der Seereise zur Blüte kommen und successive in die Käfige gestellt werden müßten. Wo die blühenden Pflanzen nicht ausreichten, würde verdünnter Honig oder dickes Zuckerwasser, in einzelne größere Kelche gegossen, vortrefflich als Aushülfe dienen. Nach der Ankunft bedürfte es zu ihrer Aufnahme eines eigens dazu erbauten, treibhausartigen Pavillon.

Ich hatte ein solches Kolibrihaus für den zoologischen Garten von Marseille entworfen und gedachte das Innere desselben außerdem mit einheimischen und tropischen Schmetterlingen zu bevölkern. Bei dem großen Aufschwung, den die zoologischen Gärten genommen haben, bin ich überzeugt, daß die Idee nicht allzu lange unverwirklicht bleiben wird, da eine Sammlung lebender Kolibris ebenso anziehend für den schaulustigen Laien, als belehrend für den Forscher ist.

Ein Ausflug führte mich nach Mexicalcingo und von da nach Sta.-Anita, wo ich beinahe den Verdruß hatte, mitten in die Chinampas oder schwimmenden Gärten zu gerathen. So freundlich dieselben sich in der Entfernung ansehen, so unangenehm ist es, sich denselben allzu sehr zu nähern und bis an die Knie in den Schlamm einzusinken; noch schlimmer ist es aber, wenn dieses Unglück einem Reiter widerfährt, und ich war wirklich, als mein Pferd bis fast an den Bauch in den reizenden schwimmenden Gärten stak, besorgt, ob und in welchem Zustande ich wieder herauskommen werde.

Als sich ums Jahr 1325 die Azteken auf die Inseln des Tescuco flüchteten und hier von den sie rings umgebenden Feinden sozusagen in Gefangenschaft gehalten wurden, hatten sie großen Mangel an Boden, um ihren Mais und die nothwendigsten Vegetabilien anzubauen. Sie kamen deshalb auf die Idee, schwimmende Gärten zu gründen, die sie folgenderweise ausführten. Zuerst wurden viele leichte Wasserpflanzen zusammengeflochten und mit Baumzweigen durchwebt, sodaß eine Art von Floß entstand. Auf dieses Floß häuften sie den vom Grunde des Sees heraufgeholten Schlamm 1 Fuß hoch und bepflanzten denselben, sobald er einigermaßen abgetrocknet war. Außer dem Mais und den nothwendigsten Culturpflanzen schmückten bald Früchte und liebliche Blumen die Gärten, welche der Eigenthümer bei einem Wechsel der Wohnung im Schlepptau seines Canot über den See mit sich führte. Heutzutage sieht man wol keine beweglichen Chinampas mehr; wenigstens waren alle diejenigen, welche ich sah, feste Beete von länglicher Form und mit 2—3 Fuß breiten Wassergräben umgeben. Bei der meist hohen Temperatur der Luft und der unausgesetzten Feuchtigkeit des schlammigen Bodens ist die Triebkraft dieser Gärten eine außerordentliche; dennoch werden nur wenige Gemüsepflanzen auf ihnen gebaut, und verglichen mit unsern europäischen Gemüsen sind diese zudem mager und wenig schmackhaft, was jedoch mehr von der mangelhaften Cultur als dem Boden und Klima herrührt.

Als ich am Abend von meinen Ausflügen zurückkam, langte fast zu gleicher Zeit die Diligencia von Vera-Cruz an. Vier Reisende stiegen aus und bildeten den Gegenstand eines leisen Geflüsters unter den Umstehenden, das aber, sobald die Reisenden außer dem Bereich der Hörweite waren, zum lauten, unverhohlenen Gespräch ward, aus dem ich die Geschichte der Reiseerlebnisse dieser unglücklichen Familie erfuhr. Die Gesellschaft bestand aus Vater, Mutter und Tochter, nebst dem eben angetrauten Mann der letztern. Bei Rio-Frio war die Diligencia von einer Räuberbande angehalten und ausgeplündert, die Reisenden selbst aber in den

Wald geschleppt und die Männer an Bäume gebunden worden, von wo aus sie zusehen mußten, wie die Räuber an den beiden Frauen die schmachvollsten Unthaten verübten. Man kann sich vorstellen, in welchem physischen und moralischen Zustand die hierauf freigelassene, unglückliche Familie ihre Weiterreise antrat und in Mexico ankam. Solche Vorfälle, welche das Blut in den Adern erstarren machen, sind übrigens nichts Seltenes und bilden in den Tertullas oder Abendgesellschaften häufig den Gegenstand der Unterhaltung.

Bei diesen Tertullas geht es im allgemeinen sehr einfach zu und ohne den bei uns gewohnten Aufwand. Von Zeit zu Zeit wird etwas Zuckerwasser oder Limonade herumgereicht, die Damen rauchen ihre Cigarrittos, und wenn die Unterhaltung stockt, greift man zur Guitarre, bei deren Geklimper ein Lied gesungen, auch wol ein Tänzchen gemacht wird.

Abwechselung bieten diese Gesellschaften sonst keine; doch verdankte ich einer solchen ein artiges Geschenk, um dessentwillen ich ihrer erwähnte. Eine Dame hatte einen kleinen Hund bei sich, der das wunderlieblichste Thier dieser Art war, das ich je gesehen und das man sich nur vorstellen kann. Er gehörte einer dem Staate Chihuahua eigenthümlichen Rasse an. Obgleich längst ausgewachsen, war er nicht größer als eine kleine Hauskatze von vier Wochen; seine Haare waren weich, rehfarben, aber nicht lang, die Füße schlank und kaum dicker als eine Federpose, die Stirn stark hervortretend, die Augen groß und klug. Das kleine Thier besaß eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Intelligenz, sodaß ich den ganzen Abend nicht müde wurde, mich mit ihm abzugeben. Die Anwesenden versicherten, diese Hunde seien in Chihuahua gar nicht selten, lebten dort wild in selbstgegrabenen Höhlen und bellten einzelne Vorübergehende an, bei deren Annäherung sie plötzlich unter der Erde verschwänden. Letzteres mag wol auf einem Irrthum und einer Verwechselung mit dem Prairiehunde (Arctomys ludoviciana) beruhen.

Beim Weggehen machte mir die Dame ein Geschenk mit dem

kleinen Hunde, und da diesmal das Anerbieten wirklich ernst gemeint war, so nahm ich es dankbar an. Auf dem Nachhausewege fand mein Hund in der Brusttasche meines Rocks ganz bequem Platz. Das intelligente Thier gewöhnte sich sehr rasch an mich. Allein meine Hoffnung, eine ganz neue, nie gesehene Hunderasse nach Europa zu bringen, und meine Freude über den Besitz, währte nicht lange, denn schon nach wenigen Tagen war der Hund plötzlich und auf unbegreifliche Weise verschwunden.

XIII.

Die Stiergefechte.

Ich habe es bisher aufgeschoben, von einem Schauspiel zu sprechen, welches in Mexico eine Hauptrolle spielt, nämlich den Stiergefechten. Auch jetzt noch wird es mir schwer, darüber zu schreiben, und zwar nicht sowol deshalb, weil bereits so viel darüber gesprochen, geschrieben und gedruckt wurde und es daher sozusagen unmöglich ist, noch etwas Neues darüber zu sagen — einer Verlegenheit, der ich leicht entgehe, da es überflüssig ist, eine Beschreibung des Schauspiels zu wiederholen, die bereits in jeder Jugendschrift zu finden —, sondern vielmehr deshalb, weil derjenige, welcher die Stiergefechte selbst gesehen hat, ganz anders darüber denkt und urtheilt, als derjenige, der sie nur aus Beschreibungen kennt. Ohne deshalb dieses Volksvergnügen einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen, darf ich es doch nicht ganz unerwähnt lassen. Jeder nichtspanische Leser wird beinahe von mir erwarten, daß ich den von den meisten Schriftstellern ausgestoßenen Schrei des Entsetzens theile und in die vollste Entrüstung und sittliche Empörung über dieses „grausame, allem menschlichen Gefühl Hohn sprechende, barbarische Vergnügen" mit einstimme; aber eben in der Beantwortung der Frage, ob und inwieweit ich diese Entrüstung theile, liegt für mich die Schwierigkeit.

Uebrigens jetzt im Begriff, der mexicanischen Hauptstadt auf vielleicht immer den Rücken zu kehren, kann ich den delicaten Punkt nicht länger unberührt lassen und muß selbst auf die Gefahr hin, für einen Barbaren erklärt zu werden, meine Ansicht über die Stiergefechte unverhohlen aussprechen.

Der Circus, in welchem gegenwärtig in Mexico die Corridas de Torros abgehalten werden, ist ein großes, in seinem Aeußern gefälliges Gebäude auf dem Paseo-Nuevo, welches zwar nur aus Holz, aber in so glücklichen Proportionen ausgeführt ist, daß es dem Platze zur Zierde gereicht. Es nimmt eine Oberfläche von 20695 Quadratvaras ein. Auf der Vorderseite erhebt sich ein zweistöckiges Haus, in welchem sich die Bureaux der Verwaltung, die Kasse und die Stallungen für die Stiere befinden. Außerdem enthält das Gebäude ein Wasserreservoir mit zwei Feuerspritzen, um den Gefahren eines Brandes zu begegnen. An dieses angebaut ist der eigentliche Circus mit Arena. Ersterer hat einen Durchmesser von 98 Varas, von welchen 70 auf die Arena kommen. Sieben Stufenreihen erheben sich terrassenförmig übereinander und sind oben von einem Kreis von 272 Logen eingefaßt, von welchen die Hälfte de sombra, die andere Hälfte de sol, d. h. im Schatten oder der Sonne ausgesetzt sind. Dies ist auch für die übrigen Plätze der einzige Unterschied, auf welchen der Eintrittspreis basirt ist. Während der guten Jahreszeit wird hier an jedem Sonntagsnachmittag ein Volksfest gefeiert, denn Volksvergnügen kann ich die Stiergefechte, so wie ich sie sah, nicht nennen, da der Jubel, der Enthusiasmus, die Bezauberung, welchen sich das Publikum dabei hingibt, mehr als ein gewöhnliches Vergnügen bezeichnet.

In der Hauptstadt lassen diese Schauspiele für den erfahrenen Kenner nichts zu wünschen übrig, und sollen denen in Madrid gleichkommen und sie sogar übertreffen. Noch erfüllt von dem Eindruck der Entrüstung, welche das Los der Stiere und das noch viel traurigere der Pferde beim Stiergefecht in Vera-Cruz in mir erregt hatte, wohnte ich bald nach meiner Ankunft in der Hauptstadt der Corrida de Torros bei.

Mich zwang nicht „die Nothwendigkeit, einen Landsmann zu

begleiten", zum zweiten Besuch, wie Hrn. von Minutoli*), noch „der Mangel an Unterhaltung bis zum Abgang der Eisenbahn" das dritte mal, noch mein Wohlthätigkeitssinn, „weil mit dem Ertrag des Stiergefechts ein Hospital gegründet werden sollte"; noch reizte mich „der Kampf eines Stiers mit einem Eisbären", noch „der berühmte Matador Chiclanero"; — ohne irgendeine Entschuldigung dafür auftischen zu wollen, fehlte ich nach meinem ersten Besuch fortan bei keinem Stiergefecht mehr. Ich ging hin aus Interesse am Schauspiel selbst, und nebenher aus Interesse an dem Schauspiel, welches das Publikum selbst unbewußt für mich aufführte. Trotzdem wage ich mit Bestimmtheit zu behaupten, daß ich weder blutdürstiger noch barbarischer und grausamer bin als die mit wahrem Entsetzen über die Stiergefechte perrorirenden Schriftsteller; allein „wer selbst viel erlebt hat, wird milde im Urtheil über andere und bemüht sich, bevor er verurtheilt, vorsichtig und namentlich den Standpunkt desjenigen zu prüfen, dessen Handlungsweise einer Kritik unterworfen werden soll".

Aus Hrn. von Minutoli's Werk über Spanien sei es mir erlaubt eine Stelle wörtlich zu citiren:

„Als zu Anfang dieses Jahrhunderts die Theilnahme des Publikums an den Corridas, besonders nach dem schrecklichen Tode des beliebten Matadors Francesco Herrera Guillen, abgenommen hatte, lag es in der Absicht der Regierung, diese Vorstellungen ganz aufhören zu lassen. Es erhoben sich damals gewichtige Stimmen zur Rechtfertigung einer solchen Maßregel. Der Adel erklärte sich gegen die Fortsetzung der Stiergefechte und sprach es aus, daß er sich ferner nicht daran betheiligen werde; die Presse nahm Partei gegen die Erneuerung dieser Art von Volksvergnügungen; die Geistlichkeit ließ sich vernehmen, daß sie aus christlicher Pietät die Stierkämpfe verbanne und den darin auf den Tod Verwundeten Beichte, Absolution und christliches Begräbniß versagen werde; der Hof sprach seine entschiedene Abneigung gegen die Wiedereröffnung der Plazas de Toros aus. Allein — die Plazas

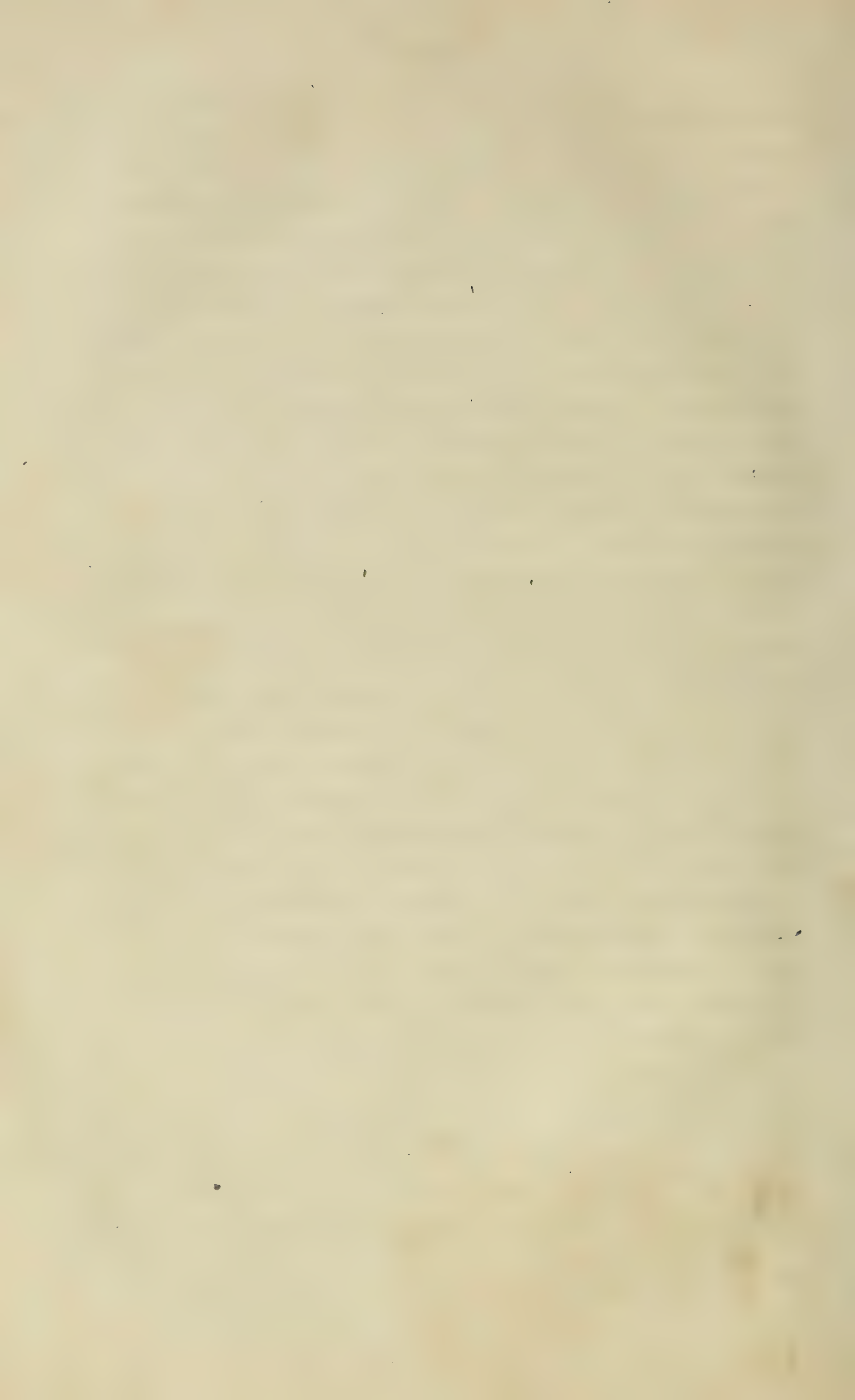
---

*) „Altes und Neues aus Spanien", II, 74.

de Toros wurden dennoch wieder eröffnet; der Hof erschien dabei in vollem Glanze und zahlreich vertreten; die Geistlichkeit hielt es aus christlicher Pietät für angemessener, die angedrohte Versagung der Beichte, Absolution und des christlichen Begräbnisses nicht zur Ausführung zu bringen; die Presse entwickelte einen rasenden Enthusiasmus für dies echt spanische Volksvergnügen, und der Adel gehörte wieder wie früher nicht allein zu den fleißigsten Besuchern der Vorstellungen, sondern betheiligte sich daran durch freiwillige Uebernahme der Rolle der Picadores und bildete, wie früher, Vereine von Dilettanten (Afficionados), in denen der Kampf mit dem Stiere als ritterliches Vergnügen und als eine Kunst wissenschaftlich studirt und geübt ward."

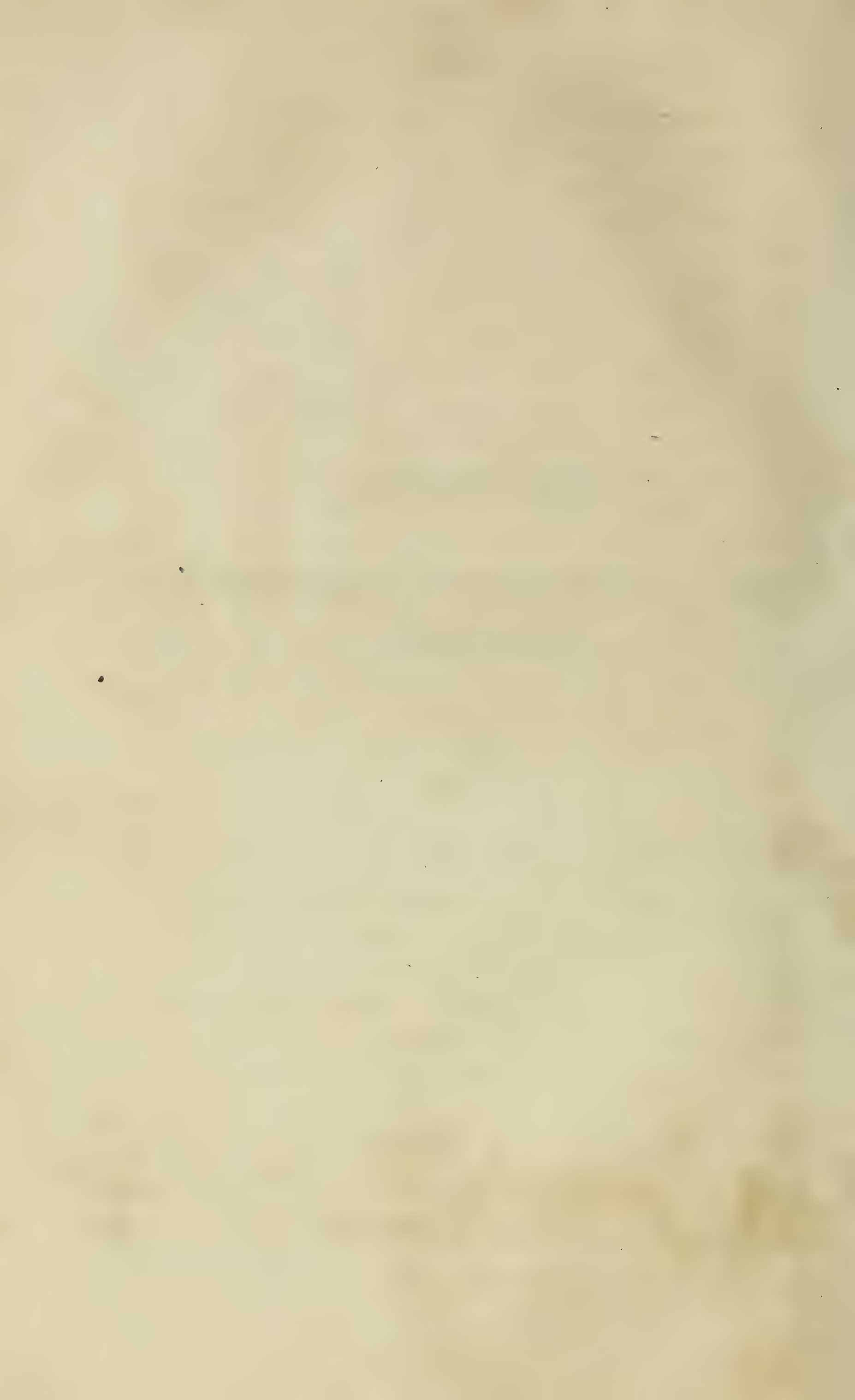
Nationale Gebräuche, welche so tief eingewurzelt sind, wie aus den angeführten Worten Minutoli's hervorgeht, dürfen doch wol nicht mit Einem Worte verdammt und dadurch der Stab über ein ganzes Volk gebrochen werden. Jedenfalls ist aber eine Aburtheilung, wenn man nur die Schattenseiten sieht und hervorhebt, eine einseitige.

Was in Mexico jedenfalls dazu beitragen muß, das Urtheil milder zu stimmen, ist der Umstand, daß hier die grausamen, das Gefühl verletzenden Scenen weit seltener als in Spanien vorkommen; so werden z. B. die verwundeten Pferde sogleich aus der Arena entfernt und, ohne weitere Qualen erdulden zu müssen, rasch getödtet; ebenso erhalten die Stiere sogleich nach der ersten Verwundung durch den Matador den Todesstoß. Die Kämpfe mit Novillos finden nie in der Art statt, daß das junge Thier dabei verwundet wird. Ich glaube somit auch, daß es möglich ist, die Stiergefechte zu besuchen, wenn wir dieselben auch vom moralischen Standpunkt aus verdammen müssen.



Zweite Abtheilung.

Reise nach Cuernavaca, Cacahuamilpa und Tasco.





Auf dem Wege nach Tasco.

I.

Reise nach Tasco.

1. bis 8. Januar 1857.

San-Agustin de las Cuevas; seine Feste und Spielhöllen. Deutsche Rechtlichkeit. Ein mexicanischer Raubritter. Waldbrand. Die Stadt Cuernavaca. José Laborde, der glückliche Bergmann. Der Wasserfall der Barranca von Tlaltenango. Die Buschspinne (Migale avicularia). Die Tigerkatze (Felis pardalis). Der virginische Uhu (Strix Nacuratu Vieill.). Tetecala. Puente de Dios. Tasco. General Alvarez. Mexicanisches Diner. Naives Ballfest.

Im Glauben, einen Ausflug von drei bis vier Tagen zu machen, verließ ich am 1. Januar, nachmittags 2 Uhr, das Hotel

Iturbide und schlug in Begleitung der Herren Sonntag, Moran und Kapitän Couty die Straße nach Tasco ein. Es verlangte mich, dem General Alvarez einen Besuch abzustatten, den die letzte Revolutionswelle seiner ländlichen Zurückgezogenheit entrissen und an die Spitze einer eiligst zusammengerafften Armee gestellt hatte, mit der er soeben in forcirten Märschen bis nach Cuernavaca gekommen war. Außerdem wünschte ich diese Armee selbst zu sehen, weil man mir erzählt hatte, es herrsche in ihren Reihen jene sonderbare Krankheit, die man in Michoacan mit dem Namen Quisicua, in spanischer Sprache el mal de los pintos, benennt, und die auch unter den Indianern der Sonora angetroffen wird. Sie besteht darin, daß die äußere Haut an verschiedenen Stellen und oft in großer Ausdehnung Flecken oder, besser gesagt, Unterlaufungen zeigt, deren Farbe von weiß und hellblau bis ins Dunkelblaue sich abschattirt. Obgleich der Körper der mit diesen Flecken Behafteten gesund und zu allen körperlichen Arbeiten vollständig befähigt bleibt, soll sich das Uebel dennoch durch Berührung und Umgang mittheilen. Gewisser mag es sein, daß es sich von den Aeltern auf die Kinder fortpflanzt, denn die Pintos sind gezwungen, sich untereinander zu verheirathen, da Nicht-Pintos die eheliche Verbindung mit ihnen verschmähen. Die Verachtung veranlaßt sie, sich abzusondern, und im Westen der Republik soll es Dörfer, ja sogar ganze Landschaften geben, welche nur von Pintos bewohnt seien.

Ein plötzliches Unwohlseink des Hrn. Moran veranlaßte mein Geleite zur baldigen Umkehr, worauf ich meine Straße weiter zog und gegen 5 Uhr San-Agustin de las Cuevas, das alte Tlalpam der Azteken, erreichte. Seinen neuen Namen erhielt der Ort von einem dort gegründeten Augustinerkloster, und den unterscheidenden Beinamen de las Cuevas von den in seiner Nähe befindlichen Gebirgsgrotten.

San-Agustin hat eine heitere, sehr angenehme und gegen die Gefahren, welche der Hauptstadt drohen, durchaus gesicherte Lage im Süden des Thals von Mexico. Breite und schattige Alleen, welche an gutbestellten, Mais und Gerste tragenden Fluren vor-

überführen, verbinden es mit den am Fuße des Gebirgs von Ajusco friedlich gelagerten Dörfern. Trotz ihres hohen Alters und dieser vortrefflichen Lage zählt die Stadt kaum 4000 Einwohner, und ein flüchtiger Ueberblick zeigt, daß sie in ihrer Entwickelung Stückwerk geblieben ist, in dem das Vermächtniß der alten sowie die Beiträge der neuesten Zeit durch keine Uebergänge vermittelt werden. So findet man bald noch die alten Erdhütten und Kapellen der Indianer, umrankt von einer blühenden und duftigen, aber ungepflanzten Vegetation, von Blumen und Obstbäumen umgeben, bald dort Villen im modernsten Geschmack, von reizenden, in englischem oder französischem Stil angelegten, künstlichen Gärten umschlossen. Aber, wie gesagt, keine Mitteltinte verwischt diese grellen Farbencontraste, und die prachtvollen Landhäuser selbst sind nicht einmal Boten der Wiederkehr einer bessern Zeit, wie die war, als der Gouverneur Don Lorenzo Zacala den Ort unter seinem alten Namen zum Sitz der Staatsbehörden machte und zur Landeshauptstadt zu erheben beabsichtigte. Damals besaß er ein Hospital, ein Gymnasium und eine Münze; aber er verlor seitdem alle Vortheile seiner Stellung an das benachbarte, besser berathene und rührigere Toluca, und heute wuchert Gras in den Ritzen des Pflasters und Todtenstille herrscht in den öden Straßen.

Nur ein einziges mal in jedem Jahre erschlafft, wie im Märchen, der böse Zauber, der hier Leben und Freude im Banne hält. Aber es ist nicht der sinnige, noch in der Erinnerung wohlthuende Genuß des Lebens, zu dem dann die Bewohner erwachen, sondern wie ein plötzlicher Sturzhauch der Wüste scheint in den Pfingsttagen jedes Jahres ein Geist des Muthwillens über die Hauptstadt hereingebrochen zu sein, um jung und alt, reich und arm, was er fassen und losrütteln kann, wie Staub und Kehricht San-Agustin, diesem Centrum des Verlangens, zuzuwirbeln.

Ich rede von den berühmten Pfingstvergnügungen, den Fiestas de San-Agustin, wie sie der Mexicaner nennt.

Als gälte es, dem auf einen Pfingsttag vorhergesagten Untergange Mexicos zu entgehen, so bedeckt sich beim Grauen des ersten Festtags die Straße nach San-Agustin mit Flüchtigen in Equipagen, Eilwagen,

Droschken, Omnibussen und Karren, auf Maulthieren und Eseln, zu Fuß und zu Roß; denn „San-Agustin!“ war seit acht Tagen die Losung aller Stände, und Pfingsten seit langem der Augenblick, dem die Bewohner dieses Städtchens mit der Sehnsucht entgegensahen, mit welcher die hungerige Bevölkerung Syriens die Ankunft der Wachteln erwartet. Während aber in Mexico der eine seine Pretiosen, der andere einen Theil seines Hausraths, selbst Betten und Kleidungsstücke, dem Pfandhaus, den Juden oder den Trödlern zuträgt, ändert sich zu gleicher Zeit San-Agustins ganze Physiognomie bis zur Unkenntlichkeit: Hütten, Zelte und Buden wachsen wie Pilse aus dem Boden und bedecken Plätze und Straßen der Stadt, die zu klein ist, sie alle zu fassen; ein jedes Haus ist zum Gasthof, zur Restauration oder Kaffeehaus geworden; unter jedem Dache, vom reichsten bis zum ärmsten, steht eine Spielbank vorbereitet, denn Fortuna ist die Göttin, der in diesen Tagen einzig und ausschließlich Opfer gebracht werden. Ueberall ist ihr Altar aufgeschlagen, und Karten und Würfel fordern die Spenden des Reichen wie des Armen. Das nationale Monte, ein unserm deutschen Landsknecht ähnliches Spiel, Roulette, Rouge-et-noir, Trente-et-quarante, alle Karten- und Würfelspiele der Welt sind als Räder in Betrieb gesetzt, eine totale Veränderung im Niveau des Kassenbestands der anwesenden Gäste zu bewirken. In den eleganten Salons der vornehmen Welt versehen die reichsten Bankiers der Hauptstadt durch ihre Stellvertreter den Dienst der Göttin, und der Lepero, dem es nicht möglich war, auch nur eine elende Breterbude zu pachten, hat an einem in den Boden getriebenen Pfahl einen aufgespannten Regenschirm befestigt, und in seine zerlumpte Serape gehüllt, schlägt er stolz die Karten um, oder läßt die Würfel rollen über einem auf vier Steinen ruhenden Bret.

In diesen Tagen leistet Fortuna Wunder. Große Gewinne und große Verluste folgen Schlag auf Schlag. Wenn aber der Leser, der die Spielhöllen von Homburg und Baden-Baden aus eigener Anschauung kennt, glaubt, in San-Agustin ähnliche Anblicke der Verzweiflung zu finden, so irrt er. Der Mexicaner ist zwar der leidenschaftlichste

und verwegenste Spieler der Welt, allein man muß ihm nachsagen, daß er das Unglück, wenn es ihn erreicht, mit bewunderungswürdiger Ruhe und ritterlichem Anstand trägt, daß er ein heiteres Angesicht zu zeigen weiß, auch wenn das Wehe sein Herz zerfleischt.

Nur die Frauen huldigen einer andern Göttin, und während die Männer die Spieltische umstehen, finden sie ihr Vergnügen darin, die Toilette des Tages fünfmal zu wechseln, bis der Ball, der gegen Abend stattfindet, beide Geschlechter zusammenführt, und die höchste Eleganz und Pracht der Damen die Empfindungen der Männer über Gewinn und Verlust übertäubt.

In den meisten Fällen machen die Bankhalter glänzende Geschäfte; doch bleibt in seltenen Fällen das Glück auch dem Spieler treu. Von diesen will ich einen Fall hier wiedererzählen, wie ich ihn aus dem Munde von Augenzeugen vernommen habe.

Am Morgen des ersten Pfingsttages der vierziger Jahre trat der erste Commis des damals schon bedeutenden deutschen Hauses L. — dessen Namen ich verschweige, da ich fürchte, es möchte dem jetzigen Chef der geachteten Firma nicht angenehm sein, ihn zu nennen — zu seinem Principal, der eben im Begriff war sich anzukleiden, mit der Bitte, ihm auf sein rückständiges Gehalt eine Fanega, d. i. eine Summe von 1000 Pesos, auszahlen zu lassen.

„Sehr gern, lieber B.", erwiderte der Principal, „nur bitte ich Sie, sich das Geld selbst zu holen, da der Kassirer nicht anwesend ist. Hier sind die Schlüssel zur Kasse, in welcher Sie Säcke mit abgezählten Piastern finden."

Der junge Mann that wie ihm geheißen, und war kurze Zeit darauf mit seinem Gelde in San-Agustin angekommen, wo er sich das eleganteste unter den Spielhäusern ausersah. Er trat an eine Bank, wo Roulette gespielt und am höchsten pointirt wurde.

„Halten Sie meinen Satz auf Nr. 33?" fragte er den Bankhalter, ihn scharf fixirend und den geschlossenen Geldsack auf den grünen Teppich setzend.

„Con muchisimo gusto, Caballero" („Mit dem größten Vergnügen"), erwiderte der Bankhalter, ohne daß er genau wissen

konnte, was der Sack enthielt; aber ein Mexicaner würde sich schämen, eine Wette zurückzuweisen.

Die Roulette wird gedreht und Nr. 33 hat gewonnen. Eine leichte Blässe überzieht das Antlitz des Bankhalters, denn er glaubte, wie alle Umstehenden, nicht anders, als daß der Sack des jungen B. eine Fanega enthalte, und da der Satz auf diese Nummer fünfunddreißigfach bezahlt werden mußte, so war dies keine kleine Summe. Um jedoch zu controliren, öffnet man den Sack; aber wer beschreibt den Schreck des Bankhalters und das Erstaunen aller Anwesenden, als man sah, daß derselbe nur Gold enthielt, und zwar statt 1000 Thlr. in Silber 1000 Unzen Gold, also im ganzen 16000 Piaster. Ein wahrer Sturm erhob sich im Publikum. Der Erstaunteste aber von allen war der junge B. selbst, der vor Entsetzen nicht sprechen konnte. Der Bankier erklärte, solch eine fabelhafte Summe nicht auszahlen zu können; allein, wie immer bei solchen Gelegenheiten, nahm das Publikum Partei gegen ihn. Man brachte an den Tag, daß nicht er der Eigenthümer der Bank war, sondern ein reiches mexicanisches Haus die Fonds dazu geliefert hatte und folglich auch für die Verluste seines Agenten verbindlich war. Nach langen tumultuarischen Auftritten, welche die ganze Stadt herbeigezogen hatten, wurde durch eine Art Volksjustiz die betreffende Bank verurtheilt, dem Hrn. B. die von ihm rechtlich gewonnene Summe von 560000 Pesos auszuzahlen. Soweit der Vorrath reichte, wurde das Geld baar erlegt und für den Rest Schuldverschreibungen ausgestellt. Reichbeladen und von einer großen Schar von Freunden begleitet, die sich erboten hatten, ihm als Bedeckung zu dienen, kehrte der junge B. nach Mexico zurück.

Schon seit dem Moment seines Gewinns war B. für alle seine Bekannten ein Räthsel geworden. Anstatt die ausgelassene Fröhlichkeit seiner Freunde zu theilen, verharrte er schweigend, ernst und in sich gekehrt; ja, es schien eine tiefe Melancholie sich seiner bemächtigt zu haben.

Zu Hause angekommen, stürzte er in das Zimmer seines Principals. „Hr. L.", rief er außer Athem, „hier bringe ich Ihnen

Ihr Eigenthum; es sind 560000 Piaster, die ich mit Ihrem Geld gewonnen habe."

Die Reihe des Erstaunens war nun an Hrn. L., bis ihm B. auseinandergesetzt hatte, wie er diesen Morgen, seiner Erlaubniß gemäß, aus der Kasse einen Sack genommen habe, der nach seiner Meinung 1000 Piaster enthielt. Erst nach gemachtem Gewinn habe er bei Eröffnung des Sacks zu seinem Schrecken wahrgenommen, daß er 1000 Unzen Gold statt 1000 Thlr. genommen habe. „So wenig wie ich im Stande gewesen wäre, Ihnen den erlittenen Verlust zu ersetzen, ebenso wenig darf ich den gemachten Gewinn behalten."

Gerührt von der Rechtschaffenheit des jungen Mannes, schloß ihn L. in seine Arme.

Drei Tage später wurden in der Hauptstadt zwei Circulare verbreitet. Das erste theilte der kaufmännischen Welt mit, daß Hr. B. in das alte Haus L. als Compagnon eingetreten sei, und die Firma fortan „L. u. B." heiße. Das zweite setzte Freunde und Bekannte von der Verlobung des Fräul. L. mit Hrn. B. in Kenntniß, und lud dieselben zur Hochzeit ein.

Am dritten Tage, gegen Abend, beginnt die Rückwanderung von San-Agustin; aber der Glückliche, der in diesen Tagen einen bedeutenden Gewinn gemacht hat, mag wohl zusehen, wie er ihn nach Hause bringe. Denn trotzdem, daß die Straße von Tlalpam nach Mexico im höchsten Grade belebt ist, so lauern doch zahlreiche Räuber dem glücklichen Spieler auf, den sie sich ausersehen und nicht mehr aus den Augen verloren haben.

Das Gasthaus, in welchem ich die Nacht zugebracht hatte, war verhältnißmäßig gut; denn ein erträgliches Bett, das man mir hier anwies, wird innerhalb des ganzen Gebiets der Republik Mexico dem Reisenden selten zutheil.

Mit dem Schlage der siebenten Stunde verließ ich das Städtchen. Der Morgen war ungewöhnlich kühl; ein frostiger Wind wehte, und eine dichte Dunstmasse lagerte vor der Sonne. Dennoch erhöhte sich meine Stimmung in dem Maße, als die Berge näher rückten und die Vegetation sich fast Schritt für Schritt reicher und üppiger gestaltete.

Allmählich siegte die Sonne über die ihre Strahlen hemmenden Nebel. Der See von Hachicomilco spiegelte die Kirche und das Dorf gleiches Namens, Büsche und Bäume wieder, und solange der Weg an seinen Ufern vorbeiführte, erhielt sich die frohe Laune, in welche eine solche Scenerie den Wanderer stets versetzt, wenn sein Auge offen und sein Herz empfänglich ist für die Reize einer jugendlich frischen Morgenlandschaft. Als ich jedoch gegen 8 Uhr den Fuß des Gebirges erreichte und die Straße aufwärts über Lava und vulkanische Asche führte, aus deren einförmigem, todtem Grau nur hier und da einzelne Gruppen schlanker Palmen wie fruchtbare Wüsteninseln hervorstachen, schwand allmählich die gehobene Stimmung, die erst dann neue Anregung fand, als mich vor dem Dorfe San-Matteo Chalpa der Anblick schöner, von Bäumen und blühenden Anlagen eingefaßter Wege erfreute. Der größte Theil des Dorfs besteht aus Strohhütten mit Verandas oder Recubas von der Art, wie ich sie auf meinen Reisen in Innerafrika allenthalben angetroffen habe. Unter fortwährendem Steigen gelangte ich nach ungefähr einer Stunde zum Dorfe Tabelejo, wo ich die kurze Rast zur Beobachtung des Barometers benutzte, und erreichte um 11 Uhr El Guarda, einige aus Holz gezimmerte Häuschen, die man mir als Haltestelle für die Diligence bezeichnet hatte. Diese Baracken stehen auf dem höchsten Punkte des Wegs und gewähren eine nichts weniger als erfreuliche Rundschau über den Gebirgskamm, dessen Vegetation den Charakter weit größerer Höhen trägt. Ein heftiger Wind schüttelte rauh die Pinien und wühlte den feinen Staub der Straße auf.

Die ausschweifenden Schilderungen von Gefahren, welche auf dieser Straße meiner warten sollten, und haarsträubende Erzählungen von ausgeplünderten und ermordeten Reisenden, durch die man in Mexico versucht hatte, mir Schrecken einzujagen oder wenigstens mich vorsichtig machen wollte, wirkten so viel, daß ich, als die Straße in einen dichten Wald einlenkte, für alle Fälle Vorsichtsmaßregeln zu treffen für gut fand. Noch war ich aber nicht weit auf diesem, von Pinien rechts und links eingeschlossenen, schweigsamen Pfade vorgedrungen, als eiliger Hufschlag zu meinem

Ohre drang und einige Augenblicke darauf ein Reiter erschien und auf mich zuflog. In einer Entfernung von zwei Schritten parirte er sein Pferd und bat mich um Feuer für seine Cigarre. Ein Blick auf den Reiter belehrte mich, mit wem ich es zu thun hatte. Seine Kleidung war reich und elegant, sein Sattelzeug strotzte von Silber, und um sein Pferd konnte ihn jeder Edelmann beneiden; dabei war er bis an die Zähne bewaffnet. Seine Absicht, mich, während ich ihm die brennende Cigarre reichte, niederzuschießen, erkannte ich sogleich. Ohne Zeit zu verlieren, zog ich einen fünfschüssigen Revolver aus dem Halfter, steckte meine Cigarre in den Lauf und reichte sie ihm so hin, daß die Mündung auf seine Brust gerichtet war. Zögernd nahm er die Cigarre, zündete seine Cigarritta an und war genöthigt, die meinige wieder in ihr improvisirtes Etui zu stecken, wobei mein Finger den Drücker nicht verließ. Kaum war dies geschehen, als er sein Pferd mismuthig herumwarf und ohne Abschied davonsprengte.

Ich befand mich jetzt auf der Höhe, und der Weg senkte sich gegen das Thal von Cuernavaca. Zur rechten Seite der Straße quoll durch das Unterholz dichter Rauch, wälzte sich wirbelnd uns entgegen und hüllte uns bald in seine Wolken. Meine Vermuthung eines Waldbrandes ward zur Gewißheit, als ich nach einer Ablenkung von der Straße mich plötzlich dem Herde des Feuers gegenüber befand. Es war ein prachtvoller Anblick! Aus einer der dichtesten Partien wogten lodernde Flammen hervor, huschten blitzschnell die schlanken Stämme hinan, in deren Kronen sie für den Augenblick verschwanden, und schossen gleich darauf als eine knatternde Feuergarbe in die Lüfte. In Sturmeseile schwang sich das entfesselte Element von Wipfel zu Wipfel. Scharen gefiederter Waldbewohner bejammerten mit ohrzerreißendem Geschrei die Verwüstung ihrer Heimat. Dumpf brauste der Wind in der prasselnden Lohe; mit entsetzlichem Krachen barsten die alten, mächtigen Stämme, und glühende Gase schossen zischend aus den Rissen hervor. Mächtige Bäume, die fest und markig den Stürmen von Jahrhunderten Trotz geboten, stürzten dahin und schleuderten die Brandfackel in die Reihe ihrer Brüder. Von panischem Schrecken ergriffen, flohen

die Bewohner des Waldes bald einzeln, bald in Rudeln, die einen so wenig ihrer Stärke wie die andern ihrer Schwäche sich bewußt, so wie sie der Zufall zusammengeführt hatte. Zottige Cojotes, schlanke Rehe, das träge Opossum, Wildschweine, Füchse und Hasen flohen an uns vorüber. Die Hitze, die immer unerträglicher wurde, und der Qualm, der bald wie eine schwere Last zu Boden sank, bald vom Winde hoch in die Wipfel der Bäume getragen wurde, nöthigte auch uns, der Ungeduld unserer Pferde, die unserer Sporen nicht bedurften, nachzugeben und im schnellsten Lauf den Ort des Schreckens zu verlassen.

Nach Verlauf einer Stunde zog der Wald rechts und links sich von der Straße zurück, einigen Hütten Raum gebend, die, sechs an der Zahl, aus Holz und Stroh erbaut, den Rancho von Sacabesco bilden. Wir stiegen ab, in der Hoffnung, unsern quälenden Durst stillen zu können. Man bot uns, als das einzige vorräthige Getränk, Branntwein an, und während ich die Bewohner zu bewegen suchte, in Ermangelung eines Bessern, uns gutes Trinkwasser zu reichen, hörte ich mehrere Reiter vor dem Rancho halten und meinen Namen aussprechen. Der wohlbekannte Klang der Stimmen ließ mich zu meiner Freude die Herren Plumb, Ehlers und Manroß, drei Nordamerikaner, erkennen, die, als sie meiner ansichtig wurden, mich herzlich begrüßten und, über das unerwartete Zusammentreffen vergnügt, die Hand zum Willkommen reichten. Die erste Frage galt dem Ziel der Reise, und da dieses für uns alle dasselbe war, befanden wir uns bald in heiterer Unterhaltung auf der Straße nach Cuernavaca. Vor uns öffnete sich eine prachtvolle Aussicht auf ein weites, fruchtbares Berggelände, das mit reichen Wäldern der verschiedensten Baumarten bewachsen war, und dessen vielfach wechselnde Laubbildung in bunter Mischung alle Nuancen, vom lichten Grün des Orangenbaums bis zur düstern Farbe der Pinien, darbot. Wenige Landschaften mögen in einer verhältnißmäßig so geringen Ausdehnung größern Reichthum an Wechsel und Pracht bieten, und doch trennt nur ein einziger Gebirgszug uns von der traurigen, baumlosen Ebene Mexicos. Aus den Lichtungen der Wälder lachen uns freundliche Weiler und

geräumige Bauten an wie helle Felder auf einem grüngewirkten Teppich, während in der Ebene weitläufige Zuckerrohr-, Kaffee- und Indigopflanzungen, Mais- und Frijolesfelder von dem hohen Reichthum dieses schönsten Thals im Staate Mexico Zeugniß ablegen.

Bald darauf erreichten wir Cuernavaca, welches das freundliche Aeußere der Häuser dem Präfecten verdankt, der mit unnachsichtlicher Strenge darauf hält, daß die Einwohner dieselben sorgfältig und reinlich anstreichen. Trotzdem fiel uns die in dem Städtchen herrschende Stille auf, da wir die Armee des Generals Alvarez hier zu finden vermuthet hatten, der aber, wie wir alsbald erfuhren, mit seiner Soldateska bereits weiter gezogen war. Obwol der Marsch dieses Tags gerade nicht kurz und nicht ohne Beschwerden gewesen, so fühlte ich mich doch von dem heitern Anblick der schmucken Straßen und reinlichen Giebel so angenehm berührt, daß ich, kaum in der Casa de Diligencias angekommen, meinen Reisegefährten einen Spaziergang durch den Ort und in die nächste Umgebung vorschlug. Bevor wir diesen Plan ausführten, eilte ich zum Präfecten, an den ich empfohlen war, um mir einige Notizen über das Interessanteste und Sehenswürdigste zu erbitten. Der Präfect war so freundlich, mir nicht allein für den folgenden Tag seine Begleitung anzubieten, sondern folgte mir auch in unser Absteigequartier, wo meine Begleiter im Begriff waren, unserm freundlichen Wirth in dessen Garten zu folgen. Wir schlossen uns ihnen an, und ein unwillkürlicher Ruf der Bewunderung entfuhr uns beim Anblick der Pracht und Schönheit, mit der er angelegt war. Wir traten in einen Kreis weitschattiger Platanen; ein Marmorbassin umschloß eine herrliche Gruppe tanzender Najaden, über deren Häuptern ein klarer Wasserstrahl hoch in die Lüfte schoß und mit lieblichem Geplätscher in die Schale zurücksank, welche über eine künstlich geschichtete Felsmasse ihren Ueberfluß herabströmen ließ. Blühende Orangen und Citronen, nebst zahlreichen, im Schatten der Aguacates und Cherimollas wachsenden, baumartigen Heliotropen füllten die Luft mit süßem Aroma; die Yuca gloriosa mit ihren riesigen Blütenschaften und silberhellen

Glocken, von Passifloren umschlungen, deren wundervolle, in allen Farben prangende Blüten durch das dunkle Laub blickten, die Cedrella cea (Dicica altissima) mit ihren regelmäßigen, kegelförmigen Kronen, die bunten, mannichfaltigen Tulpengeschlechter, die Rosen und andern Zierpflanzen, welche das weiße Marmorbecken umkränzten, boten dem Auge einen fesselnden Anblick. Platanen wölbten sich über zierlich gepflegte, am Ufer eines kleinen Sees auslaufende Wege, wo unter düstern Cypressen ländliche Sitze zur Ruhe luden, und das Rauschen eines 18 Fuß hohen Wasserfalls, unter ernstblickenden Wassergöttern, um deren Füße breitblätteriges Epheu sich schlang, die aufgeregten Sinne in Schlummer lullte.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen; die ganze Atmosphäre schien neue Frische erlangt zu haben, und Blatt und Blüte schwängerten die Luft mit Balsamdüften. Ich schlug der Gesellschaft vor, so lange wie möglich in diesem Garten zu verweilen, und mein Antrag erhielt die Beistimmung aller. Bald standen in der Nähe des Bassin Tische und Stühle, einige Flaschen Xeres und gute Puros wurden gebracht, und eine gemüthliche Unterhaltung trat an die Stelle der durch die Naturschönheit in zu hohe Sphären gehobenen Stimmung.

„Ich bitte Sie inständig, Caballero", sagte ich zum Präfecten, „auf Befehl welches mächtigen Fürsten entstand dieser feenhafte Garten?"

„Der Gründer dieses Gartens, Señor Baron", erwiderte der Präfect, „war allerdings ein Fürst seiner Gesinnung nach, im übrigen aber ein einfacher und anspruchsloser Mann, José Laborde mit Namen, dessen wunderbare Schicksale die größten Beweise für den Unbestand irdischer Güter bieten."

„Bitte, Herr Präfect, erzählen Sie uns die Geschichte von José Laborde", bestürmten wir ihn, wie aus einem Munde.

„José Laborde", erzählte der Präfect, „stammte aus einer alten Familie des Königreichs Bearn, und war höchst wahrscheinlich ein älterer Verwandter jenes reichen Juan José Laborde, welcher sich für Ludwig XV. von Frankreich beim Hofe zu Madrid im Betrag

von 50 Millionen Livres verbürgte, eine Menge großer und prachtvoller Bauten ausführte, 400000 Francs zur Errichtung von Hospitälern hergab, und trotz aller dieser und anderer Dienste am 18. April des Jahres 1794 auf der Guillotine starb.

„José Laborde's Jünglingsjahre fallen in die Zeit, welche dem Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs vorherging. Er kam als junger Mann nach Mexico, wo sein Oheim bereits heimisch geworden war und die Minen des Landes auszubeuten versuchte. Die Unternehmungen des Onkels scheinen nicht besonders glücklich gewesen zu sein, gewährten aber dem Neffen die Gelegenheit, sich viele und große Kenntnisse des Landes und des Bodens zu sammeln. Der Onkel, mismuthig über die vielen Händel, in welche er mit der Regierung verwickelt wurde, überließ seinem Neffen eine unbedeutende Mine, weil dieser große Erwartungen von ihr hegte, die sich auch verwirklichten. Schon nach einigen Jahren hatten die Verhältnisse des jüngern Laborde sich so günstig gestaltet, daß er ein großes Werk übernehmen konnte. Das Glück schien ihn zu verfolgen, denn die Grube in der Cañada vom Real de Tlapijahua machte ihren Besitzer zu dem reichsten Manne des Landes; aber Laborde trug auch dieses Glück mit jener Seelengröße, die ein Erbtheil seiner hochverdienten Familie zu sein scheint. Die Schätze, welche er dem Schose der Erde abrang, schienen für ihn selbst nur insofern Werth zu haben, als er sich damit die Liebe der Mitwelt und ein dankbares Andenken bei der Nachwelt erkaufen konnte. Er war ein Vater der Armen, gab ungeheuere Summen zu milden Stiftungen, ließ auf seine Kosten herrliche Bauten aufführen und Gärten anlegen, und schenkte 400000 Pesos für den Bau der Kirche in Tasco, die er außerdem reich fundirte und mit Kleinodien von unermeßlichem Werth beschenkte. Er selbst lebte in hohem Grade einfach, sein Glück im Wohlthun, seinen Lohn in der Freude anderer, im Dank der Waisen und im Segen der Witwen suchend. Kurz, er besaß eins jener weichen Gemüther, aus denen selbst der hellste Sonnenschein gegenwärtigen Glücks eine tiefe Wehmuth, eine Ahnung bitterer Tage nicht auslöschen kann. Er gehörte zu jenen Männern, die, Thränen

trocknend, «vorreife Tage künftiger Schmerzen» leben und einhergehen «gebräunt, ehe noch die Sonne brannte».

„Waren es Hindernisse, welche von seiten der Regierung dem Bergbau in den Weg gelegt wurden, waren es unglückliche Vorfälle, wie sie im Bergmannsleben nicht selten sind, genug, das Werk Laborde's gerieth plötzlich in Verfall, und da seine Hände den Segen der Tiefe nur gehoben zu haben schienen, um ihn über die Menschheit auszugießen, so gerieth er in Geldverlegenheiten und endlich gar in große Noth, um so mehr, da seine seit einigen Jahren in Tasco in Betrieb gesetzten Gruben noch fortwährend großer Summen bedurften, ehe an eine Ausbeute zu denken war. Auf eine Unterstützung von seiten der damaligen Regierung war nicht zu rechnen, und vergebens wandte er sich an die Kirche, die er so reichlich bedacht hatte. Schon sah er sich gezwungen, als ein bankrotter Schwindler seine alten Tage, verlassen und gemieden, im Elende zuzubringen, als seine Kinder ihn durch das Opfer ihrer Freiheit, aber ohne sein Wissen, retteten.

„Laborde war lange unverheirathet geblieben, und hatte unter Umständen, welche seine Verheirathung zu einem der schönsten Züge seines Lebens machten, seine Hand der mittellosen Waise eines Freundes gereicht. Diese Gefährtin seines Lebens war damals schon todt, aber sie hatte ihrem Gatten, an dem sie mit Liebe und Bewunderung hinaufgesehen hatte, zwei Kinder geboren, und ihre Liebe auf sie vererbt. Beide beschlossen unter sich, ihrem Vater das höchste Opfer zu bringen, dessen ein Mensch fähig ist, ohne sein Vorwissen und ohne daß er je etwas erfahren sollte, einen Schritt zu thun, schwerer als der Tod. Sohn und Tochter gingen zum Bischof und erklärten, beide die Ordensgelübde ablegen und einem der Klöster in der Diöcese ihr gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen zubringen zu wollen, unter der Bedingung, daß der Bischof ihrem Vater die Gelder vorschieße, welche zur Fortsetzung seiner Arbeiten in den Gruben von Tasco erforderlich wären, die aller Voraussicht nach bald ungeheuere Ausbeute geben würden. Der Bischof willigte ein, wenn die Tochter sofort in ein Kloster ein=

trete, der Sohn aber das Gelübde ablege und bei der ersten Aufforderung das geistliche Gewand anzulegen sich verpflichte.

„Als diese Angelegenheit geordnet war, bat die blühende Jungfrau, anscheinend unbeeinflußt, den Vater, ihr den Eintritt ins Kloster zu gestatten. Laborde sah mit Wehmuth sein Kind und seine Armuth, schloß sie zum letzten mal, wie er glaubte, in seine Arme und erlag fast der Verzweiflung. Aber siehe da, noch am Abend desselben Tags erschien der Bischof in seiner Wohnung, tröstete ihn, und brachte ihm eine mit Diamanten und vielen andern kostbaren Steinen geschmückte, goldene Sonne aus dem Tabernakel der Kirche in Tasco, die der Arme in bessern Tagen ihr zum Geschenk gemacht hatte. Mit den darauf geliehenen und andern Geldern bestritt Laborde die Fortsetzung der bereits eingestellten Arbeiten, und erlangte in kurzer Zeit die Genugthuung, auf die er gerechnet hatte.

„Die nächsten zehn Jahre sind für die Geschichte des Bergwesens in Mexico epochemachend, denn die Silbergewinnung stieg während derselben, trotz der Schutzlosigkeit der Gewerke von seiten der Regierung, auf eine Höhe, welche sie bis heute nicht mehr zu erreichen vermochte. In dieser Zeit schöpfte Laborde unermeßliche Reichthümer, sodaß ihm ein Vermögen von mindestens 35 Millionen nachgerechnet wurde. Allein Laborde's Kasse glich dem Meeresbecken, das von allen Strömen doch nicht voller wird, weil es in Thau und Regen zurückgibt, was es von jenen empfängt. Auch jetzt noch kam es nicht selten vor, daß er durch seine allzeit offene Hand in drückende Verlegenheiten gerieth. So bat ihn eines Tags ein fremder Kaufmann um einen Vorschuß von 30000 Pesos, die er nothwendig brauchte, um sich gegen seine Gläubiger zu behaupten, die den Verlust eines Schiffs, welches von den Engländern weggenommen worden war, zu seinem Sturz zu benutzen dachten. Dieser Fremde war der Sohn eines Mannes, der Laborde's Onkel verschiedenemal Vorschüsse geleistet hatte. Laborde befahl seinem Buchhalter, die Summe auszuzahlen. Dieser erinnerte ihn, daß er nur noch gerade so viel baar in Kasse habe, und am nächsten Samstag in diesem Betrag Arbeitslöhne zahlen müsse, ohne mit

Sicherheit bis dahin auf Einnahmen rechnen zu können. Dennoch blieb Laborde dabei, und als der Buchhalter ihm zu Füßen fiel und mit Thränen in den Augen ihn beschwor, sich nicht in Schande und Armuth zu stürzen, hob er ihn mit den Worten auf: «Zahlen Sie; Gott wird mir beides ersparen.» Diese Geschichte verbreitete sich, und die Neider frohlockten, noch einmal den Mann, dessen Seelengröße ihnen so verhaßt war als sein Glück, hochnasig behandeln zu können. Es wurde Freitag; die Sonne neigte sich, und noch war es dem Geängsteten nicht gelungen, die zur Auszahlung der Löhne am folgenden Tag nöthige Summe einzuziehen. Die Freunde zitterten, und mancher Arme, manche Waise beteten für ihn, wie für ihren Vater, während die Arbeiter murrten und zu verstehen gaben, daß sie die Arbeit würden liegen lassen, falls sie nicht pünktlich ihren Lohn empfingen.

„Da, mit Einbruch der Dunkelheit, stieg ein langer Zug schwerbeladener Maulthiere, von unbekannten Treibern geführt, von den Bergen nieder, zog in Tasco ein und hielt vor Laborde's Wohnung. Sie führten 100000 Pesos in gemünztem Gelde, und waren an Laborde adressirt. Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde die Stadt, drang in die Tiefen der Erde zum Ohr des Hauers, und lauter Jubel tönte in den Schachten. Diejenigen, welche am lautesten gemurrt hatten, breiteten die Kunde am geschäftigsten aus; unter den Armen aber, die für ihn gebetet hatten, hieß es, die Engel des Himmels hätten Laborde gerettet und in Menschengestalt den Schatz ihm zugeführt.

„Laborde erreichte ein Alter von fast hundert Jahren. In der letzten Zeit seines Lebens bewohnte er ein Haus, das an diesen Garten stieß. Man vermuthet, daß er in der Folge das Opfer geargwohnt habe, welches seine Kinder ihm gebracht hatten, und daß der Schmerz über die theuer erkauften Schätze ihm deren Genuß so verbittert habe, daß er nur im Wohlthun Ruhe finden konnte. Er starb, wie es von den Patriarchen heißt, alt und lebenssatt, in den Armen seiner geliebten Tochter, welcher es gestattet worden war, den Vater während der letzten Jahre zu pflegen. Unter den Bäumen dieses Gartens sah man oft Vater und

Tochter umherwandeln oder auf dem Rasen ausruhen. Da es aber den meisten unbekannt war, daß Laborde eine Tochter hatte, so gab der trauliche Umgang beider zu mancher Sage Veranlassung und unter andern auch zu der Erzählung, Laborde sei in der letzten Zeit seines Lebens durch Ammen ernährt worden."

Ein geraumer Theil der Nacht war unter diesen Gesprächen verstrichen, und die Kühle mahnte uns, unsere Betten zu suchen.

Mit dem frühesten Morgen verließen wir das Lager. Wir durchkletterten zwei Barrancas, bis wir in die von Tlaltenango, auch Barranca Onda genannt, kamen. Ein kleiner Fluß ohne Namen, der in dem Tags zuvor überschrittenen Gebirgskamm bei Sta.-Maria entspringt, bildet hier einen wundervoll prächtigen Wasserfall. Die Masse des Wassers, welche hier in einen 180 Fuß tiefen Kessel stürzt, ist zwar nicht groß, allein vollkommen hinreichend, eins der prachtvollsten Bilder zu schaffen, die ich je gesehen habe. Unter einem Winkel von 70 Grad übereinandergeschichtete Basaltsäulen bilden die Wände der Schlucht, die durch die Beimischung von Kalk einen grauröthlichen Anstrich zeigt. Palmen, Bananen, Dragontien und baumartige Farrn, von mannsdicken Schlingpflanzen verflochten und durchwebt, bilden ein Dickicht, welches wir mit Hülfe unserer Machetes durchhauen mußten, um uns einen Weg zu der Höhle hinter dem Wasserfall zu bahnen. Dem üppigen Pflanzenwuchs entsprechend war das reiche Thierleben, welches wir antrafen; unzählige Reptilien aller Art scheuchte unser Fuß aus ihrer behaglichen Ruhe; zahlreiche Schlangen erhoben verwundert ihre Häupter und verschwanden blitzschnell unter dem Gebüsch, und Skorpionen, bis zu einer Größe von 5 Zoll, erhoben drohend ihre Stacheln zum Stich. Im Innern der Höhle fanden wir die große Buschspinne Mygale (Theraphosa avicularia), die so übelberüchtigt und der Gegenstand so vieler Fabeln der Zoologie ist. Ehemals glaubte man, daß sie die Kolibris angreife und als deren Siegerin aufzufressen pflege, und doch ist sie nur ein sehr ängstliches, harmloses Nachtthier, dem ein kleiner Schmetterling, der in ihrem Garne zappelt, schon Furcht einjagt, und das nur von den kleinsten und weichsten Insekten lebt.

Ihr Anblick aber ist grauenerregend, denn sie erreicht eine Größe von 1½ Zoll, und mißt mit ausgestreckten Beinen bis zu 6 Zoll. Der Leib ist mit langen Haaren besetzt und braun von Farbe; die Füße sind rostroth. Ihr Biß ist zwar weder giftig noch tödlich, auch beißt sie nie ungereizt; aber er verursacht nicht unbedeutende Schmerzen. Zu den unangenehmsten Gefühlen gehört es, nach meiner Erfahrung, wenn ein solches Thier bei Nacht einem über das Gesicht oder den bloßen Leib läuft. Ihr Netz besteht aus 1½—2 Zoll weiten, musselinartigen Röhren, die sich am Ende zu einem Sack erweitern, in welchem sie ihre Jungen, sechzig bis hundert Stück an der Zahl, beherbergt. Diese Nester legt sie in Felsenspalten oder hohlen Bäumen an, und der Schlauch ist zuweilen 2 Fuß lang.

Auf dem Rückweg war ich so glücklich, eine prachtvolle Tigerkatze (Felis pardalis) zu erlegen, die von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 3½ Fuß maß. Sie ist eine der schönsten Katzen, die es gibt, und gleicht in Farbe und Zeichnung ihren Verwandten, dem Panther, Leoparden und Jaguar. Der Grund des Fells ist gelblich, nach unten weißlichgrau; die mehr oder weniger regelmäßigen, in die Länge gezogenen, röthlichbraunen Flecken sind entweder dunkelbraun, selbst schwarz eingefaßt, oder auch einfarbig und dann dunkelbraun. Die Schwanzspitze ist auf 4—5 Zoll Länge tiefschwarz, mit weißen Ringen. Der Name Ozelot kommt ihr allein zu. Die genauere Beschreibung derselben ist bereits vom Prinzen Wied und andern veröffentlicht, die Kenntniß des Thieres aber nicht wesentlich dadurch vermehrt worden, da diese Katzen in Größe, Farbe und Zeichnung sehr variiren. Im Verlauf meiner Reise habe ich mehr als ein Dutzend Exemplare dieser Species theils erlegt, theils im Besitz von andern zu untersuchen Gelegenheit gehabt, allein wol nicht zwei ganz gleiche darunter gefunden, und bin deshalb geneigt, zu glauben, daß man mit der Unterscheidung der verschiedenen Species Ozelot zu weit gegangen ist. Der Ozelot lebt paarweise und geht nur nachts auf Beute aus, wozu er kleinere Säugethiere und am liebsten hühnerartige Vögel wählt. Er ist deshalb den Hühnerställen sehr gefährlich, wird

jedoch leicht gefangen und kann wie eine Hauskatze gezähmt werden.

Nach 9 Uhr bestiegen wir wieder unsere Pferde und schlugen den Weg nach Tetecala ein. Die Gegend ist bergig und im allgemeinen abfallend. Um 1 Uhr erreichten wir den kleinen Fluß, dessen Wasserfall wir am Morgen bewundert hatten. Nach kurzer Rast in dem am Ufer des Flusses gelegenen Rancho von Colotepec, wo wir ein Mittagsmahl, bestehend aus Tortillas, Rohzucker und einem Glas Aguardiente, einnahmen, durchzogen wir eine mit Zuckerrohr bebaute Gegend und erreichten eine kleine Hochebene, die einen ungewöhnlichen Reichthum an Vögeln besaß. Auf einem einzelnen Baum erblickte ich eine große, schöne, unserm europäischen Uhu ähnliche Eule; ich näherte mich dem Baum und schoß den Vogel. Beim Herabfallen blieb er in den Zweigen hängen, und als ich versuchte durch Steinwürfe ihn los zu machen, erhob sich, dadurch aufgescheucht, ein zweiter Vogel derselben Art. Ich vermuthete, daß auf dem Baum das Nest sich befinde, kletterte hinauf, warf den getödteten Vogel hinab und nahm zwei Eier aus dem Horst. Diese Eule (Strix Nacurutu Vieill. und wahrscheinlich identisch mit Strix Virginiana L.) gleicht in der Gestalt unserm europäischen Uhu, steht ihm jedoch an Größe bedeutend nach. Ihre Farbe ist im allgemeinen ein graues Braun mit Weiß und Rostgelb gemischt; jede Feder hat eine dunkle Spitze und zackige Querzeichnung; Kinn, Kehle und Oberhals sind weiß; die Länge vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt 1½ Fuß, die Breite 4 Fuß. Der Horst befand sich 25 Fuß von der Erde, frei zwischen den Zweigen, aus Reisern erbaut, nicht ausgefüttert, nur 1 Fuß im äußern Durchmesser haltend, und trug zwei Eier, wie oben erwähnt. Diese sind rundlich, ganz weiß, mit schwachem Glanz, und waren bereits angebrütet, woraus hervorgeht, daß der mexicanische Uhu schon im December brütet.

Außerdem schoß ich noch zwei Exemplare des rostrothen Bussart (Falco bussarellus), sowie den schwarzscheiteligen Caracara (Falco brasiliensis L.).

Um 4 Uhr gelangten wir zu der Hacienda von Miacatlan, wo

wir in einer Tienda Brot, Käse und Limonade fanden. Solange der Reisende solche Vorräthe noch antrifft, mag er sich glücklich schätzen; denn nur zu häufig kommt es vor, daß er gar nichts vorfindet und den bittersten Hunger leiden muß, wenn er keine eigenen Lebensmittel mit sich führt. In dem unwirthbaren Süden der Republik findet der Reisende zuweilen tagelang nichts Genießbares, und eine Tasse schwarzen Kaffees am Morgen, eine Tasse Thee ohne Milch und Zucker für den Abend ist alles, was sein Leben fristet. Wie es unter solchen Umständen mit der heitern Stimmung und den Studien beschaffen ist, kann sich der Leser leicht denken, und wenn das lateinische Sprichwort sagt: Plenus venter non studet libenter, so kann ich aus eigener Erfahrung versichern, daß vacuus venter abhorret studia.

Um 6 Uhr abends ritten wir in Tetecala ein. Es ist eine kleine Stadt von ungefähr 3500 Einwohnern, mit unbedeutender Manufactur, aber unter einem Klima gelegen, welches die schönsten Naturproducte jeder Art erzeugt. Ich war an Don Rodriguez, den Kaufmann des Orts, empfohlen, und durfte mir dies für ein großes Glück anrechnen; denn in diesen kleinen Orten sind der Krämer und der Cura die ersten Personen, und ein leidliches Unterkommen ist nur unter ihrem Dach zu finden.

Don Rodriguez war ein lebhafter, kleiner Mann von spanischer Abkunft. Als ich ihn nach der Stellung des Generals Alvarez fragte, vernahm ich, daß er am Morgen auch Tetecala schon wieder verlassen und mit seinen Truppen den Weg nach Tasco eingeschlagen habe.

Des andern Morgens brachen wir um 6 Uhr von Tetecala auf. Wir durchritten einen belaubten Bogengang, der den Einwohnern als Paseo oder Promenade dient. Die vielen Blüten und Früchte, welche Baum und Strauch bedeckten, gewährten einen lieblichen Anblick. Um so größer war der Contrast, als wir jenseit eines kleinen Flusses ein sogenanntes Pedregal oder Steinfeld betraten. Ein höchst beschwerlicher Weg führte während einer Stunde bergan und dann ebenso lange bergab. Die armen Pferde mußten mit unsaglicher Anstrengung über loses, unter jedem Tritt

nachgebendes Steingeröll klettern. Wie sich später herausstellte, führte ein guter und bequemer Weg um den Fuß des Berges herum, den aber unser Führer vermieden hatte, weil er ihm länger vorkam. Der Mensch hatte offenbar zu unserm und unserer armen Pferde Misgeschick noch nicht in Erfahrung gebracht, daß der Henkel des Eimers gleichlang ist, mag er stehen oder liegen. Jenseit des schauerlichen Pedregals gelangten wir in eine weite Prairie, die vollständig den Charakter der Steppen im Westen der Vereinigten Staaten trug. Hier wuchs in großer Anzahl der sogenannte Calebassenbaum, aus dessen Früchten die Mexicaner Schalen, Becher und verschiedene andere Gefäße verfertigen, die sie durch geschmackvolle und künstliche Schnitzerei auf der Außenseite zu schmücken verstehen. Der Baum bietet ein höchst merkwürdiges Ansehen dar, denn er ist blattlos, und die großen Früchte scheinen ohne Stiel direct aus dem Stamm oder den dicken Aesten hervorzuwachsen.

Wir passirten das kleine Indianerdorf Michapa, und kamen nach einem langen und beschwerlichen Ritt bergauf bergab gegen 10 Uhr in das Dorf Cacahuamilpa, in dessen Nähe die berühmte Höhle gleiches Namens sich befindet. Uns that vor allem ein Frühstück noth; allein im ganzen Dorf war nichts zu finden. Eine gutmüthige, alte Indianerin dauerte unsere Noth, und sie versprach, jedem von uns eine kleine Tasse Chocolade und eine Orange verschaffen zu wollen. Von Brot, Eier, Fleisch, wonach wir fragten, konnte keine Rede sein. So begnügten wir uns mit einem Frühstück, das für Reisende, die bereits sechs mühevolle Wegstunden zurückgelegt hatten, mehr als dürftig war, hoch erfreut, daß wenigstens für unsere Pferde ein Arm voll frisches Maisstroh übrig war. Während der Bereitung des Frühstücks las ich meinen Barometer und Thermometer ab, und bestimmte daraus die absolute Höhe von Cuernavaca.

Nach kurzer Rast brachen wir auf, durchritten die Barranca, in welcher die berühmte Höhle ihren Eingang hat, erstiegen auf einem steilen und steinigen Pfade die gegenüberliegende Wand und passirten einen Bergrücken, unter welchem zwei kleine Flüsse sich durch-

gebrochen haben, die ihm die Gestalt einer Brücke mit zwei Bogen gaben. Er führt daher den Namen Puente de Dios. Zur Linken des Weges zieht ein mehr als 100 Fuß tiefer Kessel die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Man könnte ihn beim ersten Anblick für einen Krater halten, allein die Schichtung des Gesteins überzeugte mich, daß die Vertiefung nur durch Einsturz einer darunter befindlichen Kalksteinhöhle entstanden ist. Von hier aus wurde unser Weg der schlechteste und halsbrechendste, den ich noch gesehen habe. Auf der einen Seite erheben sich die senkrechten Wände der Felsen, denen er mit Mühe abgewonnen ist, während auf der andern Seite der Abgrund bodenlos erscheint. Lose Steinblöcke oder schräg abfallende, glatte Felsplatten machen diesen oft nur 2 Fuß breiten Steg äußerst gefährlich und blos für mexicanische Pferde oder Maulthiere passirbar.

In Cacahuamilpa hatte man uns versichert, das Dorf Aquitlapan sei nur zwei Stunden entfernt; aber bereits vier Stunden hatte uns die glühende Sonne der Tropen geröstet, als wir endlich das elende Dörfchen auf der Höhe erreichten. In einem solchen Neste ein Wirthshaus oder auch nur ein Meson zu finden, fällt dem Reisenden nicht ein; er fragt deshalb sogleich nach der Tienda, in der Hoffnung, wenigstens Brot, Zucker, Branntwein u. dgl. anzutreffen; allein auch diese Hoffnung war eitel: weder Brot, noch Käse, noch Zucker, noch Essig, noch Branntwein, noch Mais, nichts Genießbares war aufzutreiben. General Alvarez mit seinen Soldaten war am vorigen Tage und selbst noch am heutigen Morgen durchgezogen und hatte alles bis auf die letzte Spur aufgezehrt. Wir mußten uns entschließen, mit einem Trunk Wasser uns zu begnügen; aber auch das war trübe und von ekelhaftem Geschmack.

Wenig erquickt zogen wir die gepflasterte Straße nach Acamistla. Der menschenfreundliche Spanier, der vor etwa hundert Jahren auf eigene Kosten diesen Pflasterweg baute, mag es gut mit Reisenden, wie wir, gemeint haben; aber nachdem sein Werk von seinen Nachkommen ohne Pflege blieb, bildet seine Schöpfung das abscheulichste Verkehrsmittel, das ich je angetroffen habe. Eine Stunde lang dauerte von neuem das Klettern; dann hatten wir

die Höhe erreicht und das Rutschen begann. Die armen Pferde, welche bei jedem Tritt auf den heißen, runden und glatten Steinen ausglitten, duldeten Höllenqualen.

Acamistla, obgleich etwas größer als Aquitlapan, befand sich in demselben geplünderten Zustande, sodaß wir auch hier nichts als einen Trunk Wasser erhalten konnten. Dabei verwirklichte sich unsere Hoffnung eines bessern Weges nicht. Wir kamen bald abermals in die Berge, hatten aber doch den Trost, noch ehe es völlig dunkel ward, Tasco in der Ferne zu erblicken. Trotz der scheinbaren Nähe verlängerte sich die Entfernung durch die zahlreichen Windungen der Straße und die Barrancas, Berge und Thäler, die wir überschreiten mußten. Erschöpft und aufgerieben ritten wir um 9 Uhr in Tasco ein. Unsere ganze Nahrung während dieses Tages hatte, wie sich der Leser erinnern wird, in einer Tasse Chocolade bestanden, und in der von Soldaten überfüllten Stadt war es an diesem Abend unmöglich, etwas anderes als ein Stück Brot und kalte Frijoles aufzutreiben. Diese mundeten gleichwol vortrefflich, und nach einem vergeblichen Versuch, etwas Stroh zur Unterlage zu unterhalten, waren wir sehr zufrieden, die müden Glieder wenigstens auf dem nackten Steinboden des Hauses ausstrecken zu können.

Das Städtchen liegt reizend auf der Abdachung des Gebirges. Man kann sich kaum ein lieblicheres Bild denken als diese, von Orangen- und Citronenbäumen, zwischen welchen sich hier und da die riesigen Blätter der Bananen durchdrängen, umgebenen Häuser und Häuschen. Anonen, Cheremoyas, Aguacades und zahlreiche andere Bäume, Passifloren, mit Blüten und Früchten bedeckt, vermehren die Anmuth der Vegetation, aus welcher hier und da ein stolzeres Gebäude im mauro-hispanischen Stil die andern Wohnungen überragt, während hohe, zackige Berge die liebliche Landschaft umrahmen. Bei einem solchen Anblick schwindet selbst das Andenken an überstandene Mühe und Leiden aus dem Geiste.

Tasco ist als ältester Bergwerksort in Mexico hoch berühmt, aber durch den Verfall seiner Gruben hat es seine Bedeutung größtentheils verloren. Die Zahl seiner Einwohner konnte ich nicht

ermitteln, schätze sie aber auf 4000. Die Straßen sind bergig, schlecht gepflastert und enge, waren aber momentan sehr belebt durch die vielen Soldaten, welche zur Armee des General Alvarez gehörten.

Ein buntscheckigeres Bild, aber auch elendere Soldatengestalten kann man sich nicht vorstellen. Die armen Kerle sahen aus, als ob sie an allem andern ebenso sehr Mangel litten als an regelmäßiger Bewaffnung und Uniformirung. Ein jeder scheint angezogen zu haben, was er gerade finden konnte. Der eine blähte sich, stolz in einen Soldatenmantel gehüllt, die Muskete in der trotzigen Hand; der andere schlotterte in kurzen, baumwollenen Hosen und Hemde, über welches er eine Patronentasche und einen Säbel gehängt hatte; die meisten trugen Filz= oder Strohhüte, einige wenige stolzirten unter einem Käppi oder Tschako. Die übrigens braven und äußerst genügsamen Krieger erinnerten an die Soldatenspiele unserer Jugend, bei denen jeder sich so militärisch aufputzte, als es die letzte Weihnachten gestattete. Einen tragikomischen Anblick gewährte deshalb zu jener Zeit der Marktplatz von Tasco, welchen zahlreiche Gruppen der Armee des Generals Alvarez erfüllten und eine bunte Staffage zu dem übrigen Bilde abgeben. Die linke Seite des Markts schließt die von José Laborde im hispanischen Stil ausgeführte Kirche. Ihr Inneres ist überreich geschmückt. Ein massiv=silberner Altar, mehrere gute Gemälde, eine aufs reichste ausgestattete Sakristei, sowie die überall mit verschwenderischer Pracht ausgeführten Vergoldungen bezeugen noch heute die Freigebigkeit des Erbauers.

Vor 12 Uhr machte ich dem General Alvarez, welcher der wirkliche Präsident der Republik war, meinen Besuch in seinem Hauptquartier. Er zählte damals 67 Jahre, ein kräftig und freundlich aussehender Mann. Sowol der Hof als alle Gänge des Hauses, welches er bewohnte, wimmelten von Soldaten, unter welchen sich weder Offiziere noch Gemeine erkennen ließen. Als ich mich beim General anmelden lassen wollte, bat man mich, ungenirt einzutreten. Der General saß in weißen, indianischen Beinkleidern und weißer Jacke in einer Art Fauteuil. Bei meinem Anblick erhob er sich, reichte mir freundlich die Hand und bat mich, Platz zu nehmen, was jedoch erst möglich wurde, nachdem die im Zimmer an=

wesenden Soldaten einen Stuhl für mich herbeigeschafft hatten. Ich überreichte ihm nun mein Empfehlungsschreiben, und nachdem er dasselbe durchflogen, erhob er sich und umarmte mich nach alt-mexicanischer Sitte. Nach einigen Fragen, betreffend den Zweck meiner Reisen, und den Versicherungen seiner Dienstbereitwilligkeit, bat er mich um die Erlaubniß, noch einige dringende Geschäfte absolviren zu dürfen. Ich wollte mich deshalb zurückziehen, allein er gestattete dies nicht, und kündigte mir so kategorisch an, ich müsse sein Mittagessen mit ihm theilen, daß ich es nicht abschlagen konnte. Die mir angebotene Cigarre rauchend, sah ich dem Geschäftsgang zu. Schreiber brachten ausgefertigte Befehle zum Unterzeichnen; Offiziere statteten Rapporte ab und empfingen weitere Ordres; Soldaten kamen und fragten scheinbar unbedeutende Dinge, wie kleine Jungen zum Papa kommen. Das meiste wurde in indianischen Idiomen verhandelt, sodaß ich nichts davon verstand; aber alle Antworten und Befehle, welche der General gab, geschahen in so sanftem, väterlichem Tone, daß das rein patriarchalische Verhältniß zu seinen Untergebenen nicht zu verkennen war.

Mit dem Schlage 12 Uhr trat der Sohn des Generals, Don Diego Alvarez, Gouverneur von Guerero, ein, küßte dem Vater ehrerbietig die Hand und blieb in respectvollster Haltung vor ihm stehen. Nachdem uns der Vater gegenseitig miteinander bekannt gemacht hatte, wurde Ordre zum Diner gegeben. Die Thüren wurden geschlossen, von dem kleinen Tisch des Generals die vorräthigen Papiere weggeräumt, einige alte Stühle für Don Diego und drei Offiziere herbeigeholt. Ein Soldat brachte auf einer Platte einen Berg Tortillas, ein anderer eine Schüssel, in der ein getheiltes Huhn in einer von Chile starrenden Sauce schwamm, und darauf kleingeschnittenes Fleisch, in derselben Sauce servirt.

Endlich wurden zwei Gerichte vorzüglich schmeckender und ganz frischer Seefische aufgetragen. Ich sprach dem General meine Verwunderung darüber aus, in einem so heißen Klima und so weit vom Meer entfernt, trotz des Mangels einer regelmäßigen Verbindung, Fische, wie diese, in ganz frischem Zustand zu sehen. Alle

Anwesenden lächelten und sahen ihren Patriarchen gutmüthig an, ihm die Erklärung anheimgebend.

„Sehen Sie", sagte dieser, „meine Kinder verwöhnen mich und sorgen stets, daß ich etwas Seltenes auf meinen Tisch bekomme, müßten sie es auch im äußersten Winkel des Landes holen. Sie fragen, wie sie das anfangen? Vom Meer an bis zu mir besteht fort und fort eine Postenlinie aus meinen indianischen Kindern; alle 5 Leguas steht ein Mann; sobald nun die Fische im Meer gefangen sind, bringt sie der erste in Sturmeseile dem zweiten, der schon bereit steht und das Packet an den dritten befördert; der dritte reicht es dem vierten u. s. f., bis es zu mir gelangt. Da diese Leute bergauf bergab immer die geradeste Linie innehalten, so erreichen mich Botschaften oder Packete aus weiter Ferne in unglaublich kurzer Zeit, und Sie begreifen, daß, wenn wir auch keine regelmäßige Fahrpost haben, meine indianischen Schnelläufer mehr leisten, als irgendsolche in einem Lande ohne Wege zu Stande bringen kann."

Der General hatte vollkommen recht, und ich erinnerte mich, daß bereits die alten Kaiser von Anahuac nach allen Richtungen des Reichs hin solche Schnelläuferlinien unterhielten, die ihnen zum Theil mehr leisteten, als Telegraphen und kostspielige Eisenbahnen in diesem Lande je vermögen werden. Zum Schluß des Mahls erschienen die nie fehlenden Frijoles und Dulzes oder eingemachten Früchte; das Wasser wurde herumgereicht; die Herren zündeten ihre Cigarren an, und jeder zog sich zur Siesta zurück. Ehe ich dem Beispiel der andern folgen konnte, erhielt ich von Don Diego die Einladung zu einem Ball, den die Stadt an diesem Abend zu Ehren seines Vaters gab.

In dieser Weise wird es bei allen Mahlzeiten in Mexico gehalten, und es bleiben mir nur noch einige Bemerkungen übrig:

Chile ist, wie Salz, das stereotype Gewürz aller Speisen. Messer werden an einer mexicanischen Tafel nicht vermißt, da das Fleisch in hinreichend kleine Stücke zerschnitten aufgetragen wird. Statt der Gabel dient ein Spaten, den man sich aus einem Stück Tortilla bereitet und mit verspeist. So ist einmal des Landes

Brauch und — ländlich, sittlich! Eine Unsitte aber, wie sie in der Türkei, Kleinasien, Arabien, Aegypten und andern Ländern des Islam Gebrauch ist, bleibt es, daß der Gast beim Aufstehen vom Mahl, des Anstandes wegen, dem Wirth durch lautes Aufstoßen versichern muß, daß er gut und viel gegessen habe. Gleichwol verlangt es so der gute Ton in Mexico.

Ich war von der Hauptstadt abgereist ohne auch nur einen Anzug zum Wechseln mitzunehmen. Meine Balltoilette machte mir daher große, wenn auch, wie sich bald herausstellte, höchst ungegründete Sorge. Das Festlocal war im Rathhaus; um 8 Uhr begab ich mich dorthin. Der Aufgang und die Treppe waren brillant durch ein Talglicht erleuchtet, und der Ballsaal überstrahlte durch seine Pracht alles, was ehedem in Tasco gesehen worden war. Von der Decke herab hing ein massiv-silberner Kronleuchter, den der Kanonikus der Kirche Unserer Lieben Frau von Tasco für heute geliehen hatte, ohne zu fürchten, daß er entweiht werde. Auf ihm qualmten sechs Talglichter und verbreiteten ein magisches Halbdunkel in der Mitte des Saals. Außerdem brannte ein Talglicht in jeder Fensternische und ein Talglicht an den Spiegelwänden, die, in Ermangelung der Spiegel oder eines Wandleuchters, die Abbildungen der diversen heiligen Jungfrauen Mexicos, der heiligen Evangelisten und Kirchenlehrer trugen. Bei meinem Eintritt war die beau monde schon versammelt, und ich sah deutlich, wie man den Eindruck studirte, welchen so glänzende Arrangements auf mich machen würden. In der That, es war ein überwältigender Anblick, und es dauerte einige Minuten, ehe ich die Toilette mustern konnte, derentwegen ich mir so große Sorge gemacht hatte, denn ich war in weiten, mit Knöpfen besetzten, ledernen Beinkleidern und kurzer Jacke, einen breitrandigen Filzhut auf dem Kopf und schwere, waschlederne Stulpen als Handschuhe. Der geneigte Leser wird daher die verschämte Schüchternheit erklärlich finden, mit der ich mich beim Eintreten hinter den übrigen Gästen verstecken und an die Wand drücken wollte. Allein ein einziger Blick überzeugte mich, daß meine Toilette nicht nur vollkommen fashionable war, sondern die meisten übrigen noch an Eleganz und Vollstän-

digkeit übertraf, sodaß ich besorgte, als Dandy zu erscheinen, meine Handschuhe auszog und in den Taschen unterzubringen suchte, die jedoch kaum Raum für ein solches Volumen hatten. Die Musik, bei welcher Guitarren am stärksten vertreten waren, machte keinen übeln Eindruck; aber das Orchester kauerte in einem Winkel des Saals auf der Erde.

Bei alledem würde es unbillig sein, verkennen zu wollen, wie die guten Bürger von Tasco alle Anstrengungen gemacht hatten, das Festlocal so glänzend als möglich zu schmücken. Nur mußte es auffallen, daß in einem Lande, welches die Natur mit unzähligen, an Duft und Schönheit wetteifernden Blüten überschüttet hat, es niemand eingefallen war, sich derselben zur Decoration zu bedienen. Wahrscheinlich aber schien den guten Leuten ein solcher Schmuck zu alltäglich und zu ordinär.

Meine Hoffnung, bald die reizenden und anregenden Tänze Spaniens sich vor mir aufrollen zu sehen, wurde zu Schanden, denn leider ist die französische Mode auch hierin schon bis Tasco gedrungen und hat die nationalen Gebräuche verdrängt.

Um eine Illusion ärmer, zog ich mich zeitig zurück und fand zu meinem Vergnügen in meinem Hause eine mexicanische, mit Ochsenhaut überspannte Bettstelle, ein Kopfkissen und eine Decke. Es war dies eine zarte Aufmerksamkeit von Don Diego, die ich mir gern gefallen ließ.

II.

Rückreise von Tasco.

Don Diego, der Kohlenbrenner. Helianthus glutinosus. Die Höhle von Cacahuamilpa. Gefährliches Misverständniß vor der Hacienda von Cocoyotla. Mexicanische Pflanzen. Der Vino de Mescal. Abenteuer mit Räubern.

Der Zweck meiner Reise war nur theilweise erreicht, denn umsonst hatte ich in der Armee des Generals Aufschlüsse über das mal de los pintos zu erhalten gesucht. In der That bestand, wie man mir bereits in Mexico versichert hatte, die halbe Armee aus Pintos; allein keiner der Aerzte wußte mir über Ursache und Verlauf der Krankheit etwas anderes als absurde Hypothesen oder inhaltslose Phrasen zu geben. Können die Jünger des Aesculap mir es verargen, wenn ich nicht auch unter den Indianern der Sonora Nachforschung hielt?

Auf dem Wege, der mich nach Tasco geführt, begann ich Dienstag, den 6. Januar, morgens, so früh meine Rückreise, daß ich schon um 8 Uhr Acamistla, und eine Stunde später mit Pferden, welche von dem abscheulichen Wege aufs äußerste ermüdet waren, den höchsten Punkt der Cañada erreichte.

Als ich vor einigen Tagen diese Straße zog, hatte ich zur Seite des Wegs bei einer Kapelle ausgeruht. Leute und Pferde waren damals zu ermüdet, und ich selbst zu begierig, Tasco, das Ziel unserer Reise, zu erreichen, um einem Gegenstand Aufmerksamkeit zu schenken, der sich hier so häufig darbietet. Heute, zwar nicht viel weniger müde, aber weniger ungeduldig, war ich eben im Begriff, während die Pferde verschnauften, einen Blick in das Innere der Kapelle zu thun, als die Thüre sich öffnete und die Gestalt eines Jüngers des heiligen Franciscus auf die Schwelle trat. Meine Annäherung bemerkend, unterließ er es, die Thüre hinter sich zuzuziehen, und wartete, bis ich ihm gegenüberstand, worauf er mit einer Handbewegung mich einlud, einzutreten. Die Kapelle bot der Neugier wenig: rauhes Steinwerk, Wände ohne Anstrich und ein einfacher, alles Schmucks entbehrender Altar, vor welchem eine messingene Lampe glomm, nebst einigen Bänken von so plumper Arbeit, als ob außer der Axt jedes andere Instrument von der Ehre, bei ihrer Verfertigung mitzuwirken, ausgeschlossen gewesen sei. Aber gerade der Mangel all des bunten Firlefanzes, womit Kapellen und Kirchen gewöhnlich überladen sind, diese Einfachheit in Stil, in Farbe, in allem, die tiefe Einsamkeit und Ruhe, welche in der neben dem Eingang in ein Knie gesunkenen Figur des Mönchs personificirt zu sein schien, erfüllte den Raum mit Schauern, deren selbst ein unvorbereitetes Herz sich nicht erwehren konnte. Beim Austreten that ich einen forschenden Blick in die durch die Kapuze fast verhüllten Züge des Mönchs. Sie waren nicht unedel, und die Ruhe und Unbefangenheit, mit der sein Auge meiner Neugier begegnete, verriethen ein gesammeltes Gemüth und eine Sicherheit, wie sie nur genaue Kenntniß des Lebens oder hohe Ueberzeugungen gewähren. Angenehm berührt, nicht eins der gewöhnlichen Gesichter angetroffen zu haben, voll stumpfer Apathie oder grobsinnlicher Leidenschaft, richtete ich die Frage an ihn: „Befindet sich ihr Kloster hier in der Nähe, Padre?“

„Sie werden es von der Höhe herab sehen können, Caballero; wir ziehen dieselbe Straße bis dahin.“

„So lassen Sie uns die Strecke zusammen gehen, und wenn die Frage Ihnen nicht zur Unzeit kommt: hat diese Kapelle eine Geschichte und darf ich um Mittheilung derselben ersuchen?“

„Sie hat deren zwei zu erzählen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen nur die eine, die ihrer Stiftung, mittheile, da die andere niemand interessiren kann. Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte jenes reichen José Laborde. Er ist nicht der erste und nicht der letzte jener Glücklichen gewesen, von denen man trotz alledem nicht weiß ob sie zu beneiden waren, weil ihre Leiden ihrem Glück das Gleichgewicht hielten. Ehe der Genannte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die von den alten Azteken nicht geahnten Schätze dieser Berge ausbeutete, lebte, wo jene Kapelle steht, ein armer Köhler Namens Diego. Obgleich fast von allem Verkehr mit den übrigen Menschen abgeschlossen, war doch die Kunde von dem wunderbaren Glück des Bergmanns José Laborde zu den Ohren Diego's gedrungen und hatte auch bei ihm die irdischen Gelüste nach dem Besitz des edeln Metalls wach gerufen. Allein Diego war ein frommer Mann und ein kindliches Gemüth, der namentlich in die heilige Jungfrau Maria das größte Vertrauen setzte. So wandte er sich denn auch jeden Morgen und Abend in inbrünstigem Gebet an sie und flehte, sie möchte ihn doch nur auch einmal einen Schatz finden lassen, wie die glücklichen Bergleute in Tasco, gewiß wolle er auch seiner hohen Schutzpatronin zu Ehren an der Stelle seines glücklichen Fundes eine Kirche erbauen. Und siehe da! die Heilige Jungfrau erhörte sein heißes Flehen; denn als er eines Morgens wieder einen Meiler abbrach und dabei tiefer wie gewöhnlich den Boden ausgrub, stieß mit einem mal sein Spaten mit sonderbarem Klang auf einen harten Gegenstand, und als er hinsah, blinkte ihm die hellste Silberstufe entgegen. Kaum glaubte er seinen Augen trauen zu dürfen, und doch war es wirklich so: die schönste, reichste Ader lag zu Tage, und ohne Verzug machte sich Diego daran, seinen Schatz zu heben und ans Tageslicht zu fördern. Obgleich er auch nicht eine entfernte Idee von einer bergmännischen Ausbeutung hatte, gelang es ihm doch in kurzer Zeit so viel von dem edeln Metall zu Tage zu fördern, daß er dasselbe

für eine Million Pesos verwerthen konnte. Das, meinte er, war mehr als er je verbrauchen könne, um sein der Heiligen Jungfrau abgelegtes Gelübde zu erfüllen und in Jubel und Freude bis an sein Lebensende zu leben. Deshalb legte er auch keinen Werth mehr auf seine bis dahin geheimgehaltene Grube, sondern verkaufte sie um einen Pappenstiel an einen gescheiten Speculanten.

„Diego verlor keine Zeit, sondern eilte, soviel als möglich, sich alle Genüsse des Lebens zu verschaffen und sich mit einem in seinen Bergen, die er doch nicht verlassen wollte, ungeahnten Luxus zu umgeben. Bald umschwärmte ihn auch eine Schar von Schmeichlern und habgierigen Freunden, denn der Ruf seines Glücks hatte sich mit Windeseile überall verbreitet, und in kurzer Zeit war nur noch die Rede von den fürstlichen Festen und der königlichen Freigebigkeit des glücklichen Don Diego Ramirez. Allein es war auch danach; denn was er nicht mehr anzugeben wußte, das wußten seine Freunde. So kam es, daß Don Diego aus weiter Ferne Musikanten, Tänzer und Komödianten kommen ließ, welche vor dem neuen Krösus spielen mußten, sodaß Tag und Nacht die Wälder das Echo der fröhlichen Gelage widerhallten. Allein nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, als Diego wieder zu seiner Kasse ging, um frische Thaler zu holen — wer beschreibt sein Entsetzen!? Kaum war noch der Boden der Kiste mit einigen Pesos bedeckt! Hatte man ihn bestohlen, beraubt, ausgeplündert?! O nein! Wie alles ein Ende hat, so hatte auch Diego's Million ihr Ende erreicht, und so sehr er auch seinen Kummer und seine Verzweiflung zu verstecken und zu betäuben suchte, so ist es einmal in der Welt, als ob die Leute es röchen, wenn einer kein Geld mehr hat; denn im Umsehen waren Spielleute, Sänger, Tänzer, Komödianten und dazu alle Freunde verschwunden und ließen den unglücklichen Diego allein mit seiner Verzweiflung und seinen Gewissensbissen.

„Die Ausführung seines Gelübdes hatte er in seinem Glückstaumel von Tag zu Tag verschoben, und jetzt, da es zu spät war, blieben ihm nur die Gewissensbisse übrig. In dieser Noth und Seelenpein erschien ihm, wie ein tröstender Engel vom Himmel, ein

würdiger Geistlicher, richtete ihn durch seinen Trost und Zuspruch auf und ging vereint mit Diego daran, dessen Gelübde, so gut es eben gehen wollte, zu erfüllen, und ohne alle andere menschliche Hülfe erbauten sie die kleine Kapelle.

„Kummer und Elend wirkten mächtig auf den armen Diego, der seine vergeudeten Schätze nicht vergessen konnte und auch an Arbeit nicht mehr gewöhnt war; daher kam es, daß er die Vollendung seiner Kapelle nicht lange überlebte. Noch ehe dieselbe die Weihe empfangen hatte, fand sein treuer Freund, der Priester, eines Morgens Diego's Leiche vor dem Altar. Um dem armen, einst so reichen Mann wenigstens ein anständiges Begräbniß in geweihter Erde zu verschaffen, ging der Mönch zu Diego's frühern Freunden und Schmeichlern und bat sie um eine letzte Gabe für den Verstorbenen; diese aber erwiderten: «Ihm ist recht geschehen; er verdient kein ehrliches Grab!» So grub ihn sein einziger und wahrer Freund bei der Kapelle ein. Ist das nicht der gewöhnliche Gang der Welt?

„Mein Weg trennt sich hier von dem Ihrigen, Caballero; die Heilige Jungfrau beschütze Sie!"

„Amen!" rief ich dem rasch Scheidenden noch zu und blickte noch lange der gebeugten Gestalt schweigend nach, auch nachdem sie längst die nächste Waldecke meinen Blicken entzogen hatte.

Gegen 10 Uhr erreichten wir Acautlapan, wo wir einkehrten. Als ich damit beschäftigt war, mein Barometer aufzuhängen, erzählte man sich in meiner Umgebung, daß ein Mann beim Holzhauen mit dem Beile sich tief ins Bein geschlagen habe. Die Wunde sei zuerst oberflächlich vernarbt, dann von neuem aufgebrochen, ohne wieder heilen zu wollen, und sei zuletzt brandig geworden. Schon habe man alle Hoffnung aufgegeben, als ein Indianer sich angeboten habe, den Kranken herzustellen. Nachdem er einigemal das Pulver einer Wurzel in die Wunde gestreut und sie verbunden habe, sei sogleich Besserung eingetreten, und jetzt, nach vierzehn Tagen, sei der Patient so weit, daß er stehen und gehen könne. Ich bat, mich zu dem Kranken zu führen. Dies wurde mir nicht verweigert, und ich fand in Bezug auf die Heilung der

allem Anschein nach bedeutenden Verletzung, das Gehörte vollkommen bestätigt. Als ich mich darauf nach der Wurzel erkundigte, aus welcher der Indianer das erwähnte Pulver bereitet hatte, wurde mir erwidert, daß die Indianer sie mit dem Namen Tlalpopolotl zu benennen pflegten. Es gelang mir in der Folge, diese Wurzel zu erhalten, zu untersuchen und verschiedene Notizen darüber einzuziehen. Nach alledem ist Tlalpopolotl der indische Name der Wurzel von Helianthus glutinosus, der in den Bergen von San-Angel, von Tlalpam und auf dem Tepoxuchitl, in der Nähe von Puebla, vorkommt. Die Wurzel ist knollig, cylindrisch und central, 1—1½ Fuß lang, innen weiß, mit einem Stich ins Gelbe, außen mehr oder weniger dunkel und gerippt. Frisch zerkleinert, hat sie einen, dem Terpentin ähnlichen Geruch, und einen Saft, der an den Fingern klebt, wie jener. Trocken, behält sie ihren Geruch lange. Die Eingeborenen bedienen sich ihrer bei Exartikulationen, nach geschehener Einrichtung der Knochen, sowie bei offenen Wunden, um die Eiterung zu verbessern und die Vernarbung zu beschleunigen. Ein anderer Name, unter welchem sie besonders Maulthiertreibern bekannt ist, ist Liga, dessen Identität mit Tlalpopolotl der Pater Don José Ramirez de Alzate bestätigt und zufügt, daß die Maulthiertreiber die wundgedrückten Stellen auf dem Rücken ihrer Lastthiere damit zu heilen pflegen.

Der harzige Saft der frischen Wurzel einer chemischen Analyse unterworfen, ergab in 100 Theilen:

Harz	1,211
Gummige Substanz	15,62
Extractivstoff. . . .	46,87
Harziger Rückstand	23,06.

Die Farbe des Harzes ist gelblich; der Geruch aromatisch-süß, dem des Safran ähnlich; der Geschmack, anfangs bitter, hernach scharf, erregt Speichelabsonderung.

Die gummige Substanz ist dem Harz in der Farbe ähnlich; der Geschmack anfangs süß, hernach sehr bitter. Der Extractivstoff ist grau von Farbe, gelb punktirt, von fadem Geschmack und färbt den Speichel tiefgelb.

Es bliebe nun noch übrig, die Wirkungen dieser verschiedenen Stoffe auf den lebenden Organismus zu untersuchen; doch muß ich diese interessante Arbeit Männern des Fachs überlassen.

Um 3 Uhr gelangten wir an den Fuß des Berges, auf dessen Spitze das Dorf Cacahuamilpa liegt. Das Gebirge, von 4000 Fuß absoluter Höhe, besteht größtentheils aus Grauwacke. Am Fuße desselben, ungefähr eine halbe Legua vom Dorfe entfernt, befindet sich die nach ihm benannte Tropfsteinhöhle, welche zwar seit 1635 erwähnt, aber zwei Jahrhunderte später zuerst von kundigen Europäern untersucht wurde.

Kaum angelangt, sandte ich ins Dorf, um Führer, Pechfackeln, Leitern und sonstige Gegenstände zu bestellen, weil ich beabsichtigte, mein Mittagbrot an den Ufern stygischer Gewässer einzunehmen. Eine flüchtige Umschau läßt die gewöhnliche Meinung, diese Höhle sei bis ins 17. Jahrhundert ganz unbekannt geblieben, als irrig erkennen; denn die dem Eingang gegenüber auf einem Hügel befindlichen Trümmer eines Teocalli sprechen dafür, daß diese Höhle, wie so viele andere, ehemals zur Feier religiöser Mysterien benutzt worden ist. Vor dem Eingang ist der Boden steinig und bildet eine Mulde, durch welche ein kleiner Bach fließt. Nur wenig über dem Niveau desselben befindet sich ein 135 Fuß breites Felsthor. Die 41 Fuß hohe Wölbung desselben bilden wuchtige Felsmassen, und mächtige Strebepfeiler scheinen die Bedeutung zu haben, den Widerstand des Bogens zu unterstützen, während doch niemand als der Zufall hier den Baumeister gemacht haben kann. Die Temperatur des Eingangs betrug 27° R. Der Fels fällt unter einem Winkel von 27 Grad ein. Gleichsam den Thorweg oder die Vorflur zu den unterirdischen Kammern bildet ein im Einfallswinkel des Gesteins geneigtes, mit Trümmern und Stalaktiten übersäetes, ungefähr 50 Fuß tief hinabführendes Planum, welches den kühnen Eindringling dem Lichte und der Oberwelt vollständig entführt. An seinem Fuße angelangt, umfängt uns tiefe Nacht, durch welche das Auge den Schimmer des Tags nur noch wie einen bleichen Anflug der Finsterniß erfaßt. Aber schon leuchten einzelne Fackeln auf und offenbaren in ungenauer und unheimlicher Beleuchtung die

Räthsel und Schauer der Tiefe, ohne sie aufzuklären. Ein sonderbar gestaltetes, einem riesigen Bocke ähnliches Phantom fesselt unser Auge, während der Führer die Erklärung gibt, daß dieses erste Gemach, in dem wir uns befinden, der Bockssalon genannt werde, wegen des schönen Stalagmiten, der unsere Aufmerksamkeit bereits erregt hatte. Dieser Salon ist 115 Fuß breit, und seine größte Länge beträgt 203 Fuß. Aber das Auge hat über Dimensionen und Entfernungen kein Urtheil mehr, und bei der unsteten Fackelbeleuchtung scheinen die Gegenstände bald näher an uns heranzutreten, bald in die Ferne zurückzuweichen und ihre Formen hundertfach zu ändern. Hier erblicken wir in grellem Lichte schimmernde Stalagmiten, dort spannen sich ungeheuere dunkle Massen wie schwebende Dunstgebilde über unsern Pfad! In diesem Schweigen, dieser Nacht entfaltet die Phantasie ihre Schwingen, und unser Geist scheint mit schöpferischer Kraft begabt zu sein; denn diese Finsterniß verkörpert sich unter der Hand des Gedankens. Hier blicken wir durch hohe gothische Bogenfenster nieder in eine bleiche melancholische Mondscheinlandschaft; schlanke Palmen scheinen schwermüthig ihre Kronen zu senken und zu heben; dort sehen wir langen, schnurgeraden Bastionen entlang auf ein halbverfallenes Monument, von düstern Cypressen umgeben; bleiche Frauengestalten in schleppenden Gewändern, den Säugling auf dem Arm, wallen an uns vorüber, und der Täuschung erliegend, senken wir unwillkürlich das Haupt, um nicht an die zackigen Aeste zu stoßen, welche über unsern Weg herüberhängen. Die Furcht, in den von allen Seiten auf uns einstürmenden Wogen der Täuschung unterzugehen, erfaßt uns und treibt uns zurück in die Sphäre des objectiven Lebens. Sofort aber dringen neue Besorgnisse auf uns ein. Die schauerliche Stille, für welche es, ohne den einförmigen Ton der niederfallenden Tropfen keine Uhr und, ohne das zeitweilige Niederstürzen eines Felsstücks, kein Ereigniß geben würde, reizt uns, das Produkt dieser einzigen Factoren im Leben dieser Tiefe zu schätzen; aber die mächtigen Risse in dem Gewölbe, die feuchten Trümmer der unter ihrer eigenen Last zusammengebrochenen Stalagmiten und herabgestürzter Blöcke, die Unsicherheit des Pfades, der uns über schlüpfriges

Gerölle dem Rande unerforschlicher Abgründe entlang führt, die Möglichkeit, sich in dieser Oede zu verirren und, die ausgebrannte Fackel in der Hand, den Rückweg aus diesem Scheol vergebens suchen zu müssen: das alles sucht uns zu bewegen, auch der Neugier zu entsagen. Doch sie überwindet alles, und wir begnügen uns nicht, dieser Vorhalle des Schattenreichs,

> Wo Nacht und starrer Tod
> Die ew'ge Grenze zog,
> Tief unter Stein, Nacht, Grabesgrau'n —

nur gelauscht zu haben.

Wir betreten einen zweiten Salon, den der ägyptischen Sphinx; den dritten, den des Hundes genannt; ferner den des Blumenkohls, der Muschel, des Candelabers und des Pantheon, eine Bezeichnung, die für diesen siebenten Salon sehr treffend gewählt ist, sowol wegen seiner domartigen Wölbung, als wegen der vielen, gleich Büsten und Statuen längs den Wänden stehenden Stalagmiten. Nach diesem durchwandern wir die Salons der verdorrten Palme, der Fichte, des Labyrinths und treten in den schmalen Salon der Fontaine, in welchem das durchsickernde Wasser ein zwar kleines, aber stets volles Becken gebildet hat, und uns nach einem fast zweistündigen Aufenthalt in der dumpffeuchten, drückenden Atmosphäre einen erfrischenden Trunk gewährte. In dem folgenden, dem zwölften Salon, und vorzugsweise der Salon genannt, beschlossen wir, unsern Tisch zu bereiten. Er bildet das geräumigste und höchste Gemach der Höhle. Nach den Strapazen des Tags bot das Wasser des Bassin, vermischt mit dem Saft der Orange, ein köstliches und erfrischendes Getränk, das inmitten der seltsamen Scenerie nur noch süßer mundete.

Die braunen, halbnackten, von der düstern Glut der Pechfackeln beleuchteten Gestalten unserer indianischen Führer, und andererseits unsere eigenen malerischen Reitcostüme boten ein höchst eigenthümliches und anziehendes Bild, aus dessen Betrachtung wir plötzlich durch ein durchdringendes Hülfegeschrei aufgeschreckt wurden, dem aber gar bald ein homerisches Gelächter folgte. Ein

kleiner Mozo hatte zwei lange Stränge Bananen an dem gewaltigen Blattstiele durch das Labyrinth bis zum Bassin geschleppt, wo er gestolpert und seine Fackel erloschen war, doch nicht ohne ihn selbst an der Schulter empfindlich zu sengen. Der Schmerz hatte ihm ein fürchterliches Zeter=Mordio ausgepreßt, und die Furcht, in der öden Höhle vielleicht lange nach dem Ausgange suchen zu müssen, ihm den Rath eingegeben, sich im voraus für die Reise zu stärken. So machte er sich über die Bananen her, und als das Fackellicht der Suchenden seine braune Gestalt bestrahlte, stand er wie Hamlet's Onkel

Mit einem frohen, einem nassen Auge,
Die Freude kleidend in die Tracht des Kummers.

Ein Geschenk Cigarritos ließ ihn Angst und Schmerz vollends vergessen.

Ueber alle Beschreibung erhaben sind die beiden Salons Nr. 13 und 14 wegen der gewaltigen Tropfsteinpyramiden, von denen einige bereits das hohe Deckengewölbe erreicht haben, und der gewaltige Raum, den das künstliche Licht nicht aufhellen kann, ohne seine grandiosen Massen zu vervielfältigen, machte auf den Geist des Beschauers einen weit mächtigern Eindruck als selbst die stolzen Obelisken, welche den Hauptschmuck des Platzes de la Concorde zu Paris, des Vatican oder Lateran zu Rom bilden. Der funfzehnte und letzte Salon trägt den Namen der Orgel von einem Stalaktiten, der aus einer Menge großer und kleiner Röhren von blendender Weiße besteht.

Ziemlich ermüdet von dem steten Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Boden, wie von dem Bücken und Durchkriechen unter den Scheidewänden, traten wir unsern Rückweg an. Als nach einem dreistündigen Aufenthalt in der Höhle uns wieder das Tageslicht umfing, bedurfte es längerer Zeit, ehe wir seine Fülle ertragen konnten, und wir waren gezwungen, unser Auge allmählich an das Licht zu gewöhnen, indem wir es zuerst auf dunkles Laub hefteten und allmählich zu hellerm übergingen.

Nachgrabungen nach antediluvianischen Knochenresten gestattete mir die Zeit nicht, zumal da solche Nachgrabungen sich auf bedeu=

tende Tiefe erstrecken müßten; doch gibt es andererseits keinen Grund, deren Vorhandensein zu bezweifeln. Als vegetative Bildungen finden sich nur im Thorwege dieser unterirdischen Welt einige Farrnkräuter. Der Boden der Höhle ist überall reich an Salpeter, und eine Ausbeutung desselben dürfte lohnend sein und genauere Untersuchungen dieser Höhle veranlassen, welche an Ausdehnung die berühmtesten Tropfsteinhöhlen der Erde übertrifft.

Abends gegen 9 Uhr erreichten wir die Hacienda Cocoyotla. Alle größere oder kleinere einzelnstehende Wohnungen in Mexico haben nur einen einzigen Eingang, der mittels eines starken Thores gesperrt werden kann. Bei unserer Ankunft zu so später Stunde fanden wir uns von der Hacienda ausgeschlossen. Wir klopften daher an und baten, auf die von innen an uns gerichtete Frage nach unserm Begehr, um Einlaß und ein Quartier für die Nacht. Da öffneten sich die Luken zu beiden Seiten des Thores, Flintenläufe streckten sich uns drohend entgegen, und eine Stimme forderte uns auf, sofort uns zu entfernen, mit der Versicherung, daß man in der Hacienda zu unserm Empfange wohl vorbereitet sei und auf uns feuern würde, sobald wir der Aufforderung, uns zu entfernen, nicht nachkämen. Man hielt uns für räuberische Pronunciados, und alle unsere Versicherungen, friedliche Reisende zu sein, waren vergeblich. Zwar schlossen sich die Schießscharten, aber kein gastliches Thor that sich uns auf. Da entdeckte Hr. Ehlers zwei über die Mauer hervorragende Köpfe in leiser, aber affectvoller Unterhaltung. Wir traten näher, und einer nach dem andern versuchte die Kunst der Rede; allein die Angeredeten setzten, ohne unser zu achten, ihre Unterhaltung fort, von der wir zwar kein Wort vernahmen, die aber nach dem häufigen Zunicken eine sehr lebhafte sein mußte; und wer konnte anders der Gegenstand derselben sein als wir. Als wir keine Antwort erhielten, wurden wir zudringlicher und traten näher an die Mauer heran, mußten aber trotz unserer Verlegenheit herzlich lachen, als wir erkannten, daß die vermeinten Menschenhäupter die Spitzen zweier Bananenblätter

waren, welche über die Mauer emporragten und sich im Abendwinde schaukelten. Ehe wir uns indessen bequemen wollten, die Nacht hungerig und unter freiem Himmel zuzubringen, beschlossen wir einen letzten Versuch. Wir pochten noch einmal am Thore an und baten, an den Herrn des Hauses einen Brief abgeben zu dürfen. Wieder wurden die Gewehre auf uns gerichtet, und eine Stimme forderte uns auf, den Brief in einen der Läufe zu stecken. Nach einer halben Stunde öffnete sich darauf das Thor, uns aufzunehmen, und doppelte Aufmerksamkeit entschädigte uns für den ungastlichen Empfang.

Am Morgen besuchten wir den Garten der Hacienda. Wer in die herrliche Natur hinaustritt, ohne die Ueberzeugung von einer allwaltenden, alles mit Leben durchströmenden Allmacht in sich befestigt zu fühlen, der kann in keiner andern Weise zu dieser Ueberzeugung gelangen. Der Garten bot ein so reizendes Bild, daß ich mich einer mächtigen Bewegung nicht erwehren konnte. Der dichte Wald riesiger Orangenbäume, deren reife Früchte so zahlreich den Boden bedecken, als ob sie zum Verkauf ausgelegt wären; dazwischen stolze Kokospalmen und in der vollsten Farbenpracht blühende Blumen; Hunderte von Passifloren, welche, Blüten und Früchte zugleich tragend, rankend die Umfassungsmauern verhüllen: das alles ist selbst für ein an hohe Naturschönheiten gewöhntes Auge immer noch schön, aber nur Staffage eines Bildes, dessen Mittelpunkt der prachtvolle Motecuzoma speciosissima bildet.

Die Erde der Republik Mexico trägt viele, ihrer Blüten wegen höchst merkwürdige Pflanzen, die sie keinem Lande der Alten Welt zu verdanken hat. In Europa hat die Kunst mitgewirkt, herrliche Blüten der Natur zu entlocken, aber in Mexico trägt sie solche ohne deren Beihülfe in großer Fülle, und diejenigen, welche am Rande der Schluchten wachsen, in denen der Bergstrom durch schattiges Gebüsch und rankiges Gestrüpp sich Bahn bricht, sind nicht weniger schön und der Bewunderung würdig, als jene, welche die Hand des Gärtners in Beeten pflegt. Wer die hohen Berge von Teutlan im Staate Oaxaca und die Thäler der Sierra von Jalisco durchwandert hat, wird sich an der Mannichfaltigkeit der

Blüten ergötzt haben, welche die frischen Ufer der Bäche schmücken oder aus den Kronen mächtiger Bäume herabhängen. Einige sind in ihren Formen so seltsam, als in ihren Farben und Schattirungen reich; aber diese Kinder des heimatlichen Bodens blühen und welken unbekannt, gleich denen, welche der Schos der Wüste gebiert. Vom Winde getragen, breitet sich ihr Same über weite Strecken, und in jedem Frühling entfalten sie mit Annuth und inmitten einer kräftigen Vegetation ihre ganze Schönheit und fesselnden Zauber. Glücklich, wer in ihrer hehren, schweigsamen Einsamkeit ihr Entfalten beobachten kann! Als die Spanier zum ersten mal den Fuß auf diesen Boden setzten, standen sie überrascht beim Anblick der reichen Blütenpracht, welche ihn schmückte, Blüten, die ihnen zum größten Theil unbekannt waren. So hatten sie keine Idee von der Floribunda, und ohne Zweifel erregte ihre weiße, duftige Blüte die Aufmerksamkeit jener Eroberer durch ihre Größe, wenn sie dieselbe wie Glocken aus den schlanken Aesten der Platanen niederschweben sahen. Nicht weniger merkwürdig mußte ihnen die Yoloxochitle, d. h. Herzblume (Magnolia glauca), erscheinen, sowol wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres Duftes, der so intensiv ist, daß eine einzige Blüte hinreicht, ein ganzes Haus mit Wohlgeruch zu füllen. Sie ist weiß, rosenroth oder gelb; ihre Blätter bilden ausgebreitet einen Stern, geschlossen ein Herz. Hier fanden die Spanier zuerst die Coatzontecoxochitle, d. h. Vipernkopf, deren Schönheit so groß ist, daß eine römische Akademie die Blume als Emblem wählte; hier die Oceloxochitle, d. h. Tigerblume, auch Blüte Indiens genannt (Tigridia pavonia), von rother Farbe, mit weißen und gelben Flecken besäet; hier die straußartige, mit weiß-, roth- und gelbgefleckten, duftigen Blumen prangende Cacaloxochitle, d. h. Rebenblume (Plumeria sp.); hier ferner die Cempoalxochitle (Tagetes), mit deren Blüten die Eingeborenen bei festlichen Gelegenheiten die Straßen bestreuen und die Thore ihrer Tempel bekränzen; hier die Xiloxochitle (Juga pulcherrima) mit ihren zarten, geraden und langen Staubfäden, welche wie Fransen aus dem halbkugeligen Kelche hervorquellen; hier ferner die Malpalxochitle, d. h. Handblume, die in der Form

unserer Tulpe gleicht. Allein alle diese Genannten übertrifft, wie schon gesagt, der Baum, welcher die Motecuzoma speciosissima trägt. Er gehört, nach dem natürlichen System, zur Familie der Bombaceen und nach Linné unter die Monadelphia polyandria. Sein gerader Stamm erreicht eine Höhe von 50—60 Fuß und endet in eine symmetrische Krone, welche mit 5 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blättern von sehr angenehmer Schattirung bedeckt ist. Die Blüten bestehen aus regelmäßigen Kronen von 4 Zoll Durchmesser; die einzelnen Blätter sind geschweift und von schöner purpurrother Farbe. Ihre zahlreichen Staubfäden bilden einen gewundenen Büschel. Die Staubbeutel sind goldgelb; die Frucht ist eine kugelförmige Kapsel von 2 Zoll Durchmesser und enthält im Innern vier bis fünf Zellen, in welchen der Same ruht. Der Baum wächst an einzelnen Stellen der Tierra-Caliente, ist aber im allgemeinen selbst Einheimischen noch wenig bekannt.

Um 9 Uhr verließen wir die Hacienda. Das erste Dorf, das wir erreichten, war das reizend gelegene Cautlan del Rio. Hier bogen wir von der Straße ab und passirten Tetecala, einen Flecken von 3700 Einwohnern. Bei unserer Annäherung rief uns eine Patrouille der Nationalgarde an und gab, als wir nicht sofort halt machten, Feuer, dessen Kugeln uns glücklicherweise nicht trafen. Offenbar hielt man uns wegen des etwas fremdartigen Aufzugs meiner Gefährten für Pronunciados; aber diese Hastigkeit beweist das Maß der persönlichen Sicherheit, dessen sich die Bewohner kleinerer Städte erfreuen. Nach einigen wechselseitigen Erklärungen verständigten wir uns und zogen gemeinschaftlich in den Flecken ein.

Um 12 Uhr erreichten wir die Hacienda Miacatlan, wo wir einkehrten. Der Besitzer derselben beschäftigte sich mit der Destillation des sogenannten Vino de Mescal, eine Art Branntwein, welcher aus einer Agave gewonnen wird. Diese Species ist von der gewöhnlichen A. Americana verschieden. Sie hat schmale, lange, hellgrüne Blätter mit schwarzen Spitzen, aber keinen Stamm gleich der Yuca, und wird nur 2 Fuß hoch. Sie wächst wild in Tierra templada und Tierra caliente auf Bergen. Zur Gewin-

nung des Branntweins werden die Wurzelstöcke gedörrt, klein gehackt und, mit Wasser vermengt, zur Gärung gebracht, worauf nach acht Tagen der Branntwein übergezogen wird.

In der Nähe des Orts liegen die Ruinen von Miacatlan. Sie bestehen aus Mauern, welche terrassenförmig sich auf einem Hügel erheben. Die obere Plateforme ist gepflastert und trägt eine mit eingegrabenen Figuren geschmückte Pyramide. Meine Aufmerksamkeit wurde von dem Besitzer der Hacienda auf einen Baum gelenkt, welchen die Indianer mit dem Namen Pochote bezeichnen, und der zur Gattung Eriodendron gehört. Die Samenkapseln desselben enthalten eine sehr feine, seidenartige Baumwolle, die von den Indianern gesponnen und zu Borduren, zum Besatz ihrer Kleidungsstücke u. s. w. benutzt wird. Da er in einem gemäßigten Klima gut gedeiht und schon im vierten Jahre eine erstaunliche Menge der ½ Fuß langen, mit Seide angefüllten Kapseln trägt, so könnte er im südlichen Europa angepflanzt und für die Industrie sehr wichtig werden.

Bei unserer Ankunft in Cuernavaca am späten Abend vernahmen wir, daß am selben Abend funfzig mit der Diligence von Mexico gekommene Reisende durch Räuber bis aufs Hemde ausgeplündert worden waren. Die Schwergeprüften befanden sich in trostlosem Zustande in unserm Meson, in Verwünschungen über die Ladrones und Klagen über das verlorene Hab und Gut sich erschöpfend. Für uns, die wir am folgenden Morgen dieselbe Straße ziehen sollten, schien es geboten zu sein, Kriegsrath zu halten. Meine Begleiter schlugen vor, die Hauptstadt auf einem Umwege über Mecameca zu erreichen, dagegen stimmte ich dafür, den geraden Weg nicht zu verlassen, und machte für meine Ansicht die Erfahrung geltend, daß sich solche Banden nach einem ausgeführten Handstreich beinahe nie an demselben Orte länger aufhalten, sondern zur größern Sicherheit den Platz verlassen und eine neue Bühne für ihre Heldenthaten zu wählen pflegen. Die Mehrzahl meiner Gefährten stimmte gegen meinen Antrag. Da ich wichtige Gründe hatte, noch am folgenden Tage Mexico zu erreichen, was nur auf dem geradesten Wege möglich war, so blieb

nichts übrig, als uns zu trennen. Meine Gefährten suchten meinen Vorsatz wankend zu machen, und als sie dies nicht vermochten, war die Wehmuth, mit welcher sie mir die Hand zum Abschied boten, nicht zu verkennen.

Es war gegen Mittag des folgenden Tags, als ich eine Freiung im Walde betrat. Die Straße führte zwischen 10 Fuß hohen Ufern durch, deren Höhen zu beiden Seiten des Wegs von bewaffneten Männern besetzt waren. Mein Mozo war zurückgeblieben. Da ich aber aus Erfahrung wußte, wie sehr es geboten war, solchem Gesindel gegenüber keine Furcht merken zu lassen, vielmehr durch entschlossenes und sorgloses Auftreten zu imponiren, so hielt ich mein Pferd erst an, als ich von ihnen verstanden werden konnte.

„Was habt ihr vor?" herrschte ich ihnen zu.

„No es para Vm., Caballero, que estamos aquí; hacemos estomago a la diligencia; pero Vm. puede passar sin temor."

„Keine Rede von Furcht! Gleichwol, alle auf die linke Seite, oder ich gebe Feuer!"

Während ich meine Pistolen in den Halftern lockerte und die Hähne meines Doppelgewehrs aufzog, hatten die Gauner nach kurzer Berathung sich verständigt und sämmtlich die linke Seite des Hohlwegs eingenommen. Als ich auf 25—30 Schritt nahe gekommen war, gaben die mit Schießgewehren Bewaffneten wie auf Commando Feuer. Die Kugeln sausten an mir vorüber, aber weder ich noch mein Pferd war getroffen. Ich hielt sofort an, hob mich in den Bügeln und schoß einen meiner Angreifer durch die Brust; die übrigen flohen und suchten das Dickicht zu gewinnen. Bevor ihnen dies gelang, traf der zweite Schuß einen der Flüchtlinge in den Rücken, daß er mit einem hohen Luftsprung lautlos zusammenbrach.

Als mein Mozo und ein junger Mexicaner, der sich ihm angeschlossen hatte, auf die Schüsse herbeieilten, waren die Räuber bereits verschwunden; da es aber immerhin möglich war, daß sie

einen neuen Hinterhalt versuchen könnten, so trieben wir unsere Pferde scharf an, ohne uns um die Gefallenen zu kümmern, und erreichten gegen 5 Uhr San-Agustin, wo ich den Vorfall zur Kenntniß der Behörde bringen wollte, die es indessen kaum der Mühe werth hielt, ein Wort darüber zu verlieren. So setzte ich nach kurzem Aufenthalt meine Reise fort, und kam abends 10 Uhr todmüde wieder in der Hauptstadt an.



Dritte Abtheilung.

Der Popocatepetl und Reise nach Tehuantepec.





Der Rancho Tlamacas.

I.

Besteigung des Popocatepetl und Reise bis Puebla.

13. bis 22. Januar 1857.

Ayutla und der Calvario. Die Hacienda Miraflores. Amecameca. Der Rancho Tlamacas. Erster Versuch zur Besteigung des Vulkans. Misgeschick des Dr. Crawford. Der Cerro Tlalnacasco. Besteigung des Vulkans. Der Krater. Reise nach Puebla.

Mehrere Tage waren vorübergegangen, während welcher ich mich zu einer neuen Reise vorbereitete, von der ich nicht mehr zur Hauptstadt zurückzukehren gedachte.

Früh am Morgen des 13. Januar hatte sich im Hotel Iturbide eine Gesellschaft von Herren sammt Dienern versammelt, welche theilweise bei meiner Abreise mir das Geleite zu geben, theilweise sich meiner Expedition, der Besteigung des Popocatepetl, anzu=

schließen beschlossen hatten. Es waren die Herren Colonel Francisco Schiaffino, Prinz Agustin Iturbide, ältester Sohn des unglücklichen Kaisers gleiches Namens, Walker-Fearn, Secretär der Amerikanischen Gesandtschaft, Admiral Serman, Dr. Samuel Crawford u. a. Diese und die sämmtliche Dienerschaft bildeten eine Karavane, welche für den beabsichtigten Zweck zahlreicher als erforderlich und wünschenswerth war, und wie es unter solchen Umständen gewöhnlich geht, hieß es auch bei uns: „Früh gesattelt, spät geritten."

Von den vielen Freunden und Bekannten, welche ich mir erworben hatte, fiel mir von zweien der Abschied besonders schwer: es waren Dr. Schädtler und Hr. Sonntag. Erstern, der in Mexico nicht an seinem Platze war, dem aber Bildung und Kenntnisse in jedem andern Lande eine bevorzugte Stellung im Leben gesichert haben würden, verließ ich, ohne über seine Zukunft beruhigt zu sein. Dagegen hatten sich für Hrn. Sonntag so günstige Aussichten eröffnet, daß ich es für meine Pflicht hielt, unsern beiderseitigen Wünschen entgegen, mich von ihm zu trennen.

Erst um 11 Uhr setzte sich die Cavalcade, welche durch die prachtvollen Maulthiere und die eleganten Geschirre des Prinzen Agustin ein höchst stattliches Ansehen gewann, in Bewegung, und in wenigen Stunden erreichten wir Mejicalcingo. Jenseit dieses Orts näherten wir uns den weit und breit mit einer Sodakruste bedeckten Ufern des Tezcoco und trafen auf Indianer, welche emsig mit dem Sammeln derselben sich beschäftigten und damit einen Tagelohn von 1½ Thlr. zu erzielen behaupteten.

Solange wir uns noch im Thale von Mexico befanden, war der Weg eben und gut, aber, trotz des Kältemonats, in dem wir uns befanden, Hitze und Staub in hohem Grade drückend. Um 5 Uhr erreichten wir Ayutla, unser erstes Nachtquartier, und fanden daselbst ein gutes, ja elegantes Meson. Der, einige hundert Fuß hohe, mit einer Kapelle geschmückte Calvario lud zu einem Spaziergang ein und lohnte ihn durch eine reizende Aussicht. Zu unsern Füßen lag das Thal von Mexico und der See von Chalco wie ein großer Spiegel im Rahmen seiner grünen Ufer, deren Dörfer

und Villen, von dem Purpur der untergehenden Sonne getroffen, in der reichen Laubfassung wie Juwelen flammten; vor uns die gigantischen Massen des Popocatepetl und Iztaccihuatl, die Könige der Berge:

> Auf dem Felsenstuhl und in Wolkennacht
> Mit des Eises Prachtdiadem,
> Um ihre Lenden Waldesgurt,
> Die Schneelavin' in der Faust.

Als sich aber plötzlich die Wolken theilten, und die beiden schneebedeckten Häupter im Diamantfeuer der Sonne glühten wie flüssige Schlacken, da war es ein Anblick, den Worte nicht malen können.

Unsere Karavane verließ um 8 Uhr morgens Ayutla und folgte dem Ufer des Chalcosees, in dessen klarer Flut sich die gegenüberliegende Ortschaft sammt den blühenden Gärten, von welchen sie umgeben ist, und den hohen Bergkuppen im Hintergrunde widerspiegelten. Endlich lagen auch diese Ufer hinter uns, und grüne, üppige Fluren wanderten in stetem Wechsel an uns vorüber. Ein lautes Geschnatter lockte unsere Blicke nach einem unfern des Weges gelegenen Sumpf, dessen Oberfläche so dicht mit Enten besäet war, daß kaum hier und da ein leerer Fleck sich fand. Schon freuten wir uns an dem herrlichen Anblick und sahen im Geiste unsere Jagdtaschen mit fetten Braten für den Mittag gefüllt, als ein Indianer zu Pferde an uns heransprengte und uns flehentlich bat, nicht zu schießen, um einen im großartigsten Maßstabe vorbereiteten Coup nicht zu vereiteln. Auf der andern Seite des Sumpfes hatten seine Gefährten auf die schnatternde Gesellschaft ein Attentat eingeleitet, welches zwei bis dreitausend derselben auf Einen Schlag erlegen sollte, und zu diesem Zweck eine Höllenmaschine aus nicht weniger als 75 bis an die Mündung mit Schrot geladenen Flintenläufen construirt. Gar zu gern hätte ich das Resultat so gewaltiger Zurüstung abgewartet, allein da der große Schuß erst nach zwei Stunden abgefeuert werden konnte, so würde mich der Aufenthalt zu weit von der Gesellschaft getrennt haben.

Um 11 Uhr stiegen wir in der etwa 200 Fuß über dem Niveau des Sees gelegenen Hacienda Miraflores ab, wo wir von dem Administrator derselben, Hrn. Robertson, mit der liebenswürdigsten Gastfreundschaft aufgenommen und bewirthet wurden. Nach dem Frühstück besuchten wir den Garten der Hacienda, dessen reiche Blumenpracht den Namen der großen Besitzung vollkommen rechtfertigt, und der auf dem scheinbar ganz nahen Hintergrunde düsterer Pinienwaldungen, über welche die silberweißen Häupter der Vulkane hoch emporragen, wie ein von Proserpina dem Gemahl zu Füßen gelegtes Bouquet erscheint.

Hr. Robertson war so freundlich, mir über den Betrieb der auf der Hacienda befindlichen Baumwollspinnerei und Weberei Mittheilungen zu machen. Die Fabrik ist Eigenthum meines schon früher erwähnten Freundes Martinez del Rio und seiner Brüder. Sie liegt 3 Leguas von Chalco, über dessen See der größte Theil des Fabrikats in Canots zur Hauptstadt befördert wird. Dasselbe besteht hauptsächlich in Shirting und solchen Baumwollzeugen, die von der arbeitenden Klasse und der indischen Bevölkerung getragen werden. Die Maschine treibt 6000 Spindeln, welche im Durchschnitt wöchentlich 18000 Pfund Garn liefern, aus welchen 1700 Stück Zeug, à 32 Varas Länge, gewebt werden. Die nicht selbst verwebten Ketten werden an die Weber der Umgegend abgesetzt. Die Zahl der wöchentlichen Arbeitsstunden ist 76; an Sonnabenden wird aber nur 8 Stunden gearbeitet. Als Arbeiter sind 400 Eingeborene beiderlei Geschlechts, meist Knaben und Mädchen von sechs bis zwölf Jahren, beschäftigt, deren wöchentlicher Lohn durchschnittlich 1800 Pesos beträgt. Der bei weitem größte Theil des Rohmaterials wird von New-Orleans bezogen.

Um 4 Uhr verließen wir die Hacienda und erreichten in 20 Minuten das Dorf Tlalmanalco. Der Ort besitzt eine sehenswerthe architektonische Reliquie, bestehend in den Ueberresten einer einst prächtigen Grabkapelle, zur Seite der heutigen Kirche. Das Ganze bildet ein Viereck, dessen Hinterseite eine von einem einzigen großen, mit reichen Sculpturen verzierten Bogen überspannte

Nische enthält, in welcher früher ein Altar gestanden haben mag. Die beiden Seitenmauern sind einfach, aber die Vorderseite besteht aus fünf kleinern Bogen, welche auf fünfschaftigen Säulen ruhen. Diese Bogen sind mit Arabesken in erhabener Arbeit geschmückt, zwischen welchen Menschenköpfe angebracht sind. Da wo die Bogen über dem Capitäl der Säulen zusammenstoßen, befinden sich Köpfe, die in sehr guter Arbeit die Züge von Sterbenden tragen. Zwei Schilder zur Seite des großen Bogens scheinen das Familienwappen des Stifters zu tragen, und enthalten in einem achteckigen Schilde das Kreuz des Heiligen Grabes und fünf Weintrauben.

Hinter Tlalmanalco führte unser Weg durch eine bergige, äußerst liebliche Waldgegend. Als wir die Höhe erreicht hatten, lag eine Landschaft vor uns, deren Schönheit alles früher Gesehene weit übertraf. Rechts und links begrenzten die Massen des Iztaccihuatl und des Popocatepetl die zackigen Felskuppen, welche in chaotischer Verwirrung, kahl und öde die hintern, im immergrünen Schmuck der Pinien die vordern, den Hintergrund des Bildes ausmachten. Vor uns und unter uns lag wie eine gefüllte Fruchtschale das Thal von Amecameca, von dessen Fruchtbarkeit man sich erzählt, es habe in hundert Jahren keine mittelmäßige Ernte gesehen; und zunächst unsern Füßen, dicht an unserm Wege, an den Berg gelehnt, die freundliche Hacienda San-Rafael wie ein funkelnder Thautropfen auf dem Rande der Schale.

Die Sonne sank unter den Horizont, als wir in Amecameca einzogen. Das Städtchen soll 8000 Einwohner zählen, was nach meiner Schätzung übertrieben zu sein scheint. Außerhalb desselben, im Westen, liegt, von allen Seiten frei, der über 300 Fuß hohe Sagro Monte wie eine Insel im Meer der üppigsten Vegetation, und wenn die Kirche auf seinem Gipfel ihre Entstehung einem Wunder verdankt, wie die Sage berichtet, so ist dieses Wunder ganz sicher die alle Wirklichkeit übertreffende Aussicht, besonders wenn am Abend die Sonne, bevor sie untertaucht, die Gipfel der Vulkane vergoldet, und das Auge, von der Schneegrenze

abwärts gleitend, die verschiedenen Vegetationsgürtel durcheilt, bis der Blick auf der weithin angebauten Ebene seinen Ruhepunkt findet.

Die Kirche bewahrt unter andern Reliquien eins der sieben Crucifixe, welche der König von Spanien seinem Feldherrn Cortez übersandte, um ihm in dem Werk der Unterjochung hülfreich beizustehen, und die dem indianischen Volke ein Symbol seiner Zukunft unter dem christlichen Scepter der allerkatholischsten Könige Spaniens wurden. Hinter der Kirche befindet sich eine mit ihr in Verbindung stehende Felsengrotte, die in früherer Zeit einem indianischen Idol Obdach geboten hat, an dessen Stelle aber heute das christliche der Heiligen Jungfrau getreten ist. Ohne große Erwartung näherte ich mich, und wurde angenehm überrascht, als ich eine trockene, heitere Felsenniſche betrat, deren Wände und natürliches Deckengewölbe von sinniger Hand eine solche Bearbeitung erfahren hatten, daß die Wirkung ihrer Malerei, trotz der einfachen Art wie die Farben aufgetragen waren, von der vollendetsten Kunst nicht besser erreicht werden konnte. Der Künstler hatte aus den Unebenheiten der Wandungen Wolken und Engelsköpfe gebildet, welche das Bild der Jungfrau zu umschweben schienen. Es war ein Festtag heute, und weißgekleidete Indianermädchen zündeten der Heiligen Lichter und Rauchopfer an. Jedenfalls war der Dienst derselben die christliche Metamorphose eines frühern heidnischen Cultus, aber in keinem Falle einer schrecklichen Gottesverehrung.

Der Hof des Hauses, welches ich bewohnte, füllte sich früh morgens mit zahlreicher Reisegesellschaft. Es waren Caballeros des Orts, die infolge einer sehr warmen Empfehlung des Präsidenten Señor Comonfort erschienen, bei meiner Abreise mir ein Ehrengeleit zu geben.

Es war 12½ Uhr, als wir den Rancho Tomacoco, Eigenthum meines Freundes Schiaffino, erreichten. Der gegenwärtige Pachter, ein Mann von 76 Jahren, der als junger Bursche Humboldt auf seinen Touren nach dem Popocatepetl und Iztaccihuatl begleitet hatte, erinnerte sich noch mancher Einzelheiten, und versicherte hoch

und theuer, daß Humboldt den Gipfel keines dieser Berge betreten habe. Derselbe Greis besaß Manuscripte auf Magueypapier, die wahrscheinlich aus der Zeit der Eroberung herstammen und die Kämpfe mit den unbekannten Ankömmlingen zum Gegenstand haben, wofür die häufig vorkommende, zur Bezeichnung der Spanier dienende Hieroglyphe eines Wesens, halb Mann, halb Pferd, spricht.

Als wir um 2½ Uhr von Tomacoco aufbrachen, stieg der Weg stark bergan, und der Boden mischte sich bereits mit vulkanischer Asche und Lavageröll. Wir legten die Region der Pinien zu Pferde zurück und erreichten um 5½ Uhr den Rancho Tlamacas, wo wir unser Hauptlager aufzuschlagen beschlossen hatten. Nach drei sehr genau angestellten Barometerbeobachtungen hat er eine absolute Höhe von 12500 Fuß, während Thornton nach seinen Beobachtungen vom 20. Mai 1850 sie auf 12528 englische Fuß oder 3809,8 Meter angibt.

Während meine Reisegesellschaft sich in den verlassenen Hütten wohnlich einzurichten versuchte, saß ich einsam an einem Abhange, meinen Gedanken hingegeben. Wie schön ist bei diesen Vorpostenbivuaks der Civilisation, diesen Holzschuppen von Tlamacas, ein Abend wie dieser!

> Große Lichter, kleine Funken
> Glitzern nah und glitzern fern,
> Glitzern hier, im See sich spiegelnd,
> Glänzen droben klarer Nacht,
> Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
> Herrscht des Mondes volle Pracht.

Ein frischer, kräftigender Hauch strich durch die Tannen und streichelte heimatlich vertraut meine Wangen. „Sind wir ein Spiel von jedem Hauch der Luft", oder war es die Erinnerung, daß heute der Geburtstag meiner theuern Mutter war? Genug, ich gedachte viel und lange der Heimat und der fernen Lieben. Was hätte ich darum gegeben, auf fünf Minuten nur in ihre Nähe fliegen zu können!

Die mit dem Namen Rancho bezeichneten Hütten wurden von Indianern, welche die Schwefellager des Berges ausbeuteten, erbaut, um darin Schutz gegen Schneegestöber und Kälte zu suchen. Die Nacht, welche wir in ihnen zubrachten, ging fast schlaflos für uns vorüber, denn trotz eines gewaltigen Feuers, welches von den Mozos die ganze Nacht unterhalten wurde, war es unmöglich, der Kälte zu vergessen; auch ist ein Temperaturunterschied von mindestens 50° F. kein Gefühl, an welches man sich so über Nacht zu gewöhnen vermag. Froh begrüßten wir daher die Sonne, die in aller Pracht aufging und unsern von der Kälte erstarrten Gliedern wenigstens diejenige Wärme versprach, die eine Folge des Gebrauchs derselben ist. Die Schwefelschlote der vor uns liegenden Krater hauchten leise gekräuselte Rauchwolken in den tiefblauen Himmel; die letzten Vorbereitungen der für eine solche Expedition etwas zu zahlreichen Gefährten war beendigt, und endlich konnten wir den Rancho gegen 9 Uhr morgens verlassen.

Die letzte Vegetation, ein weiter Tannengürtel, lag hinter uns, und eine tiefe Schlucht, welche Regen- und Schneewasser in die lose Asche gewühlt hatten, sperrte unsern Pfad und nöthigte uns, zur äußersten Ermüdung der Pferde, welche bis zum Knie einsanken, an ihrem Rande hinaufzureiten, um eine passende Stelle zum Uebergang zu finden. Auf einer Höhe, die eine weite Aussicht über Puebla und Mexico bot, machten wir halt, um den langen Zug der Maulthiere und Packträger uns sich anschließen zu lassen, und schlugen dann, in Zickzacklinien aufsteigend, eine östliche Richtung ein. Die Schonung unserer eigenen Kräfte forderte, unsere armen Pferde halb zu opfern, die, in der tiefen Asche watend, bei der dünnen Atmosphäre kaum noch den nöthigen Sauerstoff fanden, den sie bedurften. Der Pico del Fraile, eine mächtige Felskuppe, zum Popocatepetl gehörig, lag bereits seitwärts unter uns, mit gegen den Vulkan senkrecht abfallenden Wänden und auf der Nordseite mit Schnee bedeckt. Der Zufall oder eine unglückliche Wahl hatte, nach der Versicherung eines unserer Führer, dessen Vater Humboldt bei seiner Besteigung des Berges begleitete, diesen Gelehrten an den Fuß des Pico del Fraile geführt, von wo

aus die Besteigung unmöglich erscheint, und wirklich soll Humboldt, nach der Versicherung desselben Mannes, auch nicht höher gekommen sein.

Nach 10 Uhr erreichten wir das Cruz del Creston, eine Trachytklippe von den bizarrsten Formen, bei welcher die Schwefelarbeiter ein hölzernes Kreuz errichtet haben, von dem die Station ihren Namen hat. Da ich es nicht übers Herz bringen konnte, meine armen Pferde noch länger zu quälen, so stieg ich hier ab und schickte sie nach dem Rancho zurück, während meine mexicanischen Begleiter vorzogen, beritten zu bleiben.

Gegen 11 Uhr erreichten wir das Schneefeld, und die eigentliche Arbeit begann; denn der Schnee war entweder so lose, daß wir bis ans Knie in denselben einsanken, oder hart gefroren und glatt wie ein Spiegel. Da es in letzterm Fall unmöglich war, festen Fuß zu fassen, so mußte einer der Indianer vorgehen und mit einem Handbeile Stufen einhauen, in welche wir Schritt für Schritt den Fuß setzten. Bei der jähen Steigung und den vielen Leuten fehlte es bald hier, bald da, sodaß wir nur langsam vorwärts kamen. Um 3 Uhr hatten wir noch nicht die Hälfte des Schneefeldes hinter uns, als wir die Indianer vermißten, die unsere Mäntel, Decken und Mundvorräthe nachtragen sollten; sie waren sämmtlich einer nach dem andern durchgegangen, da ihnen die Arbeit zu groß geworden war.

Meine Erfahrungen vom Orizaba her belehrten mich, daß die Besteigung diesmal verfehlt und es Thorheit sein würde, unter diesen Umständen und so spät am Tage den Versuch fortzusetzen. Zudem war mein Vorhaben, die Nacht über im Krater zu bleiben, ohne Decken und Lebensmittel unausführbar, und in der Dunkelheit den Rückweg anzutreten, würde, wenn auch nicht unmöglich, doch tollkühn gewesen sein. Aus diesen Gründen schlug ich meinen Freunden vor, umzukehren und am folgenden Tage zu früherer Morgenstunde die Besteigung von neuem zu beginnen.

Mit Ausnahme einer einzigen Stimme wurde der Rückweg beschlossen, und nur Dr. Crawford bestand darauf, noch heute den Krater zu erreichen. Wir überließen ihm deshalb unsern Führer

und kehrten zum Rancho zurück. Beim Hinabsteigen stürzte Hr. Walker und rollte mit einer Geschwindigkeit, die der des senkrechten Falls gleich schien, etwa tausend Fuß über die Schneefläche. Wir glaubten ihn mindestens sehr beschädigt, allein außer einigen Schrammen hatte er keine Verletzung davongetragen.

Um 5 Uhr kamen wir zum Rancho zurück und begannen mit Fernröhren nach Crawford auszulugen. Nach einer Stunde entdeckten wir ihn, ohne Führer und die Schritte einem Abgrunde zulenkend. Offenbar hatte irgendein Ereigniß ihn des Führers und der Richtung beraubt. Mit wachsender Sorge folgten wir jedem seiner Schritte; er ruhte oft aus, legte kurze Strecken zurück und rastete von neuem. Diesmal bleibt er lange sitzen; wir fürchten, er werde vor Kälte und Ermüdung einschlafen, um nicht wieder zu erwachen; die Dunkelheit läßt ihn kaum noch erkennen; jetzt erhebt er sich; wir sehen ihn zum letzten mal ganz nahe dem Abgrund. Sämmtliche Leute zu Fuß und zu Pferd waren aus, um ihn zu suchen; ihre Fackeln leuchteten nach Einbruch der Nacht in verschiedenen Richtungen; Schüsse wurden von Zeit zu Zeit abgefeuert, Raketen steigen gelassen, und am Rancho selbst schlug ein aus Baumstämmen aufgeschichteter Holzstoß haushohe Flammen. In ängstlicher Erwartung harrten wir bis 8½ Uhr ohne Resultat. Endlich vernahmen wir das verabredete Signal, und nach einer halben Stunde wurde Crawford mehr todt als lebend zurückgebracht.

Er war nach seiner Aussage wirklich bis zum Krater gekommen, hatte sich dort eine Weile aufgehalten und noch bei hellem Tage den Rückweg angetreten. Unterwegs hatte ihn ein Sturz von seinem Führer getrennt; es war dunkel geworden und er gerieth in die Klippen, aus denen er sich nicht mehr herauszufinden wußte und wo unsere Leute ihn erschöpft und halb erfroren auffanden.

Eine Stunde später kam auch sein Führer ächzend und stöhnend bei uns an. Er hatte bei seinem Sturz eine tüchtige Schramme am Arm erhalten; die Weichtheile waren zerrissen, jedoch der Knochen unbeschädigt. Während ich einige Hefte einlegte, um die

Wunde soviel wie möglich zu schließen, jammerte er furchtbar und übertrieb offenbar die ausgestandene Angst und Gefahr seines kostbaren Lebens, dessen Erhaltung er nur dem gnädigen Beistande der Heiligen Jungfrau von Sagromonte zu verdanken habe. Den anwesenden Indianern schien auch das Wunder eine ausgemachte Sache zu sein, und der Mann, den die Heilige gewürdigt hatte, an ihm ihre Größe zu beweisen, war für seine Landsleute plötzlich ein Gegenstand der Verehrung und hoher Theilnahme geworden. Nach längerer, in dem Idiom des Stammes geführten Berathung trat der Führer vor uns hin und erklärte, er könne nach seiner innigsten Ueberzeugung seine wunderbare Rettung einzig und allein dem Umstande verdanken, daß Unsere Liebe Frau von Sagromonte sein Gelübde angenommen habe, falls er mit dem Leben davonkomme, ihr einen goldenen Leuchter mit hundert Wachskerzen zu stiften. Um sein Gelübde zu lösen, sei er gezwungen, alle frommen Verehrer der Heiligen Jungfrau um milde Gaben anzusprechen, und da seine Rettung gewissermaßen dem Seelenheil gegenwärtiger Gesellschaft mit zugute komme, da sein Tod eine schwere Verantwortlichkeit auf sie geladen haben würde, so hoffe er, man werde ihm um so mehr eine kleine Beisteuer nicht versagen, als er trotz seiner Armuth auf die ihm rechtlich zustehenden Schmerzensgelder zu Gunsten seiner hohen Patronin Verzicht leiste. Uns andern war es bei der langen Rede des Mannes etwas komisch geworden. Dr. Crawford aber frägte ihn gutmüthig, auf welchen Beitrag er von seiten der Gesellschaft rechne. „Wenn mir der Herr vorläufig 1000 Pesos auf die Schuld abtragen ...“ — Ein schallendes Gelächter unterbrach ihn; da mich aber die Sache persönlich nicht weiter anging, so suchte ich mein Lager auf, und es ist mir unbekannt geblieben, auf welche Weise Hr. Crawford mit seinem Führer sich verständigte, da uns beide am frühen Morgen verließen. Auch der übrige Theil der Nacht sollte nicht ohne Störung für uns vorübergehen. Wölfe, von dem Geruch des Abendessens angezogen, umkreisten, laut heulend, unser Lager, und noch ehe es uns gelang, sie durch Schießen zu vertreiben, hatten die Pferde ihre Lassos zerrissen und in panischem Schrecken das Weite gesucht, ohne daß

während der Nacht daran zu denken war, sie wieder einzufangen. Die Mozos, welche mit Tagesanbruch nach ihnen ausgeschickt wurden, kehrten erst um 10 Uhr mit den Thieren zurück, die ihre Angst fast bis nach dem 4 Leguas entfernten Amecameca getrieben hatte. So blieb auch für diesen Tag die Besteigung des Vulkans unthunlich, und da Crawford, der den Versuch „für keine Million" mehr machen wollte, bereits abgereist war, und Hr. Walker nothwendiger Geschäfte wegen nach Mexico zurückkehren mußte, so setzten Schiaffino und ich, die wir allein noch übrig waren, die Ausführung der Unternehmung auf den folgenden Tag, einen Sonntag, fest.

Während ich die senkrechte Höhe des Pics über dem Niveau des Rancho trigonometrisch maß, wurden zu gleicher Zeit Vorkehrungen zu einer Tour nach dem Cerro de Tlalcanasco getroffen, und gegen 11 Uhr begaben wir uns auf den Weg. Dieser Gipfel liegt zwischen dem Popocatepetl und Iztaccihuatl in der Mitte, reicht aber nicht bis zur Schneegrenze. Von seiner Höhe herab genießt man eine herrliche Aussicht, die der vom Popocatepetl wenig nachgibt, während sie mit viel mehr Ruhe genossen werden kann. In westlicher Richtung liegen die Thäler von Mexico, Amecameca, Cuernavaca und Toluca; letzteres überragt von der schneebedeckten Nevada gleiches Namens; nach Osten liegt die Hochebene von Puebla ausgebreitet, in deren Mitte die Malinche thront; hinter ihr der Coffre de Perote und rechts der majestätische Orizaba, auf dessen nördlicher Seite die Schneegrenze merklich tiefer reicht als auf der Südseite. Zur Orientirung der Karte füge ich die folgenden, von mir gemessenen Horizontalwinkel an:

Pic de Orizaba . . O. 3° S.
Malinche . . . . . . N. 67° O.
Puebla . . . . O. 3° N.
Cholula . . . . O 7° N.
Iztaccihuatl . . . . N. 12° W.
Mexico . . . . W. 30° N.
Cerro de Toluca. . W. 3° S.

Der Name Tlalnacasco bedeutet „Ohr des Vulkans" und rührt daher, daß man auf dessen Spitze hören soll, was auf dem höhern Popocatepetl gesprochen werde. Ich kann die Behauptung nicht aus eigener Erfahrung bestätigen, noch weniger aber als Albernheit verwerfen. Daß die Intensität des Schalles nicht mit der Dichtigkeit der Luft abnimmt, wie man lange Zeit nachgesprochen hat, ist schon durch Hawksbee's Versuche widerlegt worden, und die Versuche, welche Bravais und Martins auf dem Großen Plateau des Montblanc anstellten, beweisen, daß die Schallstärke in Höhen von 7—12000 Fuß über dem Meere größer ist als in der Ebene. Nach den Versuchen, die Lacondamine 1740 auf dem Hochland von Quito und vier Jahre später in Cayenne anstellte, nimmt zwar die Geschwindigkeit des Schalls mit der Temperatur ab, doch keineswegs die Intensität, welche im Gegentheil bedeutend zunimmt, wovon sich Parry während seines Winteraufenthalts auf den Melville-Inseln überzeugte, und Lieutenant Foster erzählt, daß er während seiner Expedition bei 18° F. und einem Luftdruck von 30,14" mit einem Matrosen bequem sprechen konnte, der in einer Entfernung von 6696 Schritt stand.

Vom Tlalnacasco ritten wir über einen Bergrücken nach dem Cerro Nexpaiantla, der unterhalb des Pico del Fraile liegt und eine an dessen Fuß anfangende und bis ins Thal von Amecameca sich hinziehende Cañada begrenzt. Diese tiefe Schlucht mit ihren phantastisch zerrissenen Wänden fesselt den Blick und das Interesse, denn sie könnte bei Anlegung einer Eisenbahn von Mexico nach Puebla mit großem Vortheil benutzt werden, da der unter dem Cerro durchgetriebene Tunnel sehr bald und in großer Tiefe auf der andern Seite zu Tage führen würde. Wir stiegen in der Richtung des Rancho ostwärts und kamen zu einem aus Sand und Asche bestehenden Hügel, bei dem wir Scherben altindianischer Gefäße und Idole fanden, und in einer Tiefe von wenigen Fuß auf wohlerhaltene Antiken aus gebranntem Thon stießen. Man erzählte uns, daß schneeschürfende Indianer einen großen Theil derselben ausgescharrt und in Mexico verkauft hätten; allein noch immer ist der Hügel eine ergiebige Fundgrube, und der lockere,

meist aus leichter Asche bestehende Boden bietet dem Sammler nur geringe Schwierigkeit.

Nach dem Rancho zurückgekehrt, unterwarfen wir die für den folgenden Tag gemachten Vorbereitungen nochmals einer Prüfung und genossen der Ruhe, um am andern Morgen mit neuer Kraft und heiterm Muth das Ziel unserer Wünsche anzustreben.

Um 8 Uhr am folgenden Morgen brachen wir auf und erreichten, ohne uns einen Aufenthalt zu gestatten, nach einer Stunde das Cruz del Creston. Hier saßen wir ab und sandten unsere Pferde zurück. Darauf setzten wir dunkle Brillen auf, banden außerdem Schleier vor, schnallten die Eissporen an und ordneten Führer und Träger. Ein jeder von uns übernahm drei Mann zu überwachen. Der Vorderste von ihnen mußte Stufen in den Schnee hauen; die beiden übrigen waren durch ein langes Seil miteinander verbunden, welches einestheils dazu diente, uns daran halten zu können, anderntheils das heimliche Entweichen der Leute zu verhindern. Ein eisiger und heftiger Wind schnitt durch alle Glieder, und zugleich gönnte die Besorgniß widrigen Wetters keine Rast. So angestrengt, als es unsere Kräfte nur immer erlaubten, und ohne ein Wort zu sprechen, strebten wir höher und höher hinauf. Führer und Träger sanken wiederholt in den Schnee ein. Schiaffino blieb mit seinen Leuten weit zurück; aber unerbittlich und hart gegen den einen wie den andern, drängte ich rastlos und verlangend hinauf. Wenige Minuten vor 12 Uhr stieß der vorderste Indianer in geringer Entfernung über mir ein Jubelgeschrei aus und feuerte mich mit den lebhaftesten Gesticulationen an, ihm zu folgen. Seine Ungeduld war so groß, daß er mir entgegensprang und mit aller Anstrengung mich die letzte steile Höhe emporzog. Ein Sprung, und ich stand, ohne daß ich mich dem Ziele so nahe geglaubt hatte, am Rande des Kraters, dieser großen Opferschale auf dem Altar des Popocatepetl.

Ganz im Gegensatz zu dem grauenhaft großartigen Schlunde des Orizaba, bot der zu meinen Füßen aufgeschlossene Krater eher ein freundliches Bild dar. Die Sonne schien hell und erwärmend,

und das bunte Gestein der Wandungen des Kraters schimmerte in seiner ganzen Tiefe in herrlichen Farben. Der Boden des Schlundes war vollkommen erleuchtet, und außer dem unheimlichen Brausen, welches aus der Tiefe unser Ohr erreichte, und den senkrecht aufsteigenden Rauchsäulen der Respiraderos, besaß das vor uns liegende Bild keinen Zug, der ein unheimliches Gefühl erwecken konnte.

Unser Standort war auf der Nordseite des Schlundes. Zu beiden Seiten thürmten sich schwarze, durch einen Ueberzug von Lava verglaste Granitfelsen auf, deren Spalten, Risse und Höhlungen dichte Schwefeldämpfe aushauchten. Vollkommen senkrecht erheben sich die Wände des Kraters, besonders an der östlichen Seite mit einem mächtigen Schwefelüberzug von hochgelben Krystallen bedeckt, während auf den einzelnen horizontalen Vorsprüngen hoher Schnee ruht. Aus drei mächtigen Schloten, von denen zwei auf der nördlichen Seite, der dritte an der südlichen Ecke am Boden des Kraters sich öffnen, steigen weiße und blaue Dämpfe auf, und flüssiger Schwefel quillt aus ihnen hervor. Nachdem ich hier eine Skizze aufgenommen hatte, stieg ich bis zur höchsten Spitze des Berges hinauf, legte mich der Länge nach, das Gesicht in die Tiefe gerichtet, auf den Schnee, und genoß das Vergnügen eines wunderbar grauenvollen, aber fesselnden Anblicks; doch, vom Schwefeldampf betäubt, vermochte ich mich kaum aus meiner unbequemen Lage zu erheben.

Nach einem Rundgang um den Krater nach meinem ersten Standorte zurückgekehrt, bestimmte ich von hier aus den Umfang desselben auf ungefähr 8000 Fuß; die Tiefe des Kraters vom höchsten Rande bis zum Boden beträgt 1393 Fuß; der obere Durchmesser 2709 Fuß, der untere 750 Fuß; das Titelkupfer dieses Bandes gewährt dem Leser ein Bild des Kraters.

Nach Aussage von Leuten, welche die Sammlung des Schwefels als Gewerbe betreiben, sollen die drei Respiraderos täglich 9 Centner reinen Schwefel ausstoßen. Bedenkt man, daß Gold- und Silberminen im besten Falle eine unsichere und gefährliche Ausbeute gewähren, und daß der Krater des Popocatepetl die sei-

nem Schose entnommenen Vorräthe jeden Tag neu gebiert, so muß man gestehen, daß Mexico an dem Schwefel des Vulkans einen ebenso reichen als leicht und gefahrlos zu hebenden Schatz besitzt.

Der letzte Ausbruch des Popocatepetl liegt in ferner Vergangenheit, und doch haben seine Schlote nicht aufgehört, in Strömen von 1 Zoll bis zu 1 Fuß Durchmesser den reinsten Schwefel auszustoßen.

Gegen 4 Uhr traten wir den Rückweg an. In großen Sätzen, zuweilen tief in den Schnee einbrechend, eilte ich den Führern und meinen Gefährten voraus, langte in einer Viertelstunde am Cruz del Creston an und erreichte in dreiviertel Stunde den Rancho. Beinahe eine Stunde später traf auch Schiaffino mit unsern Leuten ein. Eine raschere und glücklichere Besteigung ist unmöglich, und was uns besonders wohlthat, war, daß keiner an den Augen litt oder sonst einen Unfall zu beklagen hatte.

Unsere Absicht war, am folgenden Tage den Rancho zu verlassen und nach Puebla zu gehen. Allein, als wir uns eben für die Nacht in unsere Decken eingewickelt hatten, brachten zwei unbekannte Burschen die Nachricht, Puebla habe sich aufs neue pronuncirt, und schon seit Freitag schlage man sich dort mit der größten gegenseitigen Erbitterung. Diese Nachricht war wohl geeignet, mich bestürzt zu machen, denn nicht allein, daß sie meinen Reiseplan kreuzte, sondern mein Gepäck befand sich schon in Puebla, und Crawford hatte versprochen, mir dorthin einen neuen Barometer nachzusenden. Der Plan, nach Puebla zu reisen, mußte also vorerst aufgegeben werden; deshalb schlugen wir am folgenden Morgen vom Rancho aus zuerst die Richtung nach Amecameca ein. An dem Punkte, wo der Weg von Puebla in den unserigen einmündete, begegneten wir einem Arriero, der von letzterer Stadt kam und die Nachricht von einem Pronunciamento für eine reine Erfindung erklärte. So angenehm mir die Versicherung war, ärgerte ich mich doch, durch die lügenhaften Burschen mindestens vier Stunden Zeit verloren zu haben. Ich selbst beschloß, von hier aus jetzt doch den Weg nach Puebla einzuschlagen, während Schiaffino

es vorzog, seine Richtung nach Mexico beizubehalten. So trennte ich mich hier von einem Freunde, dessen Andenken mir immer theuer bleiben wird, und von dem ich nicht zweifle, daß er bei seiner seltenen Begabung seinem Vaterlande große Dienste leisten kann.

Der Weg nach Puebla führt über den Gebirgspaß, welcher die beiden oft erwähnten Vulkane verbindet. Gegen 11 Uhr erreichte ich die Höhe, und der Weg zog sich dann abwärts durch einen dichten Wald von Pinien und Tannen. In geringer Entfernung von dem Rancho Pelo de Galinas begegnete mir ein Reiter, der mir die Ruhe in Puebla bestätigte und sich nicht abhalten ließ, ein gutes Stück des Weges mich zu begleiten. Im Lauf der Unterhaltung fragte er, ob ich jener Fremde sei, welcher den Popocatepetl bestiegen habe, und ob ich nicht seinen Onkel Don Gregorio und Don Pablo Perez in Amecameca kennen gelernt hätte. Als ich ihm darauf erwiderte, beide wären meine Begleiter bis zum Rancho Tlamacas gewesen, fuhr er fort: „Als Freund meiner Verwandten darf ich Sie nicht ungewarnt ihre Straße ziehen lassen: eine halbe Stunde von hier werden Sie einen Engpaß vor sich finden, in welchem mehrere Poblanos einen Hinterhalt gelegt haben. Da bei mir nichts zu holen war, ließ man mich ungehindert ziehen. Sie aber wird man auf jeden Fall angreifen und ausplündern.“ Er bezeichnete mir darauf einen Fußpfad, der links abführte, und sagte: „Etwas weiter ist es, aber er führt sie an dem Hinterhalt ungefährdet vorüber.“ Ich erforschte von ihm die Zahl der Räuber und erfuhr, es seien ihrer acht, nicht mehr und nicht weniger. „Nun wohl“, sagte ich, „ich habe Lust, diese Räuber wiederzusehen, und will diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.“ „Señor, ich beschwöre Sie, wählen Sie den Weg zur Linken; ich könnte es vor meinem Gewissen und vor meinen Verwandten nicht verantworten, gestattet zu haben, daß Sie diese Straße einschlugen.“ Ich schüttelte dem jungen Manne herzlich die Hand, mit den Worten: „Grüßen Sie Don Gregorio und Don Pablo. Sie haben Ihre Schuldigkeit gegen mich erfüllt, aber dem Rathe kann ich nicht folgen, weil ein Caballero aleman solchen Schuften nicht aus dem

Wege geht.“ Wir trennten uns. Kopfschüttelnd blickte er mir nach, und meine beiden Diener machten bedenkliche Gesichter. Ich mußte ihnen Muth einsprechen, ließ sie ihre Pistolen mit gespannten Hähnen in die Hand nehmen, machte meine eigenen Waffen fertig zum Gebrauch, und voranreitend verfolgte ich den Pfad.

Die Gegend gestaltete sich von Schritt zu Schritt wilder und malerischer; bald wand sich die Straße durch eine enge Schlucht, bald schlang sie sich als schmaler Steg um den Abhang der Berge; bald gewährte sie eine weite Fernsicht; bald sperrten Felsvorsprünge und finstere Tannen die Aussicht. Eine passendere Gegend für einen Raubangriff konnte es nicht geben, und seiner gewärtig lugten wir nach allen Seiten scharf aus; aber eine Windung der Straße um die andere, eine Schlucht nach der andern wurde zurückgelegt, ohne daß ein Räuber sich zeigte.

Gegen 2 Uhr erreichte ich den Saum des Waldes; die Straße fiel steiler bergab; ich passirte das Dorf Santiago Salichintla und erreichte eine Viertelstunde später San-Nicolas de los Ranchos. Mittlerweile hatte das Bedürfniß, Hunger genannt, sich sehr lebhaft fühlbar gemacht; doch vergeblich forschte ich nach einem Meson in einem Dorfe, wo nicht einmal eine Tienda existirte. Ich war deshalb hoch beglückt, als der Juez (Richter) mir sein Haus zum Absteigen, sowie Lebensmittel für Roß und Mann anbot. Als ich um 4½ Uhr das Dorf verließ, genoß ich eine jener Aussichten, welche sich dem Gedächtniß unauslöschbar einprägen und bei einem empfänglichen Sinn die Mühen einer langen Reise in Vergessenheit bringen. Auf der reichen Hochebene von Puebla lag die Malinche in den schönsten Farbentönen, und der Orizaba hob sein Haupt, von rother Glut umflossen, hoch empor. Zur Linken des Weges liegt ein Hügel, Teoton genannt, in Form einer Pyramide. Ein alter Mann erzählte mir, er habe den Berg vor langen Jahren bestiegen und sich überzeugt, daß er nicht künstlich aufgetragen sei; beim Nachgraben habe er viele Idole und andere indianische Alterthümer gefunden, aus welchen hervorgehe, daß die alten Indianer auf demselben Todtenopfer gefeiert hätten.

Die dunkle Nacht, blos von den Sternen gelichtet, war längst

hereingebrochen; nur der majestätische Popocatepetl zeigte noch im letzten Schimmer des entschwundenen Tages die Contouren seiner gigantischen Schultern. Pferde und Menschen waren aufs äußerste erschöpft, als gegen 8 Uhr Cholula uns aufnahm. Früh am Morgen saß ich bereits wieder im Sattel, und um 9 Uhr kamen wir in Puebla an.



Ruinen von Coxcotlan.

II.

Von Puebla bis Oaxaca.

Verändertes Aussehen von Puebla. Tepeaca. Venta del Corte. Bereitung der Tortillas. Ankunft in Tehuacan. Ausflug nach den Lagunen von San-Bernardino. Das Fest der heiligen Katharina. Geschichtliches über Tehuacan. Untersuchung seines als Heilmittel gerühmten Trinkwassers. Die Maulthierzucht. Die Sierra de Tehuacan. Coxcotlan und seine Ruinen. Der Balsambaum (Myroxylon peruiferum). Vampyre. Der mexicanische Upasbaum (Hura crepitans). Die Hacienda von Tilapa. Ein chevaleresker Geistlicher. Jagdpartie. Morgengebet der Indianer. Das südliche Kreuz. Der Iguan (Iguana rhinolopha, Wiegm.), eine gute Speise. Cuiotepec und seine Ruinen. Das Dorf Cuicatlan. Jagd im Thal des Rio de las Vueltas. Der Puma oder Cuguar (Felis concolor). Ein Seelenhirt mit seiner Heerde auf Reisen. Gefährliche Wege. San-Juan del Estado. Villa de Etla. Ankunft in Oaxaca.

Seit ich Puebla nicht mehr gesehen, hatte dessen Physiognomie Veränderungen erlitten, die nicht verfehlen konnten, auf den An=

kömmling einen schmerzlichen Eindruck zu machen. Die Straßen, welche ich zuerst betrat, lagen theilweise in Ruinen; Trümmer von Barrikaden, große Haufen Steine, aus dem aufgerissenen Pflaster gebildet, hinderten bald mehr bald weniger die Passage für Menschen und Thiere. Lautlose Stille herrschte in den Straßen und im Innern der Wohnungen. Viele der nicht zerstörten Gebäude waren geschlossen; andere, von ihren rechtmäßigen Eigenthümern verlassen, standen öde oder waren von Leperos und ähnlichem Gesindel in Besitz genommen: alles bot das häßliche Bild der schrecklichen Folgen des Bürgerkriegs. In dem Maße, als wir uns dem Mittelpunkt der Stadt näherten, gewann der Verkehr an Lebhaftigkeit; aber es herrschte nicht jene geordnete, von den Geschäften des Friedens bedingte Thätigkeit, sondern Spannung, Neugier und Leidenschaft lag in den Zügen und den Geberden der uns Begegnenden. Und wenn auch die Hochwasser der Leidenschaften bereits wieder in ihr Bett zurückgetreten waren, so blieben die Spuren der angerichteten Verheerung nur zu sichtbar.

Das Meson von San-Antonio, in welchem ich früher Herberge gefunden hatte, fand ich als Schutthaufen wieder. Ich richtete deshalb meine Schritte zur Wohnung meines bereits früher erwähnten Gastfreundes Becker, und fand dort auch die gastfreundlichste Aufnahme während dreier Tage.

Der Gouverneur der Stadt und Provinz war Hr. Garcia Conde, an welchen ich Empfehlungen hatte. Als ich ihm dieselben überreichte, beglückwünschte er mich nicht nur über meine gelungene Besteigung des Popocatepetl, sondern insbesondere auch wegen meiner glücklichen Ankunft in Puebla; denn wenn auch gegenwärtig die Sicherheit der Person und des Eigenthums in der Stadt hergestellt scheine, so sei dies doch von der Umgegend durchaus nicht zu glauben, in welcher sich noch lange räuberische Banden unter dem Namen von Pronunciados umhertreiben würden; es sei daher auch seine Pflicht, mich nicht ohne Schutz abreisen zu lassen, sondern eine Escorte mir zur Bedeckung zu geben. Obwol ich letzteres durchaus nicht annehmen wollte, weil ich meiner Erfahrung

zufolge mehr auf mich selbst als auf den Schutz mexicanischer Soldaten vertraute, bestand er doch darauf, und als ich am 23. Januar, morgens 8 Uhr, das Haus meines Freundes verließ, schloß sich mir ein kleines Detachement Ulanen an, welches beordert war, mich wohlbehalten nach Tehuacan zu bringen.

Außerhalb des Thores führte mich mein Weg zuerst auf die belebte Straße von Vera-Cruz. Lange Züge schwerbeladener Maulthiere, welche ausländische Erzeugnisse aus der Hafenstadt nach der Metropole brachten, regten dicke Staubwolken auf, und die einförmigen Gestalten der Indianer, welche in langer Zeile an uns vorübertrabten, waren nicht geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln oder für den monotonen Charakter der Gegend zu entschädigen. So ritten wir in scharfem Trabe und erreichten um 9 Uhr das Dorf Chachapa und um 10 Uhr Amazoc, ein kleines Städtchen, dessen Bewohner weit und breit in der Republik als die geschicktesten Arbeiter in Stahl und Eisen berühmt sind. Mehrmals hatte ich Gelegenheit gehabt, hier verfertigte, reich und künstlich mit Silber incrustirte Pferdegebisse, Säbelgriffe, Sporen u. s. w. zu bewundern, und mich gefreut, dergleichen an der Quelle meinen Freunden in Europa zum Geschenk einkaufen zu können. Allein, wie es scheint, erlauben die unsichern Verhältnisse des Landes nicht, auf Lager zu arbeiten, denn vergebens fragte ich die ganze Stadt durch, ohne auch nur ein Paar Sporen aufzutreiben, und auf das Erbieten, auf Bestellung für mich anzufertigen, was ich verlange, konnte ich selbstverständlich nicht eingehen.

Wie sich bereits auf dem kurzen Weg herausgestellt hatte, waren meine Lastthiere für eine rasche Reise zu schwer bepackt; um daher von meiner kriegerischen Begleitung einigen Nutzen zu ziehen, beauftragte ich dieselbe, eine Mula oder wenigstens einen Langohr zu requiriren, um bis Tehuacan die Bürde meiner Lastthiere zu theilen. Nach langem vergeblichen Suchen kehrten sie mit einem abgetriebenen und störrischen Esel zurück, dem einzigen Vierfüßer aus dem Genus Equus, den sie hatten auftreiben können.

Nachdem die Vertheilung des Gepäcks bewerkstelligt war, brachen wir um 12 Uhr auf und erreichten nach einer starken Stunde Te-

peaca. Das Städtchen liegt 8 Leguas von Puebla und mehr als 30 in südöstlicher Richtung von der Hauptstadt. Der alte Name desselben war Tepeyaca, d. h. Bergschnabel. Die Spanier, welche hier im Jahre 1520 eine Niederlassung gründeten, nannten sie Segura de la Frontera. Im Unabhängigkeitskriege erlangte sie ein historisches Interesse durch einen Sieg über die königlichen Truppen. Der Anführer meiner Escorte war ein alter Mann, den ich bereits unterwegs durch meine Puros, welche er vortrefflich fand, sowie durch eine gewisse Achtung, die ich schon seinem weißen Haar schuldete, gewonnen hatte. Als wir uns daher um einige Erfrischungen niedergelassen hatten, löste der vortreffliche Catalan und alte Erinnerungen die Zunge meines neuen Freundes, und mit vielem Wohlgefallen sprach er von der ruhmvollen Schlacht vor Tepeaca, die er unter dem General Hevia mitgefochten hatte.

„General Bravo hatte von Izucar aus die Nachricht an Herrera gelangen lassen, daß er einen Angriff erwarte, und ihn aufgefordert, zu seiner Unterstützung zu eilen. Zu gleicher Zeit hatte Herrera sich in Huemantla festgesetzt und einen Kapitän der pueblaner Dragoner zur Ausforschung der Stellung Bravo's vorausgeschickt. Hevia, von der Macht Herrera's unterrichtet, schickte sich an, diesen anzugreifen, der, statt sich mit Bravo zu vereinigen, seine eigene Position zu behaupten beschloß. Am 22. April des Jahres 1821 erschienen wir, etwa 1300 Mann Infanterie und 100 Pferde stark, vor Tepeaca und setzten uns auf den Höhen fest, welche die Stadt beherrschen. Herrera suchte durch das feste Pfarrhaus und das Kloster San-Francisco seine Flanke zu decken und besetzte durch seine Cavalerie, die das Sechsfache der unserigen betrug, alle Zugänge. Den 23. entspann sich ein Tirailleurgefecht, und am 24. griff uns Herrera an. Vier Colonnen von je 140 Mann sollten durch einen Bajonnetangriff sich der Höhe bemächtigen. Angriff und Vertheidigung waren gleich hartnäckig; da es aber einer der Colonnen mislungen war, uns in den Rücken zu fallen, auch die feindliche Reiterei des coupirten Terrains wegen nicht wirken konnte, so gelang es uns, nach mehrstündigem

heißen Kampfe, die stürmenden Colonnen zurückzuwerfen und Herrera zu zwingen, seine Stellung zu räumen und sich in der Richtung von Acalcingo zurückzuziehen. Wir besetzten noch in der Nacht das Kloster und verfolgten am andern Tage den Feind."

Ich habe die Erzählung eines Vorganges, der in den Bürgerkriegen dieses Landes gar häufig vorkommt, wol wiederholt, aber gesucht, meinen Leser mit der Aufzählung der unendlichen Details zu verschonen, welche mir mein redseliger Gefährte, wie dies ja alte Soldaten immer gern thun, der Länge und Breite nach gegeben hatte.

Es war gerade Markt im Städtchen, und da unser Quartier an der Plaza-Mayor lag, so konnte ich das rege Getreibe recht bequem mit ansehen.

Die Gegenstände des Marktes beschränkten sich auf Früchte, rohen bauwollenen Stoff, Pulque, Tortillas und hauptsächlich Chile (Spanischen Pfeffer), der in fast größern Quantitäten als das tägliche Brot verkauft und genossen wird.

Indianer bildeten sozusagen allein das Publikum; die Männer, betrunken oder im Begriff es zu werden, die Frauen, bekleidet mit einem Hemde, einem um die Hüften geschlungenen Tuche mit rothem und blauem Saum, eine halbe Kürbisschale statt des Huts auf dem Kopf und ein Kind rittlings mit dem erwähnten Tuche aufs Kreuz gebunden, waren Gestalten, wohlgeeignet, Mitleid zu erregen, am meisten aber die schon so frühe zum Reiten verurtheilten, hülflosen Kinder, „sordidi nati" des Horaz, deren Augen, Nasen und Mund dick und schwarz von Fliegen bedeckt waren.

Von Tepeaca zog sich der Weg abwärts, und wir betraten eine Ebene, in welcher wir die Dörfer San-Hipolit und Purificacion passirten. Beide Ortschaften bestehen nur aus elenden Hütten, aber sie besitzen stattliche, ja prachtvolle Kirchen, wie wenige Städte Deutschlands aufzuweisen haben. Man fragt sich bei diesem Anblick unwillkürlich: Ist es Armuth oder geistige Verkommenheit, welche die Bevölkerung zwingt, sich mit solch elenden Hütten zu begnügen? Welches auch als Grund dafür angegeben werden mag,

so liegt die Hauptursache jedenfalls in dem Treiben der Pfaffen. Manche Schriftsteller haben das Schätzesammeln von Klöstern und geistlichen Stiftern mit dem Meere vergleichen wollen, welches die Ströme der ganzen Welt nur deshalb aufnehme, um sie in anderer Form als befruchtenden Regen und Thau der ganzen Erde wieder zurückzugeben; allein dies ist eine Entstellung der Wahrheit, denn die Erfahrung hat uns stets reiche Klöster und Stifter in einer verarmten, ausgesogenen, physisch und moralisch verkommenen Umgebung gezeigt. Wir könnten als Beleg Städte in Deutschland nennen, welche vor 1803 ganz dasselbe Bild darboten: eine reiche Abtei mit prächtigen Kirchen und Klostergebäuden, Gärten, Jagdgründen und Schlössern, umgeben von den elendesten Hütten, in welchen ein Menschenschlag hauste, der eines bessern Geschicks kaum werth zu nennen war.

Nach 5 Uhr erreichten wir die Venta del Corte, ein einzelnes Gehöft, auf der Hälfte des Weges zwischen Puebla und Tehuacan, welches deswegen von Reisenden vielfach als Nachtstation gewählt wird. Auch ich hatte es als Ziel der Tagereise angenommen, und nachdem wir uns nothdürftig für die Nacht installirt hatten, forschten wir bei der Herrin des Hauses nach den Vorräthen der Speisekammer; allein da schien es traurig auszusehen, denn auf alle Fragen nach Fleisch, Eiern und Frijoles, ja selbst Tortillas, war die stereotype Antwort: „No hay!“ („Es gibt keine!“) Mein alter Kapitän legte sich ins Mittel, denn nachdem er dieser Unterhaltung zugehört, verschwand er stillschweigend durch die Hinterthüre; es fiel ein Schuß, daß die Wirthin vor Schreck nach der Heiligen Jungfrau von Guadalupe schrie und sich bekreuzte; da trat aber auch schon mein alter Reisegefährte wieder ein und hielt uns ein eben geschossenes Huhn triumphirend entgegen. Bei seinem Anblick verwandelte sich der frühere Schrecken der Frau in wilde Wuth und lautes Geschrei über ihr armes, gemordetes Huhn. Allein es war geschehen und wurde alsbald zu unserm Souper vorbereitet; es erübrigte nur noch, daß die weibliche Bevölkerung des Hauses mit sanfter Gewalt an das harte Geschäft gesetzt wurde, uns rasch Tortillas zu bereiten. Diese höchst mühsame Arbeit ge-

hört blos den Frauen und wird auf dieselbe Weise verrichtet, wie ich dies in den östlichen Ländern der Alten Welt und im ganzen innern Afrika sah, d. h. der vorher eingeweichte Mais wird mittels der Hände zwischen zwei Steinen zerrieben, zu einem Teige angemacht und in der Form von dünnen Kuchen auf erhitzten Platten gebacken. Das ganze Geschäft der Zubereitung liegt, wie gesagt, den Frauen ob und füllt, bei einer etwas zahlreichen Familie, deren Zeit so gänzlich aus, daß ihnen für die Erziehung der Kinder und für ihre eigene Pflege wenig oder gar keine Zeit mehr übrigbleibt. Von den 8 Millionen Einwohnern Mexicos leben gewiß 5 Millionen ausschließlich von diesen Tortillas, und eine zahlreiche Familie bedarf pro Tag und Kopf acht Stück derselben. Eine geschickte und flinke Hausfrau muß aber ihre Zeit sehr zu Rathe halten, wenn sie die für eine Haushaltung von acht Köpfen nöthigen Tortillas Tag für Tag fertigen will. Somit gebrauchen 5 Millionen Menschen täglich 40 Millionen Stück Tortillas, mit deren Bereitung 625000 Frauen, d. h. der achte Theil der Gesammtbevölkerung, unausgesetzt beschäftigt sind, während bei unserer Art des Brotbackens zwei bis drei gemeinschaftlich arbeitende Männer den Consum für tausend Mann bequem backen können, die Arbeit also nur ein Vierhundertstel der vorhandenen Kraft in Anspruch nimmt. Bei der Bereitung der Tortillas ist es nicht der Act des Backens, sondern der des Zerkleinern des Mais, welcher Zeit und Mühe absorbirt. Da diesem Uebelstande aber dadurch leicht abgeholfen wäre, wenn das fertige Mehl den Consumenten durch Mühlen geliefert würde, so muß man sich nur darüber wundern, daß bisjetzt blos die größern Städte Mahlmühlen aufzuweisen haben, während auf dem Lande nicht einmal Handmühlen vorhanden sind.

Um 7 Uhr morgens verließen wir die Venta und kamen in raschem Trabe, den ebenen Weg verfolgend, um 10 Uhr in Tlacotepec an. Es ist dies ein großes Dorf mit wenigen Häusern, aber vielen Ruinen und fünf prachtvollen Kirchen. Wenn irgendein Ort, so bietet dieser ein Bild der Pfaffenherrschaft und des Glücks einer unter dem Krummstab wohnenden Gemeinde. Das Misverhältniß zwischen den kirchlichen Prachtbauten und den ärm-

lichen Hütten der Bewohner erklärt sich nur, wenn man die enormen Abgaben kennt, welche der Geistliche für Geburten, Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Seelenmessen, Kirchenstrafen und unter allen erdenklichen Vorwänden mit der unerbittlichsten Strenge eintreibt, sodaß dem Indianer kaum mehr als das nackte Leben übriggeblieben ist.

Um 12 Uhr, nach einem zweistündigen Aufenthalt, verließ ich Tlacotepec. Ein weites, unbebautes Feld lag vor uns; der Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub auf, und kein Samum Afrikas ist mir je lästiger gefallen als dieser Südost. Die einzige Vegetation waren Cacteen der verschiedensten Species und meist in gigantischen Formen. Besonders häufig war der kugelige Cactus (Cactus melocactus), der Wasser eingeschlossen enthält und deshalb in Gegenden wie diese, und besonders während der trockenen Jahreszeit, von Hirten häufig aufgesucht wird. Um 2 Uhr passirte ich das elende Indianerdorf San-Andres und eine halbe Stunde später Tepango, welches einige gemauerte Häuser, dafür aber auch eine große und schöne Kirche besitzt. Die Straße hatte bis hierher stets bergauf geführt; erst gegen 4½ Uhr erreichten wir die Höhe, worauf sich der Weg thalwärts zog, einer steilen Kalkfelswand entlang, mit vielen, theilweise bedeutenden Höhlen. Endlich gelangten wir in die Ebene von Tehuacan; noch eine letzte Wendung der Straße, und das Städtchen lag ausgebreitet vor uns.

Meine Empfehlungsbriefe waren an einen deutschen Kaufmann, Hrn. Hermann Hoppenstädt, gerichtet, weshalb ich mich direct nach seinem Hause wandte und aufs gastfreundlichste aufgenommen wurde.

Von verschiedenen Seiten waren mir Wunder von den Lagunen de San-Bernardino erzählt worden, welche hoch oben im Gebirge liegen und einer unglaublichen Menge von Wasservögeln zum Aufenthalt dienen sollten. Ich konnte es nicht erwarten, diese Merkwürdigkeiten mit eigenen Augen zu schauen, und machte mich deshalb gleich am folgenden Nachmittag, nur von einem Diener begleitet, auf den Weg dorthin. Die Straße führte in südöstlicher Richtung, den Cerro Colorado zur Linken lassend, durch das

Dörfchen San-Andres zu den Ruinen des frühern Tehuacan, welches der dort heimischen kalten Fieber wegen verlassen worden war. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als ich die Hacienda de la Trinidad erreichte, an deren Administrator ich empfohlen war. Die Hacienda ist eine jener großen Besitzungen, wie man sie in Mexico häufig findet; 20 Leguas lang und fast ebenso breit, trägt das Grundeigenthum nur einige steinerne Gebäude, und erzeugt etwas Mais und Gerste. Achtzig Stück Rindvieh, einige Schafe und Ziegen, sind außer den Pferden im Stalle, die einzigen zahmen Thiere, welchen das weite Gebiet als Weide dient, da der bei weitem größte Theil aus Mangel an Arbeitern wüst und unbebaut daliegt. Anstatt mir einen Führer zu geben, bot sich der Administrator Don Marcos an, mich persönlich nach den Lagunen zu begleiten. Um 7 Uhr des andern Morgens verließen wir die Hacienda und lenkten bald in eine enge Bergschlucht ein, in deren Grund ein kleines Gebirgswasser in wilden Sprüngen dahinpolterte, aber in so launischen Krümmungen, daß wir wol zweihundertmal das Bett durchreiten mußten, bis wir gegen 10½ Uhr in San-Bernardino, einem aus drei bis vier Hütten bestehenden Ort, anlangten.

Die beiden Bergseen befinden sich auf dem Grunde zweier steil abfallenden Kesselthäler, welche bei oberflächlicher Betrachtung für ehemalige Krater gehalten werden könnten. Der größere liegt 60 Fuß höher als der kleinere, und hat einen Umfang von ungefähr 1½ Legua, während letzterer nur ¾ Legua im Umfange mißt; die Form beider ist sehr unregelmäßig und die Tiefe des Wassers sehr verschieden; denn während das Niveau des kleinern bei starken Regengüssen bedeutend steigt, soll die Tiefe des größern, nach Aussage der Anwohner, stets gleichbleiben. Die Umgebung wird von kahlen Bergwänden gebildet, und die Wasserfläche, nur spärlich von Rohr und Binsen eingefaßt, lag, von keinem Windhauch bewegt, vor uns. Allerdings wurde sie von vielen Wasservögeln belebt, und für einen gewöhnlichen Jäger war der Anblick recht erfreulich; allein der Reichthum an Species war nicht groß. Am häufigsten war Fulica americana, die kaum von F. atra zu unter-

scheiden ist, sodann Anas acuta und ein anderer, unserm Podiceps minor ähnlicher, aber noch nicht beschriebener, kleiner Steißfuß. Von allen drei Species hätte ich mit leichter Mühe sehr viele Exemplare erlangen können, begnügte mich aber, der Schwierigkeit des Transports halber, mit wenigen, für meine Zwecke ausreichenden Stücken.

Auf dem Rückwege, zu welchem Don Marcos einen andern Pfad eingeschlagen hatte, kamen wir durch ein kleines Dorf, in welchem offenbar ein bedeutendes Fest begangen wurde. Tische waren im Freien aufgeschlagen, Ochsen geschlachtet, und beim Klange vieler verstimmter Guitarren wurde getanzt, gelacht und vor allem Pulque getrunken. Meine Neugier wurde damit befriedigt, daß man mir sagte, man feiere heute das Fest der heiligen Katharina, und der Mayordomo derselben bewirthe, wie es seine Pflicht sei, deren getreue Verehrer. In diesem wunderlichen Lande berühren sich Himmel und Erde, wie sonst Stadt und Land, und jeder Heilige dort oben hat hienieden seine Kirche, seine Villa, seine Haushofmeister und seinen vollständigen, vom Herrn Pfarrer ernannten und überwachten Haushalt. An den Festen, welche den Namen des betreffenden Heiligen führen, geben die Verwalter der Domänen des himmlischen Fürsten, Mayordomos genannt, deren getreuen Unterthanen Feste, um sie in guter Laune und Bereitwilligkeit zu erhalten, die schuldigen Steuern und Abgaben zu zahlen.

Abends 7 Uhr kamen wir zu der Hacienda de la Trinidad zurück, und am folgenden Morgen traf ich wieder in Tehuacan ein, wo ich nun Zeit hatte, mich einigermaßen umzusehen.

Die Gründung des heutigen Tehuacan fällt in das Jahr 1660. In einem Manuscript, welches ich im Archiv der Stadt durchsah, heißt sie anfangs Tehuacan de la Cueva, und erst später führt sie den Beinamen de las Granadas, vermuthlich wegen des häufigen Vorkommens einer Passiflora (P. maliformis L.), die ich nirgends sonst so häufig und so vollkommen wie hier angetroffen habe. Ihre Samenkapseln, Granadillas genannt, sind mit einer weichen Pulpe vom herrlichsten Geschmack angefüllt und gewähren einen sehr erquickenden Genuß. Man pflegt die harte Schale aufzubrechen und

den Inhalt auszusaugen; ich nannte sie deshalb scherzweise vegetable oysters (vegetabilische Austern), welcher Name ihnen bei meinen Bekannten auch verblieb. In andern Manuscripten wird die Stadt Ciudad de los Indios genannt, und als Grund dafür angeführt, daß die Indianer das Recht der Gründung, für welches die Spanier dem damaligen Vicekönig 1500 Thlr. geboten hatten, mit 5000 Thlr. ansteigerten.

Die Stadt liegt am obern Rande einer Ebene, die, allmählich abfallend, endlich jene ferne Bergkette erreicht, in welcher der Cerro Colorado sich auszeichnet. Sie ist im Quadrat gebaut, ihre Straßen sind regelmäßig, und hoch über die Häuser, deren sie 360 zählt, erheben sich die luftigen Thürme von El Carmen, San-Francisco, San-Juan de Dios und des Calvario.

Besondere Erwähnung verdient das Trinkwasser von Tehuacan, das, nach Aussage der Bewohner und Aerzte des Orts, ein Remedium gegen Blasenstein sein soll und vielen Kranken, wenn nicht vollständige Heilung, doch bedeutende Erleichterung verschafft. Als ich die Wasserleitungen außerhalb der Stadt besuchte, fand ich die Binnenwände des Gemäuers stark mit kohlensaurem Natron incrustirt. Eine von meinem der Wissenschaft zu früh entrissenen Freunde, Professor Schloßberger in Tübingen, angestellte Analyse des von mir mitgebrachten Trinkwassers ergab ein specifisches Gewicht von 1,005 bei 22° C. und für die festen Bestandtheile 0,053 Procent. Von diesen bildete das kohlensaure Natron den Hauptbestandtheil und das etwa wirkende Element, da die Menge an Chlornatrium sowie schwefelsauren und Kalksalzen zu unbedeutend ist. In Farbe und Geschmack zeichnet sich das Wasser gar nicht aus.

Meine Escorte sammt Esel hatte mich in Tehuacan verlassen, und ich sah mich genöthigt, mich um ein gutes Saumthier zu bemühen. Mein Gastfreund Hoppenstädt war ganz der Mann, durch seine Kenntnisse mir die Wahl zu erleichtern. Er beabsichtigte im kommenden Frühjahr eine Mula-Stuterei anzulegen, und theilte mir darüber manches mit. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, von einer solchen Anlage Einsicht zu nehmen; da aber diese

Thiere zu einem mexicanischen Gemälde nothwendig gehören, so ziehe ich aus, was ein anderer Schriftsteller, Hr. Uhde, darüber in seinem Buche „Die Länder am untern Rio Bravo del Norte" sagt:

„Die Zucht der Maulthiere ist mühsamer als die der Pferde, da die Stuten sich nur ungern mit dem Eselhengst abgeben und ohne einen Pferdehengst, der die Heerde bewacht und zusammenhält, auseinanderlaufen und sich andern Heerden anschließen würden. Man greift daher zu sonderbaren Mitteln, um dem Pferdehengst die Begattung unmöglich zu machen, ohne ihm jedoch seinen Mannescharakter zu benehmen. An der Küste durchschneidet man gewöhnlich dem jungen Hengst den Samenstrang und bildet eine künstliche Fistel unterhalb der Hoden, aus welcher bei der Begattung der Samen ausfließt, sodaß die Stute nicht befruchtet wird und deshalb dem Esel den Zutritt gestattet; im Innern des Landes dagegen bindet man während der Brunstzeit der Stuten das männliche Glied des Hengstes durch einen mit Fett weichgemachten Lederriemen an die Schwanzwurzel, in der Weise, daß das Thier im gewöhnlichen Zustande nicht genirt ist, aber der Coitus unmöglich gemacht wird. Der Eselhengst, den man gleich nach der Geburt von seiner Mutter weggenommen und durch eine Pferdestute hat großsäugen lassen, weidet mit der Heerde, und troß des Widerstandes der Stuten gelingt es ihm durch unermüdliche Ausdauer, die meisten zu befruchten.

„Es ist ein komischer Anblick, eine Heerde Stuten mit ihrem kleinen Gemahl zu sehen, welcher von Jugend auf an sie gewöhnt werden muß, damit eine Zucht erzielt werden kann. Da die Stuten anfänglich zu ihrem Bruder Langohr sehr wenig Neigung zeigen, stoßen sie seine Liebesbezeigungen, wenn er zur Begattungszeit sich ihnen nähert, hartnäckig von sich, ihn beißend, schlagend und von ihm fliehend. Dies stört ihn jedoch wenig, und durch Geduld und Energie erreicht er stets seinen Zweck."

Theilweise die Beschaffung einer Mula, theilweise der freundliche Zwang, den Hr. Hoppenstädt meiner Abreise entgegensetzte, hatten diese bis Sonnabend, den 31. Januar, verzögert. An diesem

Tage verließ ich morgens 10 Uhr Tehuacan in der Absicht, zunächst die Ruinen von Coxcotlan zu besuchen. Der Weg führte anfänglich über die öde Kalkebene, welche die Stadt nach allen Seiten umgibt. Sobald diese aber hinter mir lag, wandte sich der Pfad zwischen grünenden und blühenden Gebüschen durch, die von zahlreichen Vögeln belebt waren. Um 12½ Uhr stieg ich eine Cañada hinab und war überrascht von dem plötzlichen Wechsel der Scene. Die reichste Tropenlandschaft breitete sich vor mir aus, und von Palmen umgeben blickte freundlich der Rancho Vario de San-Antonio hervor. Eine Stunde später passirte ich die Venta Negra, eine kleine Hacienda, hinter welcher in geringer Entfernung der Weg unter rechtem Winkel abbog und mich in einer Viertelstunde in das Dorf San-Sebastian führte. Einige Strohhütten sind alles, was von einer Gemeinde übriggeblieben ist, die so zahlreich gewesen sein muß, daß sie zweier großen Kirchen bedurfte, oder wenigstens so reich war, daß sie die Baukosten aufbringen konnte. Die hohen Kuppeln und Thürme vertreten heute die Stelle von Wegweisern, und die zahlreiche Geistlichkeit ist, gleich der Wanderheuschrecke, weiter gezogen, als sie keine Nahrung mehr fand.

Nur mit Mühe gelang es mir, über den ferner einzuschlagenden Weg Erkundigungen einzuziehen, da niemand spanisch verstand noch weniger sprach. Die Einwohner gehörten zum Stamme der Misteken, deren Gebiet sich bis hierher ausdehnte. Die Physiognomien der Leute waren angenehmer als ich sie bisher unter Indianern gefunden hatte. Die Männer unterschieden sich in Hinsicht der Kleidung zwar nicht von andern Indianern, aber die Frauen trugen als einziges Kleidungsstück nur ein Tuch, welches als enger Rock um die Hüften geschlagen war und bis über die Knie reichte. Der ganze Oberleib war nackt. In Mexico hatte ich diese Tracht noch nicht gesehen, wol aber in Nubien, Kordofan und andern Orten gefunden. Im ganzen war es ein kräftiger, wohlgebauter Menschenschlag, unter dem es sogar vollkommene Schönheiten gab, wie ich an einem Mädchen sah, das, 13—14 Jahre alt, zur vollkommenen Blüte gereift war. In geistiger Beziehung scheinen sie, wie alle Indianer, sehr tief zu stehen.

Von San-Sebastian näherte ich mich der Bergkette, die bei Tehuacan mit dem Cerro Colorado beginnt, in südsüdwestlicher Richtung sich bis Coxcotlan zieht und Hügel mit einer relativen Höhe bis 2000 Fuß enthält. Im Munde der Eingeborenen heißt sie schlechtweg das Gebirge, weshalb ich ihr den Namen Sierra de Tehuacan beilege. Unter den Cactusarten, welche die kahlen Bergwände und Höhen bedecken, zeichnen sich besonders der Organos- und Candelaber-Cactus aus, welche vollständige Cactusforste bilden. Ihre bizarren Gestalten begleiteten uns etwa eine halbe Stunde und wurden in einer tiefern Region fast plötzlich von Zuckerrohrfeldern abgelöst, und schattige Baumgruppen, unter welchen man einherschreitet, gewähren hier und da dem Wanderer Rast und Kühlung.

Um 4 Uhr kam ich in Coxcotlan, einem Städtchen von ungefähr 1000 Einwohnern, an. Es liegt 9 starke, beinahe 10 Leguas in südöstlicher Richtung von Tehuacan. Die aus Cacteen der verschiedensten Arten gebildete Vegetation verleiht der Landschaft einen so eigenthümlichen Charakter, daß ich auf dem Ausfluge, den ich noch am Abend meiner Ankunft nach den nahegelegenen Ruinen von Sansuanchi machte, eine Skizze der Gegend aufnahm und als Titelbild zu Anfang dieses Kapitels dem Leser aufbewahrt habe. Ein prachtvoller Sonnenuntergang überzog Berge und Ruinen mit rothem Gold und malte Wolken, Laub und Stein mit so herrlichen Tinten, daß mir nie der Abstand zwischen Natur und Kunst greller gegenwärtig gewesen ist, während die starren, geradlinigen Organos- und Candelaber-Cacteen in düsterer Größe wie wunderliche Hieroglyphen auf dem lichten Hintergrunde des Himmels sich abzeichneten. Ueber die erwähnten Ruinen erhielt ich von der dortigen Localbehörde Mittheilungen, welche ich in den folgenden Zeilen benutzt habe.

Zwischen vorspringenden Ausläufern der Berge erhebt sich sanft ansteigend eine etwa 100 Meter lange und breite Ebene. Inmitten derselben steht ein kleiner Hügel, dessen quadratische Basis eine Seitenlänge von 50 Meter hat; die Höhe desselben beträgt 20 Meter. Beim ersten Anblick glaubt man, nur einen natürlichen oder doch kunstlos aufgeschütteten Hügel zu erkennen; allein eine

Ecke, an welcher eine Nachgrabung unternommen wurde, zeigt ein auf 10 Meter Länge und 1 Meter Höhe bloßgelegtes Mauerstück. Da diese Mauer in der Höhe von 1 Meter schon 5 Zoll aus der Richtung des Bleiloths tritt, so hat man daraus auf eine pyramidale Form der Totalconstruction geschlossen. Neben diesem erstern Mauerreste finden wir einen ehemals größern Hügel, der jedoch infolge der vielen Durchwühlungen heute der kleinere ist. In den Jahren 1825 und 1826 ließ es der dortige Pfarrverweser Don Andreas Garcia Gomez sich viel Geld kosten, in das Innere einzudringen; die Schätze aber, nach denen er suchte, bestanden, außer einer kleinen goldenen Eidechse, in Gegenständen aus gebranntem Thon, die ihm ein geringer Lohn seiner Mühe schienen. Bei einer andern Nachgrabung stieß man in geringer Tiefe auf eine Mauerwand und Säulen aus Kalk und Backsteinen, welche einen mittlern Raum einschlossen, in dem man einen Tisch oder Altar aus demselben Material und zwei Idole aus gebranntem Thon fand. Diese Idole waren 1 Meter hoch und stellten einen Mann und ein Weib dar. Die erwähnte Wand war mit verschiedenen Figuren oder Hieroglyphen bedeckt, aber sie wurde zerstört, weil man die Nachgrabung ihrer Erhaltung nicht opfern wollte. Ein anderes mal sollen fünf bis sechs marmorne Gefäße ausgegraben worden sein, welche Ringe, Siegel und andere Gegenstände von Gold enthielten. Die zahlreichen Mauertrümmer, welche den Abhang des Gebirges in der Richtung von Süd nach Nord bedecken, lassen auf das Vorhandensein einer ehemaligen Stadt schließen. Sie bilden ein Chaos von Hügeln und Trümmern, aus denen nicht mehr zu ersehen ist, ob sie von Gassen durchschnitten wurden.

Im Garten des Hauses, welches ich bewohnte, stand ein schöner, 70—80 Fuß hoher Baum, Myroxylon oder Myrospermum peruiferum, hier Arbol de Balsamo genannt. Der 1 Fuß im Durchmesser haltende Stamm ist mit einer dunkelgrauen, beinahe schwarzen und glatten Rinde bedeckt, durch deren Risse das gelbe Holz durchblickt, das hart, schwer und zu den feinsten Tischlerarbeiten verwendet werden kann. Die Blätter sind breit, lanzettförmig, an Farbe und Glanz den Blättern der Orange ähnlich,

aber kleiner und dunkler; sie stehen ungleich paarweise zu fünf bis neun an einem gemeinschaftlichen Stiel. Die gelblichweißen Blüten bilden 6 Zoll lange Endrispen. Die Samenkapseln enthalten ein wohlriechendes, sehr fettes Oel, das bei geringem Druck ausfließt und den berühmten Weißen peruvianischen Balsam liefert, der jedoch nur höchst selten nach Europa kommt, wo der durch Auskochen der Zweige gewonnene sogenannte Schwarze Perubalsam bekannt ist, der dem Weißen an Güte weit nachsteht. Der letztere wurde von Stoltz analysirt und enthält in 1000 Theilen:

Eigenthümliches flüchtiges Oel . .	690;
Lösliches Harz.	207;
Benzoësäure	64;
Schwerlösliches, braunes Harz. .	24;
Extractivstoff	6.

Der Weiße Perubalsam wurde früher gegen Gicht, stockende Schleimabsonderung, Harnverhaltung und verschiedene nervöse Leiden, sowie äußerlich sowol bei frischen als bei veralteten Wunden angewandt. Man hält noch heute die Frucht für ein großes Cephalicum und Stomachicum, für ein vorzügliches Corroborans und Diureticum, und bereitet aus einer Unze der frischen Blätter für 1 Pfund Wasser ein Decoct, welches bei passivem Oedem vorzügliche Dienste leisten soll. Außerdem sollen die Blätter, gekaut, Zahnschmerzen lindern und atonische Mundgeschwüre heilen.

Man machte mich auf eine schwarze Spinne aufmerksam, welche ihr Nest in den Ritzen und Spalten der Lehmmauern aufschlage, und den Menschen durch ihren Biß gefährlich sei, da er heftige Entzündungen und bei Säuglingen sogar den Tod verursache. Die Leute nannten dieselbe Chintaxlagua. Sie ist von der früher erwähnten größern und braunen Araña capulina ganz verschieden.

Es war mein Vorsatz, Coxcotlan mit Tagesanbruch zu verlassen; allein die Abreise verzögerte sich bis 9 Uhr, theils weil ich auf gewisse Fische wartete, welche ein Einwohner mir Tags zuvor versprochen hatte, theils wegen eines andern Umstandes, dessen ich unten gedenke. Die Fische, welche ich erhielt, bestanden aus ver-

schiedenen, meist neuen Species, über welche ich den Leser ersuche, das Nähere in dem naturgeschichtlichen Anhange des dritten Bandes nachzusehen.

Beim Satteln hatte mein Mozo gefunden, daß eins unserer Pferde in der vergangenen Nacht von einem Vampyr angesogen worden war. Das arme Thier war durch den starken Blutverlust bedeutend erschöpft, und wenn ihm auch durch den Vampyr ein Dienst geleistet worden war, da es am Rotz litt — wogegen ein Aderlaß stets von guter Wirkung ist —, so wurde doch auch hierdurch die Abreise verzögert. Der Rotz, diese in Europa so furchtbare Krankheit, hat innerhalb der Tropen nur geringe Bedeutung, sodaß sich niemand scheut, ein sonst gutes, aber rotzkrankes Pferd zu kaufen. Ein Aderlaß und einige Bäder reichen gewöhnlich hin, die Heilung zu bewirken. Was dagegen die Vampyre anbelangt, so sind diese ebenso ungebetene als häufige und gefährliche Gäste, und um so mehr, da sie ihren Besuch in der folgenden Nacht zu wiederholen pflegen, auch wol in größerer Anzahl erscheinen und das einmal angesogene Thier so entkräften, daß es an Erschöpfung zu Grunde geht. Eine weitere Gefahr droht von den Schmeißfliegen, welche in die vom Vampyr gebissene Wunde ihre Eier legen und dadurch eine gefährliche Entzündung veranlassen. Vieles von den Vampyren Erzählte, wie z. B. daß sie, während sie einen Menschen aussaugen, ihm mit ihren Flügeln eine angenehme Kühlung zufächeln sollen, gehört ins Bereich der Fabel und Unmöglichkeit, da das Thier während des Saugens sich seiner Flughäute nicht bedienen kann. Daß sie dagegen die Gewohnheit haben, in der folgenden Nacht die Beute der vorigen wieder aufzusuchen, ist begründet, und sie wissen diese unter andern Menschen oder Thieren wieder aufzufinden. So erzählte mir Professor Manroß folgendes:

„Auf meiner Reise in den Orinocoländern wurde ich während einer Nacht von einem Vampyr angesogen. In der folgenden Nacht umgab ich meine Hängematte mit einem Mosquitonetz, während meine Gefährten diese Vorsicht entweder versäumten oder für unnöthig hielten. Im Schlafe entblößte ich den rechten Fuß, und der Vampyr sog sich daran abermals voll, ohne einen meiner

Gefährten zu berühren. Erst in der dritten Nacht gelang es uns, das Thier zu tödten."

Um 9 Uhr brach ich auf und erreichte in einer halben Stunde die Venta Salada. Da einer meiner Leute des kranken Pferdes wegen zurückgeblieben war, stieg ich, ihn erwartend, ab und ließ mich in dem dichten Schatten eines Baumes nieder. Ich saß jedoch nicht lange, als drei gutberittene, stattliche Reiter nach der Hacienda einbogen. In meine Nähe gekommen, hielten sie ihre Pferde an, und einer von ihnen rief mir zu: „Caballero, Ihr Platz ist schlecht gewählt; wissen Sie nicht, daß Sie unter einem Arbol de Habilla sitzen. Treten Sie mit uns ein; die Hacienda ist zum Ausruhen besser geeignet." Ich folgte der Einladung, ohne einen deutlichen Begriff von der mir drohenden Gefahr zu haben; doch erinnerte ich mich dunkel, von einem Baume gehört zu haben, der, ähnlich dem ostindischen Upas, eine so schädliche Ausdünstung habe, daß es gefährlich sei, in seiner Nähe zu verweilen. In der Hacienda angekommen, bat ich den freundlichen Warner, mir Auskunft über die Gefahr zu geben, der ich mich ausgesetzt hätte. „Der Baum", erwiderte er, „unter dessen Schatten Sie Ruhe suchten, wird gewöhnlich Arbol de Habilla genannt; man sagt im Volke, sein Schatten sogar sei giftig, und wer darin einschlafe, wache nicht mehr auf. Erfahrungen darüber habe ich nicht, aber ich weiß bestimmt, daß gewisse Theile des Baumes sehr giftig wirken." Meine Neugierde war angeregt, und ich konnte nicht umhin, den Baum näher zu betrachten. Was ich fand, war nichts anderes als der bereits längst bekannte Hura crepitans, aus der Familie der Euphorbiaceen. Er wird 60—80 Fuß hoch und enthält, wie alle aus seiner Familie, einen scharfen Milchsaft, der, wenn er zufällig die Conjunctiva des Auges berührt, eine heftige Entzündung hervorruft, von welcher Blindheit die Folge sein kann. Seine Heimat ist Centralamerika und die westindischen Inseln. Seine Blätter sind oval herzförmig, 9 Zoll lang und 7 Zoll breit. Seine Samenblüten stehen einzeln und sind über 1 Zoll lang und 2 Linien dick; aus ihnen entwickelt sich eine 3 Zoll breite, 2 Zoll hohe Frucht, welche das Aussehen einer kleinen, tiefgefurchten Melone oder eines

Kugelcactus hat. Die Schale derselben, dick und holzig, zerspringt, wenn sie eintrocknet oder verletzt wird, mit einem Knall wie von einem Flintenschuß und mit einer solchen Gewalt, daß die umherfliegenden Stücke gefährliche Wunden machen können. Im Innern derselben befinden sich zwölf Kerne, deren Keim heftiges Brechen und Abführen erregt; die Kerne selbst werden als Mittel gegen Erkältung genossen, und in der Volkspraxis auch wol die Keime, von denen einer ein starkes Purgativ für einen Erwachsenen, zwei für ein Pferd, vier absolut tödlich wirken sollen.

Von hier bog der Pfad links ab. Das kranke Pferd hatte ausgeruht und befand sich sichtlich besser als am Morgen. Ich passirte das Dorf Dolores, die Hacienda de la Calavera und erreichte um Mittag die von Tilapa, in der Absicht, nach kurzer Rast weiter zu reisen; allein die freundlichen Eigenthümer, geborene Spanier, versicherten, daß ich nicht daran denken dürfe, wolle ich mein Pferd nicht aufopfern, und baten mich, mindestens bis zum folgenden Morgen zu bleiben. Wir waren eben im Begriff uns zu Tische zu setzen, als Pferdegetrappel die Ankunft eines Reiters ankündigte. Im Augenblick sprangen die jungen Leute an die Thüre, und jubelnd hieß es: „El Señor Cura; bravissimo, es el Señor Cura que llega!“ Zugleich trat auch schon der Angekündigte ins Zimmer und wurde nach spanischer Sitte von seinen Bekannten umarmt und auf beide Wangen geküßt. Ich muß gestehen, in der hohen, breitschulterigen Gestalt, nach den kolossalen Sporen und dem goldbetreßten, breitrandigen Hut eher einen Kriegsmann als einen Diener der Kirche vermuthet zu haben, und der kühne Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor, das hochgetragene Haupt und das burschikose Benehmen rechtfertigte und nährte meinen Irrthum, bis er den Hut abnahm und die sorgfältig gepflegte Tonsur, von schwarzen, lockigen Haaren eingefaßt, über seinen Stand keinen Zweifel gestattete. Ohne alle Umstände ließ er sich vom Mozo die ungeheuern Sporen, die schweren, Ueberhosen aus Tigerfell, sowie alles Ueberflüssige abnehmen und setzte sich, fröhlich unter Fröhlichen, zu Tische. Während der an ihn gerichteten Fragen und der Erzählung seiner letzten Ver-

gangenheit bewies sein gesegneter Appetit, wenn es eines solchen Beweises bedurft hätte, daß er den Weg zum Himmel nicht in der Ascese zu suchen gewohnt sei. Als er vernahm, daß ich ein Deutscher sei, richtete er seine Worte an mich, indem er sagte, es sei der Fehler seiner Landsleute, der Spanier, daß sie zu viel von den Sitten der Mauren aufgenommen hätten und dadurch ihre germanische Abstammung verleugneten; dazu gehöre vor allem, daß sie zu wenig Wein trinken. Von mir erwarte er, daß ich dem Bilde eines echten Deutschen, so wie es sein früherer Prior, ein geborener Baier, gewesen sei, entspreche und in einem Becher Wein aufs Wohl der guten alten Zeit Bescheid thue. Das gerade, offene Wesen des Mannes, der, fern von der Heuchelei seiner Zunft, sich gab, wie er war, gefiel mir; doch mußte ich auf der Hut sein, meine Nachgiebigkeit nicht zu weit zu treiben.

Es wurde beschlossen, nach gehaltener Siesta einen Ausflug in die Umgebung zu machen und den Stand der Zuckerrohrfelder zu besichtigen.

Um 4 Uhr wurden die Pferde vorgeführt; wir schwangen uns in die Sättel und galopirten, von zwei Mozos gefolgt, dem Señor Cura nach, der als gewandter Reiter kühn über Hecken und Gräben wegsetzte, sodaß nur die Verwegensten oder am besten Berittenen ihm folgen konnten. Ein hügeliges, mit Gehölz bewachsenes Terrain nahm uns auf, in welchem wir einen Coyote (Canis mexicanus L.) überraschten und erlegten. Er gleicht sowol in seinem Aeußern als in seiner Lebensweise dem gemeinen Fuchs, gräbt aber keine Höhlen, sondern versteckt sich unter Baumwurzeln, in dichtem Gestrüpp oder in den Höhlen anderer Thiere, wie wir auch den heutigen im Bau eines Gürtelthiers einquartiert gefunden hatten. Unsere Jagd schien sehr ergiebig zu werden, denn kurz darauf entdeckte ich zwei eidechsenartige Thiere, von welchen ich das eine erhaschte, während das andere an einem Baum hinauflief und in einem Astloch sich zu verbergen suchte. Da die Höhlung aber zu klein war, so hing der Hinterleib und der Schwanz heraus. An letzterm versuchte ich es herauszuziehen, allein trotzdem, daß ich mich mit aller Gewalt gegen den Stamm anstemmte, gelang mir dies nicht. Nach

mehrern nutzlosen Versuchen entschloß sich Hr. Cura, seine größere Muskelkraft der Wissenschaft zu leihen und seinen Widerwillen gegen das häßliche Thier zu überwinden. Er zog seine dicken Lederhandschuhe an, faßte das Thier beim Schwanze und zog mit solcher Gewalt, daß ich glaubte, entweder das Thier oder der Baum müsse nachgeben. Allein der nachgebende Theil war der Schwanz, mit dem der gute Cura einen ebenso gewaltigen als unfreiwilligen Saltomortale rückwärts machte und ziemlich verblüfft die spolia opima in seiner Hand betrachtete. Beide Thiere gehörten dem Genus Sceloporus oder Tropidolepsis an, von Oken Kieleidechsen genannt. Das in Sicherheit gebrachte Thier war wahrscheinlich Sceloporus spinosus Wiegmann*) und ist mit dachziegelförmigen, gekielten Schuppen bedeckt, welche auf dem Schwanze stachelig sind. Der Körper ist grau und grünlich mit dunklern Flecken.

Währenddessen hatten die Mozos zwei Gürtelthiere erlangt und brachten sie triumphirend nach Hause. Es waren Dasypus sexcinctus, welche in der ganzen Tierra caliente nicht selten sind und von den Spaniern Armadillos genannt werden. Sie leben meist in Höhlen, die sie so rasch auswerfen können, daß sie in wenigen Minuten der Verfolgung sich entziehen, indem sie sich in dieselben so fest einklemmen, daß es unmöglich ist, sie herauszuziehen. Ich habe diese Thiere vielfach beobachtet, ohne die trägen und indolenten Thiere in ihnen zu finden, als welche viele Naturforscher sie beschrieben haben. Im Gegentheil fand ich sie munter und unterhaltend. Aufmerksam auf einen Gegenstand gemacht, richten sie sich wie Mäuse und Kängurus auf die Hinterfüße, indem sie sich auf den Schwanz stützen, und drehen den Kopf nach allen Seiten mit sehr intelligentem Ausdruck ihrer Augen. Sie besitzen einen ungewöhnlich regen Trieb, sich zu begatten, und die Männchen können das membrum virile einen Fuß lang herausstrecken. In der Gefangenschaft verzehren sie alles Genießbare; sonst sind Würmer, Insekten, Früchte, aber auch Aas ihre Nahrung. Die beiden eingefangenen wurden am Abende von unsern Leuten verspeist. Bei

*) Herpetologia mexicana, S. 50, Taf. VII, Fig. 3.

der Section notirte ich Folgendes: Große Curvatur des Magens 21 Centimeter, kleine Därme 2,18 Meter, große Därme 0,30 Meter. Die Milz hat zwei größere und einen sehr kleinen Lappen; die Leber ist vierlappig; das Pankreas ist lang; die rechte Lunge besteht aus vier, die linke nur aus zwei Lappen, von denen der eine jedoch nochmals getheilt ist.

Den Abend brachten wir heiter zu, und Hr. Cura schien eine besondere Zuneigung zu mir gefaßt zu haben, wovon die leise gesprochene, aber von mir vernommene Bemerkung zeugte, die er einem jungen Spanier zuflüsterte: „Que lastima que esto hombre soy heredico!“

Um 4 Uhr morgens ließ ich mich wecken. Noch hatten die Indianer ihren Frühgesang nicht beendet, und schon hatten meine Leute die Reit- und Saumthiere vorgeführt und warteten nur noch auf mich. Die ersten spanischen Geistlichen, welche sich die Bekehrung der unterworfenen Eingeborenen zur Aufgabe gestellt hatten, haben die bis auf den heutigen Tag bei den Indianern bestehende Sitte eingeführt, morgens vor Beginn der Arbeit und abends nach Beendigung derselben sich zu einem gemeinschaftlichen Gebete zu vereinigen. Die Missionare der katholischen Kirche pflegen vor und nach der Aufnahme ins Christenthum die pünktliche Beobachtung von Ceremonien und äußern Gebräuchen vorzuschreiben, deren Sinn und Bedeutung dem Neophyten vorderhand unbekannt ist und häufig unbekannt bleibt. Dabei tragen sie dem Charakter, der Neigung und längstbestehenden Gebräuchen des Volkes Rechnung, sodaß allmählich aus der der Verkümmerung anheimgegebenen alten Pflanze die neue der christlichen Anschauung sich entwickelt. Bei allen Naturvölkern war Gesang und Musik ein Hauptbestandtheil des religiösen Cultus, und in ähnlicher Weise wie die nach Germanien entsandten Mönche den dort bestehenden Liedern und Sagen christliche Texte unterschoben, so legten die Missionare der Indianer den indianischen Melodien christliche Gebetsformeln in lateinischer Sprache unter. Allmählich entwickelten sich aus dem unregelmäßigen Naturgesange feste Melodien, die die Molltöne bewahrt haben, in welchen sich die Melodien aller Naturvölker

bewegen, und die uns höchst originell vorkommen, aber unserm Ohr nichts weniger als unangenehm klingen, und an welchen europäische Componisten interessante Studien machen könnten. In demselben Maße aber, als sich im Laufe der Zeit die Melodien befestigten, verlor das Gepräge des unverstandenen lateinischen Textes an Deutlichkeit, und heute ist es dahin gekommen, daß der größte Kenner der Sprache des Cicero und des Horaz das Latein der Indianer nicht besser versteht als das Indianische selbst.

Das Südliche Kreuz hatte diesen Morgen um 3 Uhr 24 Minuten culminirt und prangte, als ich die Hacienda verließ, noch in voller Pracht. Ehe ich dieses Sternbild sah, das aus einem Stern erster (α), zwei Sternen zweiter (β und γ), einem dritter (δ) und mehrern Sternen vierter und der folgenden Größe besteht, hielt ich das begeisterte Lob seines Glanzes, von dem alle Reisenden voll sind, für übertrieben, gerade deshalb aber überraschte mich seine hehre Schönheit nur um so mehr.

Humboldt hat dieses Sternbild eine Uhr genannt, welche regelmäßig 4 Minuten vorgehe. Um dies zu verstehen, muß man sich erinnern, daß unser Zeitmaß auf der täglichen scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes basirt ist.

Die scheinbare Rotation des Firmaments rührt nun bekanntlich von der wirklichen Achsendrehung unserer Erde her, die vollkommen gleichmäßig vor sich geht. Die Zeit, welche die Erde zu einer einmaligen Umdrehung um ihre Achse braucht, oder die Zeit, welche zwischen zwei aufeinanderfolgenden Culminationen desselben Fixsterns verfließt, nennt man einen Sterntag. Man beginnt denselben zu zählen oder man sagt, daß es 0^h Sternzeit sei in dem Augenblick, wo der Punkt der Frühlings- Tag- und Nachtgleichen durch den Meridian geht.

Danach ist es nun leicht, die Culmination eines Fixsterns in Sternzeit anzugeben; weiß man nämlich die Rectascension (d. i. den östlichen oder westlichen Abstand des Sterns vom Frühlings-Tag- und Nachtgleichenpunkt gemessen am Aequator) desselben in Graden, die bekanntlich von Westen nach Osten gezählt werden, so braucht man dieselbe nur in Zeit umzuwandeln, d. i. durch 15 zu

dividiren, und die erhaltenen Stunden, Minuten und Secunden geben die Zeit in Sternzeit an.*) Das gewöhnliche Leben richtet seine Zeitbestimmung nun zwar nicht nach den Fixsternen, sondern nach der Sonne ein, und da diese sich in einem Jahr scheinbar durch die Ekliptik bewegt, so coincidirt die sogenannte Sonnenzeit nicht mit der Sternzeit. Allein es ist leicht, Sternzeit in Sonnenzeit und umgekehrt Sonnenzeit in Sternzeit umzuwandeln.**)

Denken wir uns nämlich, daß die Sonne im Frühlings-Tag- und Nachtgleichenpunkt stehe (dies ist zwischen dem 21. und 22. März jedes Jahres der Fall), so müßte offenbar, falls die Sonne einen Tag in diesem Punkt verbliebe, dieselbe um 0^h Sternzeit durch den Meridian gehen. Die Sonne aber steht nicht still, sondern ändert ihre Rectascension in einem Jahr um einen ganzen Kreisumfang, d. i. um 360 Grad, culminirt also täglich um circa 4 Minuten später***); es ist mithin auch der Sonnentag um ebenso viel länger als der Sterntag.

Aus diesem Grunde müssen also auch die Fixsterne jeden folgenden Tag um 4 Minuten früher culminiren, als an dem vorhergehenden Tage, und auf diese Thatsache ist der vorhin erwähnte Ausspruch von Humboldt gestützt. Derselbe erinnert noch dabei,

---

*) Es ist zwar der Punkt der Frühlings- Tag- und Nachtgleichen auch kein absolut festliegender Punkt, indeß ist die aus dessen Fortrückung resultirende Ungleichheit äußerst gering, da die Periode von 19 Jahren nur die beiden Maxima — 1″ und +″ enthält.

**) Um die wahre Sonnenzeit aus der Sternzeit zu finden, muß man aber auch noch die sogenannte Zeitgleichung (Differenz zwischen dem mittlern und wahren Mittag) kennen.

***) Diese Aenderung der Rectascension ist zwar keine gleichmäßige, denn erstens bewegt sich die Sonne nicht im Aequator und sodann ist selbst die Aenderung der Länge (der Bogen in der Ekiptik) eine ungleichmäßige; indeß können diese Unregelmäßigkeiten hier nicht weiter in Betracht kommen. Ich will nur noch bemerken, daß aus der Gleichung

$$\text{Tang}\ \alpha = \text{tang}\ \lambda \cos \varepsilon$$

die Rectascension α aus der Länge λ und der Schiefe der Ekliptik ε gefunden werden kann.

daß kein anderes Sternbild bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit gewährt.

Bemerkenswerth für unser Sternbild ist noch der Umstand, daß dasselbe bald nach dem Tage der Frühlings=Tag= und Nachtgleiche um 12 Uhr (Mitternacht) culminirt, da seine Rectascension etwas über 180 Grad beträgt.*)

Das erste Dorf, welches ich erreichte, war San=Antonio de los Cues, in reichangebauter, warmer und freundlicher Umgebung, mit ziemlich zahlreicher Bevölkerung, die dem Stamm der Mazateken angehört. Nach einer Stunde passirte ich die reiche Zuckerhacienda von Ayotla, und eine halbe Stunde später erreichte ich das kleine, aber äußerst freundlich und unter Aguacates, Anonen und Limonen reizend versteckte Dörfchen San=Juan de los Cues. Ein Bach von klarem Gebirgswasser strömt mitten durch, und in seiner Nähe entspringen mehrere ergiebige Salzquellen, die ein weißes und reines Kochsalz liefern. Die Bewohner sind ebenfalls Mazateken und nähren sich von Feldbau, Kohlenbrennen, insbesondere aber von dem Ertrage der in der Nähe befindlichen herrlichen Cederwaldungen. Den Beinamen de los Cues trägt dieser wie der vorgenannte Ort von den vielen Schutthaufen, die entweder Reste von Wällen oder Teocallis und andere Bauwerke sind. Unmittelbar der Kirche des Ortes gegenüber befinden sich die Ruinen eines altindianischen Tempels, und darunter die Reste einer Opferpyramide.

Um 11 Uhr kam ich nach Tecomabaca; so heißt ein kleines Dorf von ungefähr 260 Einwohnern, in welchem aber nur ein

---

*) Als Rectascension der vier größern Sterne gibt La Caille für den 1. Januar 1750 folgende Zahlenwerthe an:

Stern.	Größe.	Rectascension.
α	erster	183° 13′ 56″
β	zweiter	188° 19′ 42″
γ	zweiter	184° 22′ 0″
δ	dritter	180° 30′ 37″.

Hieraus läßt sich leicht die Rectascension jedes dieser Sterne für eine gegebene Zeit finden.

einziges Haus aus Ziegeln aufgeführt besteht und bestimmt zu sein scheint, die zwischen Vera-Cruz und Oaxaca Reisenden aufzunehmen. Der Ort bewahrt die Tradition an ein blutiges Gefecht, welches hier zwischen Azteken, Mazateken und Cuicateken stattfand.

Der lange Ritt seit dem Morgen hatte den Appetit rege gemacht, und ich ließ von einer alten Indianerin einen schönen Iguan, welchen mein Mozo auf einer Anone gefangen hatte, braten, wozu die Frau außerdem noch Frijoles und Tortillas lieferte, eine köstliche Mahlzeit, welcher der vortreffliche Catalan (catalonischer Branntwein) meiner Feldflasche noch die letzte Würze ertheilte. Manchem meiner Leser möchte eine 3 Fuß lange Eidechse kein einladender Braten sein; allein, außerdem daß sich der Reisende an alles gewöhnt, und der Hunger nicht leicht eine Speise schlecht findet, übertrifft das Fleisch des weiblichen Iguans das von Hühnern und Kapaunen. Der in Mexico heimische Iguan (Iguana rhinolopha, Wiegm.) ist dem in Südamerika, besonders Brasilien verbreiteten Iguana tuberculata sehr ähnlich; sein specifischer Unterschied beschränkt sich auf drei bis vier auf der Schnauze aufwärts gerichtete Schuppen. Die Zähne des mexicanischen Iguans sind an den Kanten fein sägenförmig geformt, was ihm das Zerkleinern seiner ausschließlich aus dem Pflanzenreich genommenen Nahrung erleichtert; letztere besteht aus Blättern und Knospen oder weichen Beeren. Der Iguan bewohnt in Mexico mehr den Ost- als den Westabhang der Cordillera, und zwar die Gegenden der Tierra caliente, welche Wasser bieten. Sie schwimmen sehr gut und gewandt, wobei der lange und abgeplattete Schwanz von großem Nutzen ist. Wie oben erwähnt, war der für mich bereitete Iguan ein Weibchen, denn die Indianer essen die männlichen Individuen nicht, sondern bezeichnen sie mit dem Namen Garobos. In der Größe variiren die Iguans sehr, die größten erreichen mit dem langen, spitzen Schwanze eine Länge von 5 Fuß. Am gesuchtesten sind die Eier, welche an Geschmack den Enteneiern gleichen, aber blos Gelbes enthalten. Ende März gräbt das Weibchen eine Grube in den Sand und legt ihre 2—3 Dutzend Eier hinein; da aber nicht selten auch noch andere Weibchen dieselbe

Grube benutzen, findet man oft 100 bis 120 Eier beieinander. Diese sind weiß, mit pergamentartiger Schale, und 3 Centimeter lang und 2 Centimeter dick. Die Indianer überlassen sich zum Auffinden des Iguan nicht dem Zufall, sondern machen mit eigens dazu dressirten Hunden Jagd auf sie; manchmal fangen sie das Thier auch in Schlingen, welche sie vor den Höhlen, die es bewohnt, stellen. Der Gefangene wird auf eigenthümliche, grausame Art gefesselt; zuerst durchsticht ihm der Indianer die Haut der obern Kinnladen, zieht eine Schlingpflanze durch und bindet die untere Kinnlade damit an die obere fest; sodann werden die Füße aufgeschlitzt und je zwei über dem Rücken mit den eigenen Sehnen zusammengeknüpft. Auf diese Weise ist dem Thiere jede Möglichkeit zum Beißen oder Entfliehen benommen. Wie die meisten Reptilien, können auch die Iguans sehr lange Zeit ohne Nahrung fortleben. Diesen Umstand benutzen die Indianer, um diese Thiere in ihrem gebundenen Zustande monatelang vor der Fastenzeit aufzuheben, und sie später als Fastenspeise zu verzehren.

Ein anderes als Speise dienendes, aber nicht mit der Iguana rhinolopha, grüner Iguan, zu verwechselndes Reptil ist Cyclura acanthura, Wiegm., von den Mexicanern, zum Unterschied des vorigen, schwarzer Iguan genannt. Außer der Farbe unterscheidet letztern der stachelige Schwanz und die glatten, ungesägten Zähne. Er bewohnt mehr den Westabhang der Cordillera, und bedarf weniger der Nähe des Wassers.

Um 2½ Uhr verließ ich Tecomabaca und erreichte erst nach einer Stunde den Rio-Grande, auch Rio de Quiotopec genannt. Wir fanden ihn 40 Schritt breit, und sein Wasser reichte beim Durchreiten den Pferden bis an den Leib. Unser Weg zog sich dem jenseitigen Flußufer entlang, aber wegen den großen Kieseln, welche ihn bedeckten, war er nur für ein sehr geübtes Auge erkennbar.

Die ganze Gegend ist gebirgig, und die gegenüberliegende Flußseite bot dem Auge die schönsten Gebirgsformen dar. Allein dem kahlen Boden fehlt fast alle Vegetation, und nur einzelne Cacteen recken ihre starren Arme aus der sonnverbrannten Erde

auf, ohne jedoch der Gegend das traurige, öde Aussehen zu nehmen.

Es war 4 Uhr durch als ich Quiotepec erreichte, ein unbedeutendes Dorf auf dem rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der hier seinen bisherigen Lauf aus Süden ändert und sich dem Rio Salado zuwendet. Nordöstlich, in einer Entfernung von 800 Meter, beginnt ein Bergrücken, dessen Fuß vom Flusse bespült wird, während sein höchster Punkt denselben ungefähr 380 Meter überragt. Die Vegetation desselben besteht aus harzigen Copalis (Firnisbäumen), Cacteen und rankigem Dorngestrüpp, wie auf den meisten Höhen der Tierra caliente. Den ganzen Bergrücken bedecken Reste von Wällen, die offenbar militärische Zwecke gehabt haben. Fast auf dem höchsten Punkte und beinahe über dem Zusammenfluß des Rio-Grande und Salado erheben sich auf einem Planum von 90 Meter Länge und 40 Meter Breite die Ruinen eines Tempels und eines Palastes, beide durch einen Zwischenraum von 60 Meter getrennt. Säulenreste von 14 Zoll Durchmesser stehen in Abständen von 5 Meter und scheinen die Ueberbleibsel einer Halle zu sein, welche die beiden Bauwerke verband. Der Tempel ist mit großer Genauigkeit nach den vier Himmelsgegenden orientirt und seine Erbauung scheint einer sehr frühen Epoche angehört zu haben, da aus den von ihm herrührenden Trümmern der Samen eines Copali aufgegangen ist, der bereits einen Baum von 1 Fuß Durchmesser bildet und demnach selbst bereits ein hohes Alter hat. Dem Tempel gegenüber befindet sich in einer künstlichen Aufschüttung ein Grab, und in der Bergwand hinter dem Tempel zwei andere Gräber, die, aus vier Wänden bestehend, sargähnlich eingesenkt erscheinen und Raum für eine einzige Leiche haben.

Der Tempel hat eine quadratische Grundfläche von 20 Meter Fronte und 18 Meter Tiefe. Auf der Vorderseite befinden sich zwei Treppen aus je drei Absätzen von 2½ Meter Breite. Die untern Absätze bestehen aus zehn, die mittlern aus acht und die obern aus sechs Stufen. Wenn man auf der hintern Seite den Tempel verläßt, gelangt man in den bereits erwähnten, 60 Meter

langen Hofraum, welcher durch den Säulengang den Tempel mit dem Palast verband. Auf der dem Tempel zugekehrten Seite des Palastes gelangt man über eine 10 Meter breite Treppe von zwanzig Stufen zu dem Boden des ehemaligen Palastes. Schutt und Trümmer überdecken beinahe alles, doch haben Nachgrabungen ergeben, daß die Grundfläche desselben, 14 Meter lang und 12 Meter breit, auf drei Gewölben ruhte von 4 Meter Länge und 2 Meter Breite im Lichten. Auf der Nordseite des Hügels sieht man die Reste von zweiundsechzig und auf der Südseite von achtundfunfzig kleinern Gebäuden. Doch mag das Dorngestrüpp deren noch viel mehr verdecken. Der ganze Berg über und unter diesem Planum ist mit Wällen bedeckt, deren ich vom Anfang bis zum Gipfel fünfunddreißig, auf der Südseite oberhalb des Quiotepec siebenundfunfzig und auf der dem Salado zugewendeten Seite achtundachtzig zählte.

Unter den mit Sculpturen bedeckten Steinen suchte ich fünf aus, um sie zu zeichnen und zu messen. Zur Erläuterung ihrer S. 253 und 254 gegebenen Abbildungen füge ich Folgendes meist nur als Hypothese bei, denn diese Bauten und Hieroglyphen stammen ohne Zweifel aus der Epoche der Majas, und während zur Zeit der spanischen Eroberung aztekische Götterbilder und Hieroglyphen so ziemlich allgemein bekannt und lesbar waren, gehörte schon damals die Geschichte der Majas einer dahingeschwundenen Welt an. Die vor uns liegenden, mit Hieroglyphen bedeckten Steine rühren zwar aus einer zum alten Aztekenreich gehörigen Oertlichkeit her, allein jene Gegend war auch unter der Herrschaft der Azteken von dem Urvolk der Zapoteken bewohnt. Obschon nun bei dieser Lage der Dinge diese Bilder schwerer zu bestimmen sind als aztekische und selbst toltekische, so können uns doch gewisse Attribute bei der Deutung einiger leiten. Manche Attribute sind freilich allgemeiner Art und beschränken sich nicht auf einen einzelnen Gott, sondern können mehrern zukommen; doch sind die Bilder sämmtlich als Götterbilder anzusehen, eine Auffassung, die zu dem Charakter dieser ältesten Barbarencultur paßt; denn wenn auch allerdings in Centralamerika Könige, Priester und Krieger bildlich dargestellt

werden, so geschieht dies nur in Verbindung mit Göttern und Cultushandlungen, und dann gewöhnlich nur auf den Basreliefs der Tempel. Was wir bei Fig. 2, 3 und 4 auf dem Kopfe sehen, ist der sowol bei Azteken als den Majas im Leben wie in der Plastik gewöhnliche Kopfputz, der Federbusch. Bei Fig. 1, 2, 3 und 5 fällt uns besonders die aus dem Munde hervorgereckte Zunge auf. Sie bezeichnet den Redenden, Lebendigen, im Gegensatz zu dem Schweigenden, Todten, der mit dem Schloß



Fig. 1.



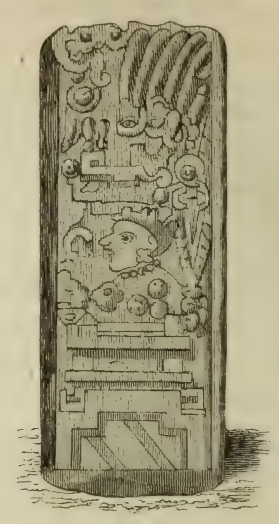
Fig. 2.

vor dem Munde dargestellt wird, eine Erklärung, welche zuerst Pingret („Illustration", 13. September 1856) davon gibt, und wirklich ist in der mexicanischen Hieroglyphik die neben dem Munde angebrachte Zunge das natürliche Symbol der Sprache. Soll ein Lebender im Gegensatz zu einem Todten bezeichnet werden, wie z. B. bei Genealogien, so wird dem erstern als Attribut eine Zunge beigefügt. Ein Vulkan in Thätigkeit heißt aztekisch ein redender Berg, die Hieroglyphik schreibt ihn als einen Berg mit einer Zunge (vgl. Müller, „Urreligionen", S. 558). Es ist nun allerdings nirgends

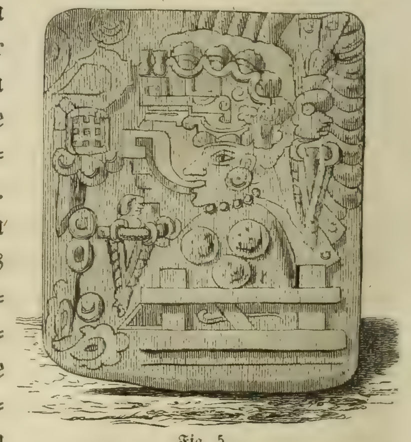
überliefert, was beim Götterbild die herausgehende Zunge, was das Mundschloß bedeute. Welcher Gott wird speciell so dargestellt?



Fig. 3.


Fig. 4.

Das Reden oder Schweigen des Gottes muß sich auf eine im Cultus und im Mythus kundgebende Vorstellung beziehen. Wenn nun Pingret in dem Gott mit dem Schlosse den Dieu protecteur sieht, so begreift man diesen Sinn des Attributs nicht, man müßte denn in der Censur eine besondere Protection sehen wollen. Am nächsten werden wir zum Ziele kommen, wenn wir uns umsehen, bei welchem aus andern Eigenthümlichkeiten erkennbaren Götterbilde sich das eine oder andere der beiden entgegengesetzten Attribute sicher nachweisen


Fig. 5.

läßt. So finden wir die herausgehende Zunge vielfach und ganz unzweifelhaft beim Sonnengotte der Majas, dem Tonatiuh, der,

häufig auch als strahlende Sonnenscheibe dargestellt, die Zunge aus dem Munde herabhängen läßt; am häufigsten sieht man ihn auf den Kalendersteinen, wo in der Mitte der Zeichen für die 18 Monate sich eine solche Sonnenscheibe mit heraushängender Zunge befindet. Es kann nun unter dem Sonnengott mit der Zunge nichts anderes gedacht werden als der Gott in seiner lebendigen Thätigkeit auf die Vegetation; unter dem Gott mit dem Schloß vor dem Munde sodann dessen Gegentheil, d. h. das Absterben dieser Thätigkeit in derjenigen Jahreszeit, in welcher wegen Kälte und Nässe oder trockener, tödtender Hitze die Vegetation abstirbt. Diese Vorstellung des obersten Naturgottes, der stirbt und wieder aufersteht, ist in allen Mythologien der Naturreligionen ausgesprochen. So war es Mithras, Osiris, Dionysos, Herakles und Adonis der Phönicier, Brahma, dem celtischen Hu, dem babylonischen Thammuz. Allerdings findet sich die Zunge auch noch bei einem andern Gott, nämlich dem obersten Gott der Tolteken, Quetzalcoatl, dem Luft- und Himmelsgott; allein auch dieser wird ebenfalls bald als wirkend und lebend, bald als scheidend und todt gedacht, denn Belebung und Ersterben der Vegetation kann ebenso gut dem Himmelsgott als dem Sonnengott zugeschrieben werden, da es bald vorherrschend der Sonne, bald, und dies namentlich in den heißen Ländern, der Regen ist, welcher das Leben des Jahres schafft. So paßt es mit dieser Auffassung wieder zusammen, daß der Quetzalcoatl bald mit der herausgehenden Zunge, bald wieder mit dem Schloß vor dem Munde vorkommt, da derselbe zu der einen Zeit wirksam und in Thaten sprechend, zur andern todt und schweigend ist, gerade wie Adonis die eine Hälfte des Jahres bei Aphrodite, die andere bei Persephone lebt. Unter den Bildern, welche wir vor uns haben, ist aber nicht Quetzalcoatl, sondern der dem Majageschlecht angehörige Sonnengott Tonatiuh zu sehen. Hierfür sprechen auch die Sonnensäulen, in deren Mitte entweder der bloße Kopf oder auch die Figur mit herausgehender Zunge angebracht ist (s. Fig. 2, 3, 4 und 5). Sonnensäulen stehen überall, in der Alten wie in der Neuen Welt, in Verbindung mit dem Sonnen-

cultus. Das Bild des Sonnengottes wurde zunächst als bloßes Beiwerk zur Andeutung der Personification angebracht. Durch immer weiter gehende Anthropomorphirung wurde es zur Hauptsache und die Säulen zur Statue. Die bei den Sonnenidolen angebrachten Kreise mit Punkten (s. Fig. 2, 4 und 5) stellen vielleicht Sonnenscheiben dar, während bei einem Götzenbild (Fig. 3) zu den übrigen auf den Sonnengott hindeutenden Umgebungen auch noch das deutliche Zeichen des Halbmondes kommt.

Erst spät am Abend konnte ich Quiotepec verlassen. Der Weg von hier nach Cuicatlan, welches ich heute noch erreichen wollte, wendet sich von der Vereinigung genannter Flüsse gegen die Berge zur Linken. Einer tiefen Schlucht folgend, erreichten wir die Höhe desselben. Weit überhängende oder, treffender gesagt, hervorragende Massen der Sandsteinfelsen bildeten zuweilen 15—20 Fuß breite Dächer, auf welchen Cacteen aller Art und Formen in prachtvoller Blüte prangten. Eine andere Schlucht führte von der Höhe thalwärts. Sie schien kein Ende nehmen zu wollen und führte gewiß 2000 Fuß hinab. Um 8 Uhr erreichten wir das Ufer eines Baches, worauf sich der Weg nochmals links wandte und eine neue, dicht bewachsene, kaum wegsame Schlucht uns aufnahm. Es war Nacht. Eine Zeit lang erleuchtete jedoch der Mond die Gegenstände unserer Umgebung hinreichend; aber nach einer halben Stunde verwandelte sich die Thalschlucht in eine enge Barranca mit steilen Wänden, und kein freundlicher Strahl erreichte den Boden derselben. In dem trockenen Bett eines Bergwassers kletterten wir mühsam über Geröll und losgerissene Felsstücke; von Zeit zu Zeit gähnten vor und neben uns tiefe Erdspalten auf, die weit genug waren, um Roß und Reiter auf immer darin verschwinden zu lassen; manchmal wurde der Weg so steil, daß unsere Pferde wie Ziegen klettern und wir absitzen und ziehend und stützend die beladenen Maulthiere hinaufbringen mußten.

Um 10 Uhr erreichten wie die Höhe, wo ich einen Augenblick halt machen ließ und das Barometer aufhing. Als es zur Ruhe gekommen, las ich dasselbe beim Schein eines brennenden Holz-

scheits ab und fand die Temperatur des Quecksilbers 76° F., Barometerstand 26,75.

Das Hinabsteigen auf der andern Seite war beinahe nicht minder schwierig; doch erreichten wir ohne Unfall den Fuß des Gebirgsrückens und fanden einen Hirten bei seinem Feuer wachend. Er erstaunte sehr, als wir uns nach dem weiter einzuschlagenden Weg erkundigten und ihm sagten, daß wir weder den Verlust eines Menschenlebens noch den eines Thieres bei der Passage der gefährlichen Cañada zu beklagen hätten.

Gegen Mitternacht erreichten wir Cuicatlan, wie es schien, ein großes Dorf. Das Meson war, wie erwartet, verschlossen; als aber endlich nach langem und beharrlichem Pochen und Rufen geöffnet wurde, sollte für unsere hungerigen Magen nach einem so harten Tagewerke auch nicht das Geringste vorhanden sein; allein mein vortrefflicher Mozo stellte auf seine eigene Faust eine gründliche Visitation aller Räume an und kam auch wirklich nach einiger Zeit mit einem Hut voll Eiern und einer Schüssel kalter Frijoles zurück. In kurzem brannte ein lustiges Feuer, das Wasser siedete in meinem Theekessel, und während wir uns noch damit beschäftigten, den Thieren ihre Lasten und Sättel abzunehmen und ihnen eine gute Ration Mais vorzuschütten, waren auch die Eier gesotten, die Frijoles gewärmt und das Wasser in Thee verwandelt worden, sodaß ich noch ein herrliches Souper hielt. Möge der Leser es entschuldigen, wenn ich oft von Essen und Trinken rede, und Mahlzeiten beschreibe, die für ihn wenig Einladendes haben können; allein was für den Leser etwas höchst Unbedeutendes ist, kann unter Umständen für den Reisenden von hoher Bedeutung werden, und dieser darf deshalb nicht als Gourmand erscheinen, wenn ihm manchmal ein wohlzubereiteter Leguan momentan interessanter erscheint, als der von vielen Naturforschern heißersehnte Anblick eines noch herumlaufenden Monokeros.

Donnerstag, den 5. Februar 1857. Cuicatlan ist ein großes Dorf von 1000 Einwohnern auf dem rechten Ufer des Quibtepec. Die Vegetation ist üppig, und zahlreiche Fruchtbäume erfüllen den

Raum zwischen den Häusern; auf der andern Seite des Flusses, wo das Gebirge sich von dessen Ufern zurückzieht, liegt im Thale die Hacienda Guendolein, die größte Zuckerplantage im Staate Oaxaca. Der Grundbesitz des Gutes hält mehrere Leguas im Umfang, und die Zuckerrohrfelder, von langen Reihen Bananen durchzogen, erstrecken sich im Thale soweit das Auge reicht. Es sollen auf dieser Hacienda jährlich 10000 Centner Zucker erzeugt werden, dessen Marktpreis zu Oaxaca zu 16—18 Pesos steht und dem Besitzer einen jährlichen Gewinn von 40—50000 Pesos abwirft.

Ich benutzte den Morgen dieses Tages zur Jagd, die mir reiche Ausbeute an Vögeln lieferte. Der Vormittag verstrich vollends mit dem Präpariren des Erlegten. Eine Stunde nach meinem Aufbruch von Cuicatlan passirte ich das kleine, freundlich in einem Wald von Chicozapotes (Dyospiros obtusifolia) und Cheremoyas (Anona cherimolia) versteckte Dörfchen Pedrito oder San-Pedro Chiczapotl. Ich will die Veranlassung, welche mir die Heimat der Cheremoya bietet, benutzen, um über diese köstlichste aller Südfrüchte, welche in Europa gar nicht bekannt ist, da sie keinen Transport erleidet, einige Worte zu sagen. Der Baum, welcher diese Frucht erzeugt, erreicht die volle Größe unserer Obstbäume; die Frucht gleicht in ihrem Aeußern durch ihre schuppige Hülle einer Ananas oder einem großen, mehr runden Tannenzapfen, nur ist diese Schale ganz weich und ebenfalls genießbar. Das Innere ist ein weißes, süßes, sehr aromatisch, wenig säuerlich schmeckendes Fleisch, welches sich am besten mit einer reifen Erdbeere und einer recht weichen und saftigen Birne vergleichen läßt. Die Frucht ist größer als der größte Apfel. Nach ihrem Genusse sind, wie bei den Bananen, alkoholhaltige Getränke schädlich.

Eins meiner Maulthiere war während der Nacht von einem giftigen Thiere, wahrscheinlich einer Schlange, gebissen worden, das ihm drei Wunden am Bauche beigebracht hatte; infolge deren waren große Geschwülste entstanden, und obgleich die verursachten Wunden nicht tödlich waren, so litt das arme Thier doch sehr und

zwang uns, den Schritt der übrigen Thiere zu mäßigen. So erreichten wir erst um 2 Uhr das kleine, freundliche Dorf Don Dominguillo am linken Ufer des Rio de las Vueltas. Die Gegend umher ist kahl und steinig, das Dorf selbst aber liegt im Schatten von herrlichen Aguacates und Zapotes. Das Thal des Rio de las Vueltas bietet die mannichfaltigste und eine im steten Wechsel begriffene Scenerie. Das krystallhelle Wasser des Flusses läßt auf seinem Grunde die reinen Kiesel erkennen, und Forellen von allen Größen schlüpfen mit Blitzesschnelle unter die Ufer, sobald sich ihnen der Schritt des Reisenden nähert. Zu beiden Seiten erheben sich steile Bergwände, bedeckt mit hohen Bäumen und dichtem, verworrenem Unterholz und Gestrüpp, die Heimat einer reichen Thierwelt. Der in mäandrischen Krümmungen sich herniederwindende Fluß lehnt sich bald an die eine, bald an die andere Bergwand und nöthigt den Wanderer, immer und immer wieder das Bett zu durchschneiden; wenn dieses zwar eine Unbequemlichkeit ist, so lohnt der Fluß doch diese Mühe durch seine bei jeder Wendung neuen, pittoresken Ansichten von überraschender Wirkung.

Es war 4 Uhr. Auf den äußersten Zweigen eines hochstämmigen Gummibaums (Castiloa elasticum) schaukelte sich eine Schar lautschreiender blauer Aras (Macrocercus Ararauna), meine Jagdlust herausfordernd. Ich gab Benito die Zügel meines Pferdes und kletterte den steilen Abhang hinauf, um mich auf einem Umwege meiner Beute zu nähern. Plötzlich rauschte und krachte das Gebüsch vor mir, ein Schatten schwebte vorüber, und ein großer Cuguar stand auf kaum funfzehn Schritt fast unmittelbar über meinem Kopfe. Seine flammenden Augenräder funkelten einen Moment hell auf, während er mit dem Schweife ein Rad schlug; zu gleicher Zeit aber traf ihn auch schon eine volle Ladung Schrot aus meinem Gewehr aufs Blatt; er brach zusammen, und frohlockend suchte ich vollends hinaufzuklettern, um mich meiner Beute zu bemächtigen. Ehe ich ihn indessen erreicht hatte, raffte er sich auf und schleppte sich mühsam, eine breite Blutspur hinter sich

lassend, davon. Mein zweiter Lauf war nur mit feinem Schrot geladen und brachte keine Wirkung hervor. Das Gewehr ladend, folgte ich ihm durch das Gestrüpp, durch welches er sich weiter schlich; plötzlich hemmte eine schmale, senkrechte Felsspalte seine Flucht; mit Aufbietung seiner letzten Kräfte suchte der Cuguar darüber zu setzen, allein ohne den jenseitigen Rand zu erreichen, stürzte er in die Tiefe, in der er für mich verloren war, denn ich überzeugte mich sofort, daß es nur mit Anwendung von Stricken oder dergleichen möglich gewesen wäre, das Thier aus dem Abgrund heraufzuschaffen. Mit blutendem Herzen mußte ich meine schöne Beute den Coyotes und Termiten überlassen.

Der Puma oder Cuguar (Felis concolor Cuv.) wurde von den Spaniern „mexicanischer Löwe" genannt, ein Name, welcher sich beinahe in keiner Weise rechtfertigt, da er mit dem Löwen der Alten Welt weder in Gestalt, Aussehen, Mähne, noch Muth etwas gemein hat. Er ist über den größten Theil von Amerika, von Patagonien bis in die nördlichen Vereinigten Staaten, ja sogar bis Canada verbreitet. Die große Verschiedenheit der Klimate, welche er bewohnt, ist deshalb auch die natürliche Ursache, daß er sowol in der Größe als in der Färbung variirt; doch lassen sich für diese Verschiedenheiten keine bestimmten Regeln angeben, weshalb man auch nicht daran denken darf, auf diese äußern Kennzeichen verschiedene Arten zu gründen. Der Cuguar ist kleiner als der Jaguar; sein Fell ist auf der Oberseite einfarbig, gelblichroth; da aber die Spitzen der Haare dunkelbraun oder schwarz sind, so erhält die Oberfläche dadurch eine dunkelrothe Färbung. Die ganze Unterseite ist heller, und Unterkiefer sowie Kehle fast ganz weiß. Die Ohren sind innen weiß, außen schwarz. Er bewohnt in Mexico gern die Wandungen der Flußthäler, wenn diese gut bewaldet sind. In seinem Benehmen steht er dem Jaguar an Muth bedeutend nach, übertrifft ihn aber an Blutgier und würgt, wenn er in eine Schaf- oder Ziegenheerde einfällt, eine Menge dieser Thiere, denen er blos die Kehle abbeißt und das Blut aussaugt. Nach einer solchen That entfernt er sich gewöhnlich nicht weit, sondern überläßt sich dem Schlaf. Er ist ein geschickter Kletterer und Springer, wozu ihm

sein höher gebautes Hintergestell sehr förderlich ist, und setzt mit großer Gewandtheit von einem Baum auf den andern über, oft mit einem Sprung von 15—20 Fuß. Er hat keine bestimmte Heimat, ebenso wenig ein festes Lager, sondern verbringt den Tag in irgendeinem dichten Gestrüpp schlafend und streift bei Nacht von einem Revier ins andere. Man trifft den Cuguar, mit Ausnahme der kurzen Begattungszeit, die in den Monat März fällt, immer nur einzeln. Jung eingefangen läßt er sich leicht zähmen, wird zutraulich und anhänglich an seinen Herrn, lernt alle Personen und Thiere des Hauses kennen, und bleibt nur dem Federvieh gefährlich, wenn man ihn längere Zeit ohne frisches Blut und Wasser läßt.

Die Mexicaner fürchten ihn wenig und greifen ihn auch ohne Schießwaffen mit dem Säbel oder irgendwelcher Wehr an. Daß er jemals Menschen aus freien Stücken angegriffen hätte, ist nicht bekannt. Seine Augen haben das eigenthümliche Leuchten mancher anderer Nachtthiere, wie der Nachtaffen, mehrerer mit ihm verwandter großer Katzenarten, des Canis Azarae, unserer Hauskatze u. s. w. Nach Rengger's Untersuchungen hat sich herausgestellt, daß diese Lichtentwickelung im hintern Theil des Auges stattfindet und theils willkürlich, theils unwillkürlich im Affect entsteht. Sobald der Sehnerv durchgeschnitten ist, hört diese Lichtentwickelung auf.

Kurz nach dieser verunglückten Jagd holte uns eine Karavane reitender Mexicaner, Männer und Frauen, ein. Sie bestand aus acht bis neun Pferden. Die Frauen, welche nach Männerart im Sattel saßen, und fast alle einen männlichen Begleiter oder Diener hinter sich auf der Croupe des Pferdes führten, trugen niedliche Filzhüte, unter welchen das Haar in zwei langen Zöpfen über den Rücken hing, und den gewöhnlichen kurzen, mit Stickereien und Bändern reichverzierten Rock, der die niedlichen, nackten Füße nebst einem fast zu großen Theil des graziösen Beines sehen ließ. Die Kleidung der Männer war die der dienenden Klasse, mit Ausnahme eines einzigen, der offenbar das Haupt des ganzen Zuges war und den die schwarze Soutane und der aufgekrämpte Hut als

geistlichen Herrn kenntlich machten. Auch er hatte ein niedliches Kind von etwa 17 Jahren in den Sattel genommen und führte, die Schöne sanft umschlungen haltend, die Zügel des Pferdes. Es war der Cura von Boca de los Rios, der dieses Schäfchen seiner Heerde unter seine besondere Obhut genommen hatte. Meine topographischen Kenntnisse reichten jedoch nicht hin, mir die Frage zu beantworten, von wannen der ehrwürdige Herr kam und wo er seine Begleiterinnen abzusetzen gedachte; jedenfalls schien mir der Weg im Bette des Rio etwas schlüpfrig für einen geistlichen Herrn, um darauf seine Heerde ohne Unfall ins Himmelreich zu führen.

Um 6 Uhr lag Boca de los Rios, ein aus wenigen kleinen Strohhütten bestehendes Dörfchen, vor uns, in dem ich die Nacht nicht zubringen wollte, da es in demselben nicht einmal Mais für unsere Thiere gab. Somit setzten wir unsern Weg fort, bis wir um halb 9 Uhr die Hacienda Aragon und in derselben ein leidliches Unterkommen für die Nacht fanden.

Der Morgen des folgenden Tages verstrich, während wir die Jagdbeute des vorigen präparirten. Erst nach Mittag brach ich auf. Der Fluß war schon bedeutend schmäler geworden, allein seiner Windungen gab es noch fortwährend so viele, daß wir in Zeit von einer Stunde noch elfmal ihn passiren mußten, also einschließlich gestern achtundsechzigmal. Kurz nach 2 Uhr erreichten wir Huiacatlan, ein Dorf, in welchem sich mehrere Ventas zur Aufnahme von Reisenden befinden. Ein solches Etablissement gewährt dem Reisenden gewöhnlich den Genuß eines leeren Zimmers und die Erlaubniß, darin sein Bett aufzuschlagen, falls er ein solches mitbrachte. Der Speisezettel besteht im günstigsten Falle aus Chocolade, Tortillas und Frijoles, ja zuweilen Eiern; aber weit häufiger sind Wasser und Tortillas nebst Mais für die Pferde das einzig Vorräthige. Die erste Nachfrage vor der Einkehr ist gewöhnlich nach Mais, und von ihrer Bejahung hängt die Einkehr überhaupt ab.

Von Huiacatlan steigt der Weg, und manchmal in gefährlicher Weise, jäh bergan. So kam es, daß ich nach kurzer Zeit zur Rech-

ten eine 1500 Fuß tiefe Schlucht mit fast senkrecht abfallenden Wänden, zur Linken die steile Felswand, einen Pfad ritt, der nur künstlich dem Felsen abgewonnen war. Stellenweise war derselbe eingestürzt, und ein über die Lücke hingeworfener Baumstamm stellte die Verbindung her. So waghalsig dem Ungewohnten eine solche Passage erscheint, so rasch söhnt sich der Reisende mit der Gefahr aus, und vertrauend auf den sichern Tritt seines Pferdes, reitet er Feuer schlagend oder rauchend darüber weg.

Eins der Maulthiere hatte sich einen Stein ins Eisen getreten und hinkte. Wir stiegen ab, um den Stein zu entfernen; allein dies war weder eine leichte noch gefahrlose Sache, weil die Mulas im allgemeinen sehr störrisch sind und keine Manipulationen am Huf leiden wollen; außerdem war der Pfad so schmal, daß ein Schlag des Thiers den Getroffenen unfehlbar in den Abgrund geschleudert hätte. Kaum waren wir endlich nach vieler Mühe zum Ziele gekommen, und kaum lag wieder eine kurze Strecke hinter uns, als sich eine neue Verlegenheit uns entgegenstellte. An einer Stelle, wo der Weg kaum 2 Fuß breit war, bogen wir um eine Felsecke und standen plötzlich drei schwerbeladenen Eseln gegenüber, auf deren vorderstem eine Frau saß. An ein gegenseitiges Ausweichen war nicht zu denken, und uns erlaubte der Pfad nicht einmal, zu wenden. Ich bat daher die Frau, abzusteigen und mit den Eseln so weit zurückzugehen, bis eine breitere Stelle des Wegs das Vorbeikommen gestatte; allein die arme Frau hatte zum Absteigen weder Muth noch Raum, denn einerseits stand der Esel an die senkrechte Wand geklemmt, und andererseits berührten seine Hufe den Rand des Abgrundes. Zum Rückwärtsgehen (Hufen) waren die störrischen Thiere trotz Schelten und Prügeln nicht zu bewegen. So blieb uns nichts übrig, als die Frau über die Ohren ihres Reitthiers hinwegzuziehen. Ihr jämmerliches Gestöhne und Gekreische entriß mir die nicht ernstlich gemeinte Drohung, ihre Esel in den Abgrund zu stoßen. Darüber sah mich die alte Frau mit einem so bekümmerten, trostlosen Blick an, daß ich meinen Unmuth bereute und alles andere eher zu versuchen mich entschloß.

Einer der Diener und die Frau mußten die Pferde und Maulthiere halten, während ich selbst und Benito, mit Lassos versehen, um die Beine der Esel herum und hinter dieselben schlüpften. Dem letzten warfen wir die Schlinge um den Hals und rissen ihn mit großer Anstrengung herum. Was wir kaum erwartet hatten, geschah: die beiden übrigen Esel machten die Wendung freiwillig nach und folgten bis zu einer Erweiterung des Wegs, wo wir einander passiren konnten.

Es war 5 Uhr, als wir am Rancho Calderon ankamen; die Luft war auffallend kühl. Das Thermometer zeigte nur 62° F., das Barometer stand 23,6″.

Unter beständigem Steigen erreichten wir um 6 Uhr die Cuesta de San-Juan del Estado, den höchsten Punkt eines Bergrückens, der in einem Streichen von Ost nach West das Thal des Rio de las Vueltas von dem Thal von Etla trennt, wie dieser Arm des großen Thals von Oaxaca genannt wird. Dieser Bergrücken bildet die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet des Atlantischen und des Stillen Oceans. Bei einer Temperatur des Quecksilbers von 60° F. wies mein Barometer 22,732″.

Längst war die Nacht hereingebrochen; der Weg führte durch einen hochstämmigen Wald an Schlünden, Barranken und jähen Abhängen vorüber, und war nur für einen mit der Oertlichkeit genau Vertrauten zu finden. Zwar versuchte der freundliche Mond, uns zu leuchten; allein da seine Strahlen durch die Zweige aufgefangen wurden, so erschienen die Gegenstände unserer Umgebung nur in einer höchst unvollkommenen und täuschenden Beleuchtung. Zu unserer Freude erreichten wir nach einer Stunde das Freie, und da der Weg von da an gut und leicht zu finden war, ritten wir rasch zu und kamen um 8½ Uhr nach San-Juan del Estado, wo wir in einem Hause bei braven Leuten ein recht gutes Unterkommen für die Nacht fanden. Denn obzwar heulende Coyotes die ganze Nacht das Haus umschwärmten, so sahen wir uns doch vor einer Plage geborgen, welche uns während der letzten drei Tage der Reise Ruhe und Schlaf geraubt hatte. Es war dies eine ganz

kleine Gattung von Mosquitos, vor welchen kein Netz schützte und deren Stiche empfindlich schmerzten.

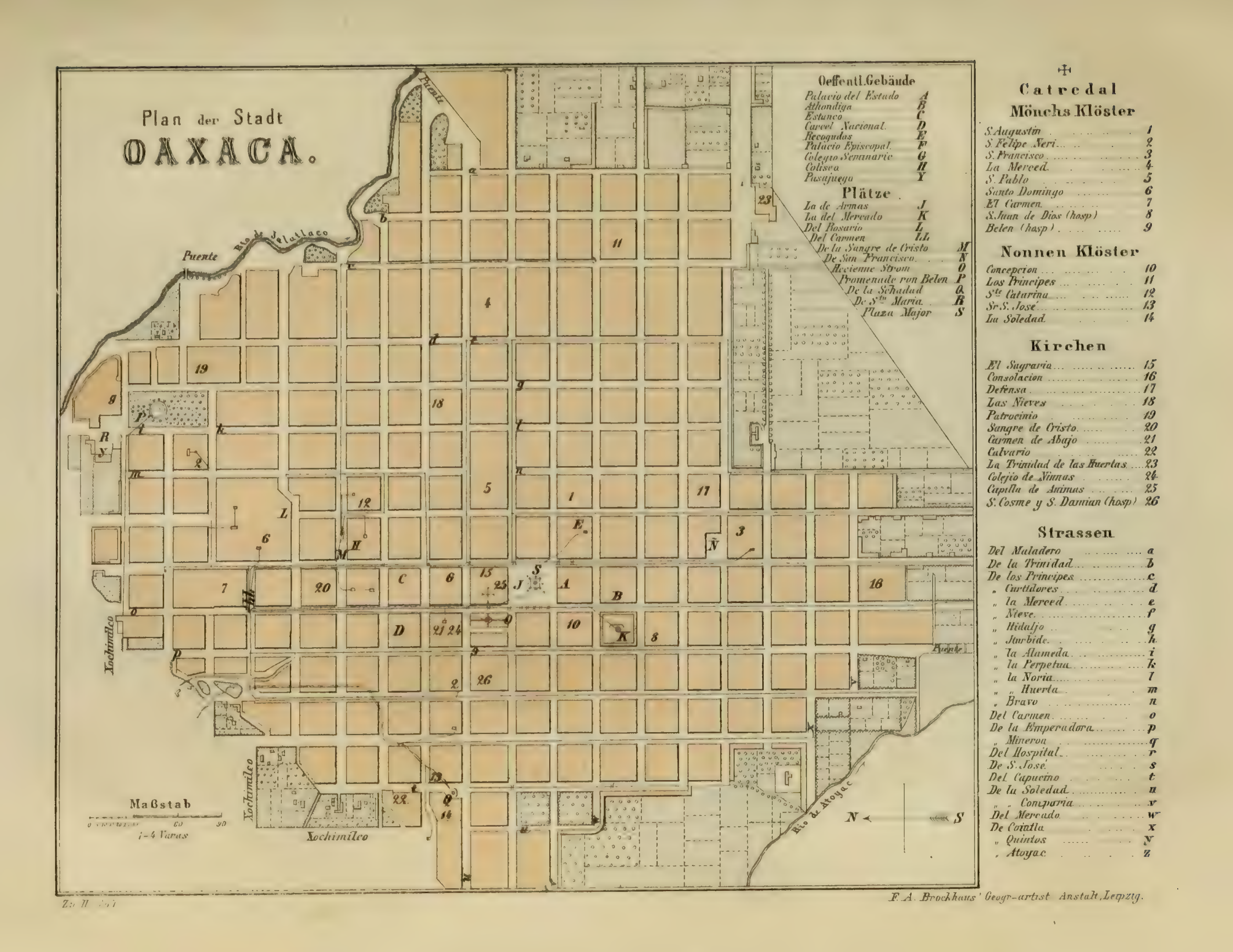
Um 9 Uhr morgens verließ ich mein Nachtquartier, der breiten Fahrstraße folgend, welche — eine große Seltenheit in der mexicanischen Republik — von hier aus durch den Theil des Thals von Oaxaca führt, den man mit dem Namen Valle de Etla bezeichnet.

Das große Thal von Oaxaca entsteht dadurch, daß die Cordillera, nachdem sie den Isthmus von Tehuantepec überschritten hat, sich in zwei Arme theilt, die bei San-Juan del Estado sich wieder einander nähern und durch die Cuesta de San-Juan verbunden werden.

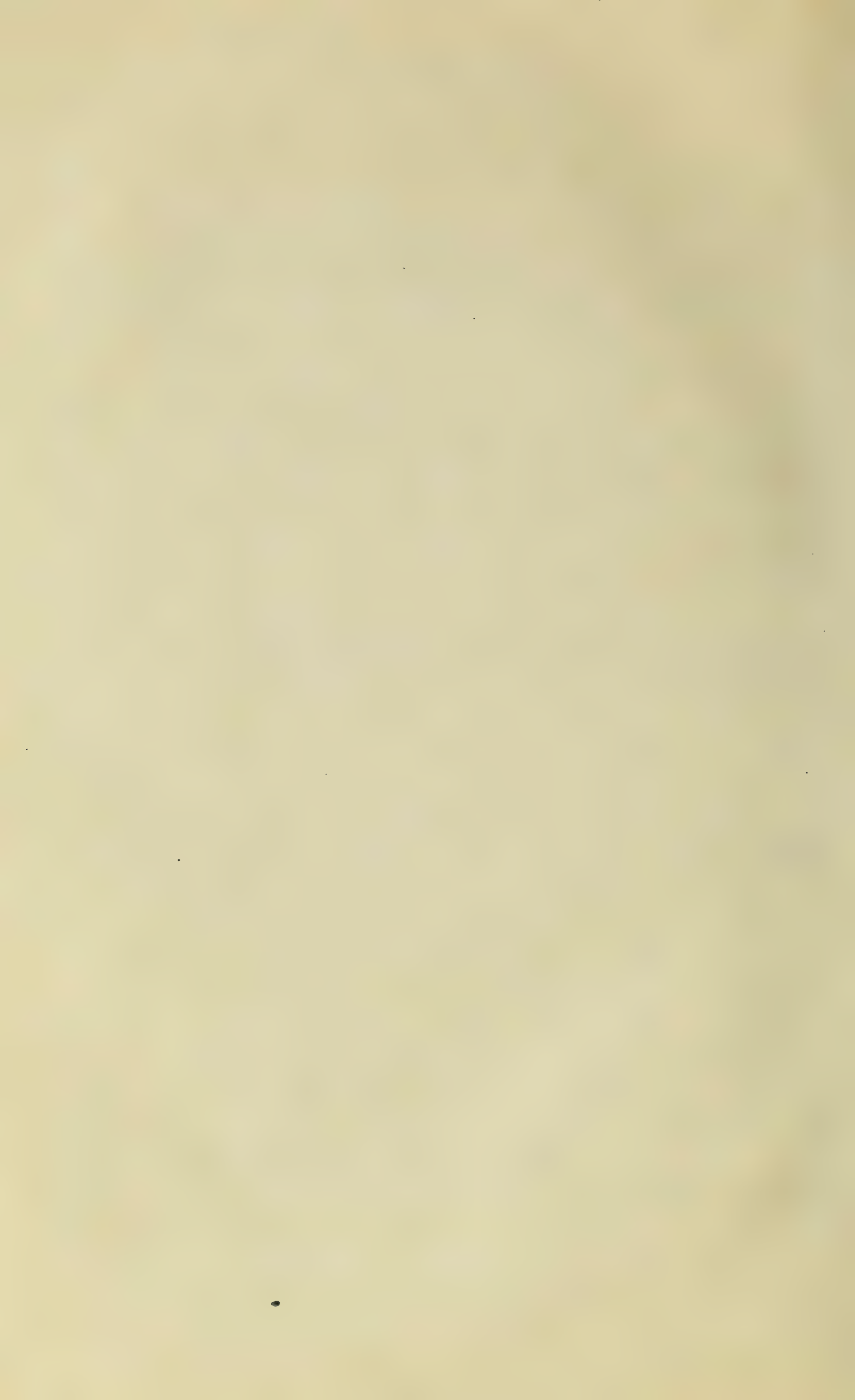
Um 11½ Uhr kam ich nach Villa de Etla. Dieser unter dem alten Namen Loohvanna, d. h. Stadt der Nahrung, ehemals berühmte Ort liegt in einer äußerst fruchtbaren Umgebung, in welcher zweimal des Jahres Mais, Frijoles und Gemüse geerntet werden. Die Könige der Zapoteken bezogen von hier das zu ihren Feldzügen nöthige Getreide. Kein Wunder also, daß wir ein großes, solid aus Stein aufgeführtes Kloster hier erblickten. Die geistliche Herrschaft desselben soll sich ehemals über zwölf Dörfer erstreckt haben, welche den Ort umgaben und jährlich 5000 Pesos an Zehnten dem Kloster entrichteten. Seitdem die Zehnten sammt den Dörfern nicht mehr existiren, haben die guten Predigermönche das Kloster verlassen, das mit seiner Kirche den großen Marktplatz des Orts auf einer Seite begrenzt und von der Wohlhäbigkeit seiner ehemaligen Bewohner noch heute Zeugniß gibt. Von dem reichen Leben, welches die Villa ehemals darbot, besteht nur noch ein schwacher Schimmer in dem jeden Mittwoch stattfindenden Markt, der selbst von Oaxaca aus besucht wird, theils wegen der zum Verkauf hingeführten Bodenerzeugnisse, theils wegen der Producte indianischer Industrie.

Nach einem bequemen Ritt von drei Stunden langte ich in Oaxaca an, äußerst vergnügt, das Ziel meiner Reise erreicht zu haben. Die Freude wurde jedoch durch die Beamten der Douane

ein wenig getrübt, die den Inhalt meiner Koffer zu kennen wünschten. Es war das erste mal in der Republik, daß dieses Verlangen an mich gestellt wurde. Ich war daher auf dasselbe nicht vorbereitet, und mußte, da ich meine Empfehlungsschreiben mit eingepackt hatte, über mich ergehen lassen, was nicht zu ändern war. In einer recht leidlichen Posada fand ich ein Unterkommen fast so gut wie in einem europäischen Gasthofe.



Plan der Stadt
OAXACA.
Oeffentl. Gebäude
Palacio del Estado A
Athondiga B
Estanco C
Carcel Nacional D
Recogidas E
Palacio Episcopal F
Colegio Seminario G
Coliseo H
Pasujuego Y
Plätze
La de Armas J
La del Mercado K
Del Rosario L
Del Carmen LL
De la Sangre de Cristo M
De San Francisco N
Recienne Strom O
Promenade von Belen P
De la Soledad Q
De Sta Maria R
Plaza Major S
Catredal
Mönchs Klöster
S. Augustin 1
S. Felipe Neri 2
S. Francisco 3
La Merced 4
S. Pablo 5
Santo Domingo 6
El Carmen 7
S. Juan de Dios (hosp) 8
Belen (hosp) 9
Nonnen Klöster
Concepcion 10
Los Principes 11
Sta Catarina 12
Sr. S. José 13
La Soledad 14
Kirchen
El Sagraria 15
Consolacion 16
Defensa 17
Las Nieves 18
Patrocinio 19
Sangre de Cristo 20
Carmen de Abajo 21
Calvario 22
La Trinidad de las Huertas 23
Colejio de Ninnas 24
Capilla de Animas 25
S. Cosme y S. Damian (hosp) 26
Strassen
Del Maladero a
De la Trinidad b
De los Principes c
„ Curtidores d
„ la Merced e
„ Nieve f
„ Hidaljo g
„ Iturbide h
„ la Alameda i
„ la Perpetua k
„ la Noria l
„ „ Huerta m
„ Bravo n
Del Carmen o
De la Emperadora p
„ Mineron q
Del Hospital r
De S. José s
Del Capucino t
De la Soledad u
„ „ Compania v
Del Mercado w
De Coiatla x
„ Quintos y
„ Atoyac z
Puente
Rio de Jelatlaco
Xochimilco
Rio de Atoyac
N
S
Maßstab
1-4 Varas
F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.





Der Riesenbaum von Tule.

III.

Oaxaca.

Die Stadt. Ausflug auf den Monte-Alban. Ausflug nach Mitla. Der Riesenbaum von Tule. Tlacolula. Die Zapoteken. Der Cerro Montezuma. Die Tempel von Mitla. Aufgrabung eines Teocalli. Begräbnißhallen von Oaxaca. Die Vanille, ihre Cultur und ihr Handel. Ein Gemälde von Murillos. Neue Art Thee. Archäologische Notizen über Idolos.

Die Stadt Oaxaca liegt auf einem mäßig ansteigenden Grunde zwischen den beiden Flüssen Jalatlaco und Attoyac, ungefähr an der Stelle, wo sich das große Thal von Oaxaca radienförmig in die vier Thäler Valle chico oder Valle de Zachila, Valle grande oder Valle de Ocotlan, Valle de Tlacolula und Valle de Etla verzweigt, in einer durch die Fruchtbarkeit des Bodens, Schönheit der

Landschaft und Vorzüglichkeit des Klimas gleich ausgezeichneten Umgebung. Ihre geographische Lage wird von einigen auf 16° 54′ nördl. Br. und 99° 36′ westl. L. von Paris, von andern auf 17° 3′ 15″ nördl. Br. und 98° 20′ westl. L. bestimmt. Harkort fand die Höhe ihrer Sohle 5534 cast. Fuß über dem Meere. Meine eigenen barometrischen Messungen ergaben eine absolute Höhe von 5610 Fuß.

Der Name Oaxaca soll nach der gewöhnlichen Annahme eine Verstümmelung von Huaxyacac, dem Namen der alten Residenz der zapotekischen Könige sein, von der jedoch keine Spur übriggeblieben ist. Sie wurde wiederholt, und besonders hart am 10. März 1727 sowie am 28. März 1787 und am 4. October 1800, von verheerenden Erdbeben heimgesucht, welche Unserer lieben Frau de la Soledad übel mitspielten und ihren guten Ruf hätten sehr gefährden können. Die stärksten Stöße erfolgten gerade in dem Augenblick, als man das Bild über die Schwelle der Kirche brachte, um durch einen feierlichen Umzug mit demselben den Zorn des Himmels zu versöhnen. Dennoch gelang es der spitzfindigen Wortklauberei der Mönche, die offenbaren Niederlagen in neue Triumphe zu verwandeln. In einem mir vorliegenden Bericht über das Erdbeben von 1727 heißt es scheinbar ganz arglos: „al salir de su iglesia, la Soverana imagen“, als die Königliche Jungfrau ihren Tempel verließ; und in dem Bericht über das Jahr 1787: „salio la Virgen“, die Heilige Jungfrau trat hervor u. s. w., Ausdrücke, welche eine wunderbare Erscheinung der Heiligen Jungfrau selbst oder eine nicht auf natürlichem Wege bewirkte Ortsveränderung ihres Bildnisses zwar nicht behaupten müssen, aber das Wunder dem leichtgläubigen Sinn so nahe legen, als es nur geschehen kann.

Die heutige Stadt mag etwa 30000 Einwohner zählen und bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, dessen Diagonalen den vier Weltgegenden entsprechen. Sie hat breite und wohlgepflasterte, unter rechten Winkeln sich schneidende Straßen. Ihre größte Ausdehnung beträgt 8700 Fuß von Norden nach Süden, die kleinere 6800 Fuß von Osten nach Westen. Sie besitzt zwei Alamedas, von denen die größere, die am Nordende der Stadt gelegene Alameda

nueva, ein über 200 Meter langes und 120 Meter breites Rechteck, in neuerer Zeit mit Bäumen und einem Springbrunnen geziert wurde. An öffentlichen Plätzen besitzt sie zwei größere und fünf kleinere. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind, außer zwölf Kirchen, neun Mönchs-, fünf größern und vielen kleinern Nonnenklöstern, das Regierungsgebäude, der bischöfliche Palast, das Nationalgefängniß und verschiedene andere.

Fontainen, deren Wasser einer starken und reinen Quelle in geringer Entfernung von der Stadt entstand und mittels gemauerter Aquäducte nach den verschiedenen Ausflußplätzen geleitet wird, zieren die öffentlichen Plätze und Kreuzwege der Stadt. Im Mittelpunkt derselben liegt die Plaza mayor, deren südliche Seite der bischöfliche Palast begrenzt, ein Gebäude, welches den Baustil der altindianischen Hohenpriesterwohnungen mit dem toscanischen der Façade vereinigt. Ihm gegenüber, auf der nördlichen Seite, steht die Kathedrale, ein ziemlich großes Gebäude mit zwei Thürmen und einer Kuppel, das 1729 vollendet wurde und den Geschmack damaliger Zeit ziemlich nüchtern wiedergibt. Der Westseite des Doms gegenüber befindet sich die kleinere Alameda, mit dem Zunamen de Belen. Von den vielen reichen Klöstern ist das feste Convent der Dominicaner zu erwähnen, das an liegenden Gründen, Kapitalien und Kirchenschätzen ein Vermögen von 9 Millionen Pesos besitzen soll, und dessen reiche Bibliothek schätzenswerthe Materialien zur Geschichte der altindianischen Bevölkerung enthält.

Die Stadt genießt des schönen Vorzugs eines fast beständig heitern Himmels und einer gemäßigten, fast gleichförmigen Temperatur von 16—20° R., die nur in den heißesten Monaten des Jahres bis zu 28° steigt. Der Boden um die Stadt ist äußerst fruchtbar und mit prachtvollen Gärten und Pflanzungen bedeckt, die das ganze Jahr hindurch die Bewohner mit den köstlichsten Früchten aller Zonen versorgen, aber nur wenig Gemüse hervorbringen.

Unter den neuen Bekanntschaften, welche ich in Oaxaca machte, muß ich eines Dr. Ortega erwähnen, der eine sehr bedeutende Sammlung mexicanischer Alterthümer besitzt, sowie eines talent-

vollen und gebildeten Ingenieurs Don Guilberto Torres, dessen Kenntnisse seinem Vaterlande große Dienste verheißen.

Der erste Ausflug über das Weichbild der Stadt hinaus galt dem Monte-Alban. Es war 8 Uhr morgens, als ich zu Pferde stieg und in Begleitung der ebenerwähnten Herren Oaxaca verließ. Ein herber Bergwind, der uns aus Westen entgegenschnob, raubte der Anmuth der lieblichen Morgenlandschaft ein gutes Theil der ihr gebührenden Bewunderung. Wir passirten den Attoyac, der kaum 1 Fuß tiefes Wasser führte, und erreichten jenseit desselben den Fuß des Hügels, der wie eine vereinzelte Insel im Vereinigungspunkt der vier genannten Zweigthäler liegt. Nach jeder Richtung hin gewährt er dem Blicke eine weite Perspective und scheint von der Natur geschaffen zu sein, eine feste Warte zu tragen.

Schon auf halber Höhe erreichten wir eine Terrasse, auf welcher meine Begleiter mich auf mehrere große Steinblöcke aufmerksam machten, denen man den Namen Altar gegeben hat. Dieser Altar besteht aus zwei genau nacheinander gerichteten Steinen von ganz gleichen Dimensionen, von 1,45 Meter Breite, 2,20 Meter Höhe und 0,85 Meter Dicke. Ein dritter Stein von 1,42 Meter Breite, 3,90 Meter Länge und 0,57 Meter Dicke liegt hinter diesen ersten und scheint deren Deckplatte gewesen zu sein. Alle sind aus grobem rothen Porphyr gemeißelt und also nicht an Ort und Stelle gebrochen, da das Gestein des Bodens aus grauem Granit besteht. Die Reste dieses Altars sind indessen nicht die einzigen isolirt liegenden Trümmer. Da, wo der schmale Bergkamm in einer Entfernung von 800 Varas in eine Plateforme ausläuft, stehen die Reste zweier etwa 100 Meter voneinander abstehender Wälle, die mit andern noch vorhandenen Mauertrümmern ein rechtwinkeliges Parallelogramm bilden. Aehnlich sind auch die äußersten südlichen und nordwestlichen Terrassen mit Parallelen oder in rechten Winkeln sich kreuzenden Wällen und Mauern bedeckt.

Das Hauptplateau des Hügels bildet ein von Norden nach Süden gestrecktes Parallelogramm von 300 Varas Breite und 900 Varas Länge. Auf dem nördlichen Drittel befindet sich eine 50 Fuß hohe quadratische Terrasse, deren Seite 250 Varas mißt.

Ruinen der Tempel auf dem MONTE-ALBAN.

Za II, 270

F. A. Brockhaus' Geogr. artist. Anstalt, Leipzig.



In der nordwestlichen Ecke derselben erhebt sich eine kleinere Terrasse, und an verschiedenen Stellen Wälle und Mauertrümmer, die alle unter rechtem Winkel zueinander stehen. Der mittlere Theil des Plateau trägt längs des westlichen und östlichen Randes 30 Fuß hohe Erdaufwürfe, mit welchen eine mittlere Kette derselben Art parallel läuft. An einem der westlichen Wälle befindet sich eine Höhle. Man scheint einer zufälligen Aufdeckung ihre Kenntniß zu verdanken. Sie ist etwa 4—5 Meter tief und so niedrig, daß man nur auf den Knien hineinkriechen kann. Gleichsam den Eingang zu ihr bildend, stehen mehrere mit Köpfen en relief geschmückte Steinplatten, zum Theil noch aufrecht, zum Theil halb versunken. Tiefer im Innern der Höhle befindet sich eine Steinplatte, auf welcher die Figur einer Frau eingemeißelt ist, die, aufrecht stehend, eine Kugel gebiert.

Auf dem südlichen Theil der großen Terrasse erhebt sich, ähnlich wie auf dem nördlichen, eine quadratische, 50 Fuß hohe Bastion, die ehemals zwei hohe Bauwerke trug. Das eine ist ein pyramidaler Hügel, der, wie aus einer Durchgrabung hervorgeht, keine Höhlung im Innern hat. Das zweite Gebäude besteht heute aus einem kreuzweise von Gängen durchschnittenen Tumulus. Die Decke des domartigen mittlern Raumes, in welchen die erwähnten Gänge führten, ist eingestürzt. Zur Seite dieser Bastion und am Südrande des Plateau liegt ein zertrümmerter Stein, mit Hieroglyphen bedeckt.

Sämmtliche Trümmer sind zum Theil verschütlet, zum Theil mit einer jahrhundertealten Vegetation überwuchert, sodaß es schwer ist, ihre Formen und Richtungen zu erkennen. Müßte ich über ihren ehemaligen Zweck und Bedeutung eine Meinung aussprechen, so würde ich diese Ruinen eher für die Reste alter Festungswerke als für Tempel, Paläste u. dgl. halten, trotz der Erklärung meines in indianischen Alterthümern sehr bewanderten Begleiters Ortega, der aus ihrem Staube eine glänzende Capitale voll königlicher Paläste, Tempel und anderer Prachtbauten auferbauen wollte.

Der andere Morgen sah mich bereits auf einem neuen Ausfluge begriffen. Diesmal galt der Besuch den berühmten Ruinen

des ehemaligen Sitzes zapotekischer Priesterherrlichkeit in Mitla. Der breite, bequeme Fahrweg, auf dem wir in östlicher Richtung die Stadt verließen, war äußerst belebt, und namentlich boten mir die Fuhrwerke, von einer Construction, die ich nie gesehen hatte, einen eigenthümlichen Anblick. Sie gehören zu der großen Species Carrus birotalus. Zwei plumpe Räder, wie man sie nicht massiver an einer Schiffs- oder Festungslaffette sieht, von etwa 4 Fuß Durchmesser, tragen einen viereckigen Aufsatz, der eher einem Fliegenschrank als einem Wagen gleicht. Die Räder bestehen aus einem plumpen, an beiden Enden etwas abgerundeten Holzklotze, dessen Langseiten zwei rohe Holzstücke angefügt sind, durch welche die Kreisform nothdürftig hergestellt wird. Die Deichsel ist in die Achse selbst eingekeilt, und auf diesen beiden Holzstücken steht der mannshohe, schrankähnliche, durch vier dünne Stäbe gebildete Obertheil, dessen Wände aus leichtem Pitageflecht bestehen. Zwei Ochsen ziehen dieses interessante Vehikel. Das Aechzen und Knarren der schwerfälligen Maschine, deren hungerige Räder nie das Labsal der Schmiere kosten, hört man in der Entfernung von einer halben Stunde. Begegnet man aber, so wie wir heute morgen, einem ganzen Zuge dieser Urgestalten eines Phaëthon und Tilbury, so ist das Concert herz- und ohrzerreißend.

Nach einer halben Stunde hatten wir das Dörfchen Sta.-Lucia passirt und näherten uns Tule. Noch konnten wir weder eins seiner Häuser noch seinen Kirchthurm erkennen; aber ein grüner, hoch auftauchender Hügel von sonderbarer, kugeliger Form hatte bereits unsere Aufmerksamkeit gefesselt und gab zu mancher Vermuthung Veranlassung, bis einer meiner Gefährten ihn als die Krone eines Baumes bezeichnete, der selbst wieder die Krone aller Bäume des Erdbodens sei. Allmählich tauchten die Häuser von Tule aus ihrer lachenden Einfriedung grünender Dickichte und blühender Orangen-, Citronen-, Chirimoya- und Aguacatesgärten hervor, und bald auch hielten wir am Eingang des Vorplatzes der Kirche. Hier steht dieser Koloß der Pflanzenwelt, der sogenannte Riesenbaum von Tule, und nahe bei ihm zwei jüngere Kinder seines Geschlechts, die ohne seine Gegenwart mit vollem Rechte selbst

Riesen zu nennen wären, eine unvergängliche, heilige Reliquie der Vorzeit, ein Bild der Macht und Größe des Aztekenreichs, das unter dem Tritte erzgepanzerter Eroberer in Trümmer sank, nachdem der Goldgier des blassen Fremdlings der letzte seiner Herrscher zum Opfer gefallen war. Schon damals, vor mehr als 300 Jahren, erregte die ungeheuere Größe des Baumes das Erstaunen und die Bewunderung der Spanier, und während die Tempel und Altäre des besiegten Volks der Unduldsamkeit der alleinseligmachenden Christuslehre weichen mußten, blieb er allein verschont.

Der Eindruck, welchen der impossante Anblick auf die Besucher hervorbringt, ist unbeschreiblich großartig. Er gleicht dem Baum in Mahommed's Paradiese, dessen Stamm und Blätterschmuck durch alle Ewigkeiten durch sich stets verjüngt, und die Erinnerung an die gewaltigsten Baobabs (Adansonia digitata), die ich auf meinen Wanderungen in Innerafrika zu bewundern Gelegenheit hatte, trat in den Hintergrund vor dieser greisen Cypresse (Cupressus distichans), die trotz ihres halben, ja vielleicht ganzen Jahrtausends noch immer so jugendlich kräftig und freundlich aussieht.

Erst nach geraumer Zeit konnte ich es über mich gewinnen, das Bild dieser majestätischen Erscheinung zu entwerfen, welches dem Leser nebst dem beigefügten Durchschnitt des Stammes eine Vorstellung dieses merkwürdigen Baumes vermitteln mag (s. die Zeichnung zu Anfang des Kapitels).

Ich bestimmte die Höhe des Baumes aus einer Basis von 50 Meter und einem Winkel von 30° 56′ auf 32,7 Meter oder 120,64 Fuß Rhein. Den Umfang des Stammes maß ich mittels einer Schnur 5 Fuß über dem Boden zu 99 Fuß; der Umfang der Krone beträgt wol 500 Fuß. Den Grundriß des Stammes bestimmte ich, indem ich um denselben ein Quadrat construirte und die Abstände der Ein- und Ausbuchtungen des Stammes von den Seiten des Quadrats maß.

Der Stamm hat beinahe das Ansehen, als ob mehrere Bäume zusammengewachsen wären, wie auch Alexander von Humboldt, ohne den Baum selbst gesehen zu haben, vermuthete. Allein dies

ist nur scheinbar, und die vorspringenden Kanten sind nichts als Auswüchse der übergroßen Triebkraft desselben.

Eine Welt von Pflanzen und Thieren umschlingt und belebt den Riesen und gedeiht auf seinen mächtigen Aesten wie ein zahlreicher Hofstaat, dessen Ausbeute schon allein ein stattliches und interessantes Museum bilden würde.



Vergeblich versuchten wir, in das Innere der freundlichen Kirche zu gelangen, und obgleich gesättigt vom Anblick dieses Baumes, setzten wir fast mit Widerstreben unsern Weg fort, noch oft die Blicke rückwärts wendend, bis ein Vorsprung des Gebirgs ihn unserm Auge entzog.

Eine starke Legua von Tule liegt das Dorf Tlacochahuaya, ein alter und ehemals mächtiger Ort der Zapoteken. Die meisten Häuser sind aus Steinen aufgeführt, die in der Nähe theils gebrochen, theils gebrannt werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1500 Seelen, die sich mit Ackerbau und Weberei beschäftigen. Das Dorf bietet inmitten der vielen und gutgepflegten Gärten einen freundlichen Anblick.

In einer Entfernung von 4 Leguas erreichten wir das Städtchen Tlacolula, mit 5—6000 Einwohnern. Es besitzt breite, regel-

mäßige Straßen, einen geräumigen Marktplatz, gutgebaute Häuser und eine schöne Kirche.

Kurz nach meiner Ankunft besuchte mich der Präfect, dem ich vom Gouverneur empfohlen war. Im Lauf der Unterhaltung erbot er sich, mich nach Mitla zu begleiten, zugleich aber auch mich zu andern Ruinen zu führen, die bis dahin von Reisenden weder besucht noch beschrieben und überhaupt nur den Indianern bekannt seien, welche dieselben mit einer ehrerbietigen Scheu betrachten. Ich nahm seinen Vorschlag mit Vergnügen an, und der Ausflug wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Um 7 Uhr waren wir im Sattel, und erreichten nach einem zweistündigen Ritt Titipac. Hier, wo die ersten Einwanderer einen von 3—4000 Familien bewohnten Ort gefunden haben, leben heute kaum 300 Individuen, arm, muthlos und verkommen. Der Pfarrer des Orts wohnt in den dem Verfall überlassenen Klostergebäuden der Dominicaner, welche das Werk schon lange wieder verlassen haben. Die ganze Bevölkerung der Gegend besteht aus Zapoteken und spricht eine Sprache, welche einen Hauptstamm der vielen übrigen indianischen Idiome bildet.

Die Gutmüthigkeit und Geistesschwäche der Zapoteken, die ihre Ausbeutung und Unterjochung erleichterten, haben diesem Stamm von seiten spanischer, dem Mönchsstande angehöriger Schriftsteller Zeugnisse erworben, die er nicht verdient; denn es ist ein großer Unterschied, ob ein hab- und herrschsüchtiger, das Lob nur nach seinen Standesinteressen ausspendender Priesterstand, oder der vorurtheilsfreie, von keinem Interesse bestochene Laie ein Urtheil unterschreibt. Nach allen Erfahrungen und sorgfältig geprüften Vergleichungen zwischen den Bewohnern dieser Thäler und der schwarzen Bevölkerung Innerafrikas nehmen die Indianer Mexicos eine tiefere Stufe geistiger Befähigung und moralischen Werthes ein als die Neger. Der letztere mag im Naturzustand indolenter sein als selbst der Indianer; aber die geistigen Fähigkeiten schlummern nur, und leicht gelingt es, sie zu wecken. Die schwarze Bevölkerung Westindiens hat ihre Ketten gebrochen, und ihre Vertreter haben auf den Bänken der denkwürdigsten Congresse unsers Jahrhunderts

gesessen. Der Indianer dagegen scheint zum Sklaven geboren, und seine geistige Begabung ist so gering, daß er es selbst in beständigem Umgang mit dem Weißen nie dazu bringt, selbständig zu denken und uncommandirt zu handeln.

Mag dieses Urtheil noch so sehr mit dem Lobe eines Bernal Diaz, Clavijero u. a. im Widerspruch stehen, ich kann gegen das heilige Gewand dieser Männer die Gefälligkeit nicht so weit treiben, die Wahrheit zu unterdrücken. Und wenn der letztgenannte sagt, diese Leute seien vor der Niederlassung der Dominicaner gesittete und fleißige Menschen gewesen, die ihren eigenen geordneten Rechtszustand besessen, Künste und Wissenschaften gepflegt, das Jahr zu berechnen und das Andenken ihrer Großthaten durch Lieder und bildliche Darstellungen den Nachkommen zu überliefern verstanden hätten, so ist es sehr zu bedauern, daß die Dominicaner sie kennen lernten.

Die äußere Erscheinung des Zapoteken ist der der meisten Indianer ähnlich; doch tragen sie das Haar vorn kurz abgeschnitten und hinten in zwei langen Zöpfen über den Rücken. Mädchen und Frauen flechten ihr Haar und tragen als einziges Kleidungsstück ein um die Hüften geschlungenes Tuch, das den Oberleib bloß läßt.

Von Titipac ritten wir nach der kleinen Hacienda San-Antonio, welche am Fuß des Cerro Montezuma liegt, und nahmen dort Führer mit, was uns jedoch große Ueberredung kostete, weil die Indianer, wie gesagt, den Berg mit einer religiösen Scheu betrachten. Es bedurfte der ganzen Autorität des Präfecten und wiederholter Versicherungen, den Ort in keiner Weise profaniren zu wollen, um sie zum Mitgehen zu bewegen.

Während einer Stunde stiegen wir fortwährend bergan, und erreichten dann den obern Rand einer tiefen Schlucht. Diese kletterten wir mühsam hinunter und fanden an deren Ende, am Fuß einer steilen Felswand, ein 4—5 Meter langes und 2—3 Meter breites Wasserbecken, in welches sich ein aus der Höhe niederfallender, sehr spärlicher Bach ergoß. Die Tiefe des Beckens, das von den Indianern, wie alle derartige Cisternen, el pozzo encantado

(verzauberter Brunnen) genannt wird, scheint sehr bedeutend zu sein. Die Felswand über dem Brunnen war nischenförmig ausgehöhlt, sonst aber von einer ehemaligen Einfassung durch Mauerwerk keine Spur bemerklich.

Das Hinaufklettern an den steilen Wänden der Schlucht war sehr beschwerlich, und auch nachdem wir den Rand erreicht, machte die brennende Sonne die Ersteigung der Spitze des Berges sehr sauer. Als wir endlich gegen 3 Uhr den Gipfel erreichten, entsprach der Anblick sehr wenig unsern Erwartungen. Im ersten Augenblick vermochten wir nicht einmal die gesuchten Ruinen zu entdecken, und erst nach sorgfältiger Durchforschung fanden wir Mauertrümmer von zwei verschiedenen Bauwerken auf, die nicht hinreichend waren, über die Natur und den Zweck der Gebäude selbst Vermuthungen zu erlauben. Schon fürchteten wir, mit dem Anblick dieser Schutthaufen uns begnügen zu müssen, als ich den Eingang eines unterirdischen Gewölbes dem Präfecten frohlockend ankündigte. Dieser Gang war aus regelmäßig behauenen Steinen gemauert und so hoch, daß wir bequem darin fortgehen konnten; allein schon in einer Länge von 15 Meter fanden wir ihn verschüttet, und an ein Wegräumen des Einsturzes war bei der Unlust unserer Führer nicht zu denken. Wichtiger war die Entdeckung, daß die oberste Fläche des Hügels von Grundmauern umgeben war, welche ihr eine quadratische Form gaben. Beim Herabsteigen fanden wir, daß diese quadratischen Mauereinfassungen sich um den ganzen Berg wiederholten und ohne Zweifel die Grundmauern von Terrassen bildeten, durch welche der ganze Berg ehemals als eine ungeheuere Pyramide erscheinen mußte. In diesem Falle mögen die zuerst erwähnten Trümmer die Ruinen zweier Heiligthümer gewesen sein, wie sie die Plateforme der ähnlichen Pyramiden z. B. von Cholula, Palenque, Uxmal u. a. trug. Denkt man, daß der Berg, der den Kern dieser Pyramide bildete, eine relative Höhe von 2000 Fuß hat, so mag man sich von einer solchen Monsterpyramide eine Vorstellung machen, gegen welche die Pyramide des Cheops, mit einer Höhe von circa 500 Fuß, das höchste bekannte Bauwerk der Welt, nur wie ein Zwerg neben einem

Riesen erscheint. Eine genauere Untersuchung des Berges de Moctecuzoma, wie er im Lande heißt, empfehle ich angelegentlichst Reisenden, welche sich das Studium indianischer Alterthümer zur Aufgabe gemacht haben.

War der Weg aufwärts beschwerlich gewesen, so war es der abwärts noch viel mehr, und die Pferde vermochten kaum auf dem jäh abschüssigen Boden einen sichern Tritt zu thun, und mühten sich mit solcher Anstrengung, den Sturz zu vermeiden, daß sie kaum noch ein einziges Hufeisen nach Titipac zurückbrachten.

Hier waren wir um 5½ Uhr angekommen, und zwei Stunden später hatten wir auch Tlacolula, unser einstweiliges Hauptquartier, erreicht.

Am Abend suchte ich noch über die Umgegend und einige ihrer merkwürdigsten Pflanzen Erkundigungen einzuziehen. Zu den letztern gehört die unter dem Namen Camotillo oder Raiz de Pegajoso, welche nach allem, was ich davon hörte, ein ganz vorzügliches Antesyphiliticum sein muß. Ich erkundigte mich im Verlauf meiner Reise noch öfter nach dieser Pflanze, und hörte diese Eigenschaft überall bestätigt. Dr. Ortega versicherte sogar, daß er seit langen Jahren syphilitischen Kranken keinen Mercur mehr reiche, sondern überall die Raiz de Pegajoso, welche die Wirkung des Mercurs bei weitem übertroffen habe.

In Ejutla gelang es mir, ein Packet dieser Wurzeln zu erhandeln. Dieselben sind fingerdick, fleischig, dem Ingwer in der Form ähnlich. Von der Pflanze selbst konnte man mir nur dürre, blattlose Stengel zeigen. Nach meiner Vermuthung ist es eine Aristolochia. Auch in Tehuantepec wird die Camotillo gegen dieselbe Krankheit und mit gleich günstigem Erfolg angewandt.

Der 13. Februar war den Ruinen von Mitla gewidmet. Der Weg dahin beträgt von Tlacolula 4 Leguas, die wir in zwei Stunden zurücklegten. Die Straße ist eben und gut, zur Linken von steilen, schöngeformten Kalkfelsen flankirt. Das Dorf selbst gewährt einen freundlichen Anblick durch seine Lage zwischen zwei Flüssen, welche Feuchtigkeit genug spenden, der Ebene, so weit diese reicht, ein frisches, saftiges Ansehen zu verleihen. Es ist gegenwärtig von

ungefähr zweihundert Haushaltungen bewohnt. Der Präfect konnte jedoch dem Charakter der Einwohner keine Lobsprüche ertheilen, schilderte sie vielmehr als abergläubisch, feige, mistrauisch und in hohem Grade boshaft und ungastlich. Dennoch zeigten sie sich, vielleicht durch die Gegenwart des Präfecten bewogen, heute sehr gefällig, während sie sonst selbst einen Trunk Wasser versagen sollen.

Die berühmten Ruinen von Mitla lagen ganz in unserer Nähe und befinden sich sozusagen im Dorfe selbst. Der erste Anblick derselben läßt, wie fast immer, die Erwartung unbefriedigt. Was das Auge in der ersten Rundschau auffaßt, außer unzähligen Trümmer- und Schutthaufen, aus denen es unmöglich ist Sinn und Bedeutung herauszulesen, ist ein die Höhe des Hügels beherrschendes Bauwerk von 100 Varas Länge und 12—15 Fuß Höhe, ohne Fensteröffnungen, aber drei Eingängen in der Fronte. Zur Linken erblickt man das Pfarrhaus und die Kirche des Orts auf und zwischen antiken Mauern. Zur Rechten erheben sich Reste, die so mangelhaft sind, daß sich heute aus ihnen kein Plan und keine Bedeutung mehr erkennen läßt. Der Farbenton des ganzen Gemäldes erinnert sehr stark an das Colorit afrikanischer Wüsten, und nichts verräth dem Beschauer, daß er vor dem hohenpriesterlichen Vatican und dem Escorial der zapotekischen Monarchen steht. Treten wir indeß näher.

Unser Weg führt aufwärts über Schutt und Trümmer in einen quadratischen Hofraum, der auf allen Seiten von breiten Terrassen eingeschlossen ist, die ehemals sämmtlich Gebäude gleich dem vor uns liegenden getragen haben. Die Mauern dieses einzigen noch bestehenden sind aus großen behauenen Steinen aufgeführt und außen durch musivische Gebilde aus bunten Backsteinen verziert. Diese Mosaiken bilden bunte Felder und vielfach verschlungene Figuren.

Aus dem erwähnten Hofraum führt eine Treppe zu den drei Eingängen des Gebäudes. Ehe wir jedoch das Innere desselben betreten, ist es zweckmäßig, die sämmtlichen Ruinen in ihrem Zusammenhang aufzufassen. Die jetzigen Ueberbleibsel wären zur

Construction der Karte nicht mehr hinreichend, die vor ungefähr dreißig Jahren, wenn ich nicht irre, von Mühlenpfordt aufgenommen wurde und den raschen Gang beweist, mit welchem die Ruinen wie schmelzender Schnee der völligen Auflösung entgegeneilen. Die unverzeihliche Sorglosigkeit der Behörden ließ zu, daß jede Wohnung im Dorfe aus dem so bequem zur Hand liegenden fertigen Material erbaut wurde, und so sehen wir heute nicht nur die Kirche, Pfarrhaus und Kapelle des Orts auf und aus den Steinen dieser Alterthümer aufgebaut, sondern finden indianische Hieroglyphen und Bildhauerei auf den Schwellen der elendesten Indianerhütte.

Ehemals bildeten in der Richtung der vier Himmelsgegenden verlaufende, 7—10 Fuß hohe Terrassen zwei Mittelhöfe von circa 130 Fuß Länge und Breite. Nach innen zu waren die Terrassen einfach, nach außen zu aber doppelt; auf ihrer Fläche trugen sie Bauwerke im Stil des einzigen noch heute erhaltenen. Der Boden der Höfe war statt des Pflasters mit einer 5—6 Zoll dicken Cementlage bekleidet, deren Oberfläche einen dunkeln Farbenanstrich gehabt zu haben scheint. Die Außenseiten der Gebäude waren durch Gurte und Simse in Felder getheilt, welche musivische Gebilde sowie eingehauene Figuren in einem dem griechischen und maurischen verwandten Stil enthielten. Die Mosaikverzierungen sind so genau und sorgfältig ausgeführt, daß das Auge kaum die Fugen entdeckt.

Von den drei Eingängen ist der mittlere, wie die altägyptischen Tempelthore, oben enger als unten. Tritt man durch sie ein, so befindet man sich in einem langen und schmalen Corridor, dessen hintere Wand in der Mitte eine Nische enthält. Dieser Corridor besitzt keine Ausgänge. Die Gemächer des Baues befinden sich unter demselben, als Souterrains; der Eingang zu ihnen befand sich ehemals in der Mitte des Hofes und ist jetzt verschüttet. Statt seiner gestattet ein in die Terrasse gebrochenes Loch die unterirdischen Räume zu betreten. Wir sehen zuerst ein niederes und enges Vestibulum, in welches der alte Eingang mündete. Von hier steigt man auf einigen Stufen zu den tiefern Gemächern nieder;

diese bilden enge, in Kreuzform sich schneidende Galerien. Die Wände sind mit gutgeschliffenen Porphyrplatten und Mosaikbildnereien bekleidet. Aehnlich war der Boden mit einem glänzend polirten und gefärbten Mörtel bedeckt.

Das ist beinahe alles, was der Reisende von den berühmten Ruinen von Mitla noch vorfindet. Der Palast II ist ganz und gar verschwunden, und der Palast III besteht nur noch aus sehr spärlichen Ueberresten, die zum Theil von neuen Wohnungen der Indianer überdeckt sind.

Nach Besichtigung der Ruinen nahmen wir im Rathszimmer unser Mittagessen ein, bei welchem der Alcalde und die Mitglieder des Ayuntamiento, unbeschadet ihrer Würde, uns bedienten. Das Essen war echt indianisch, bestehend aus einem zerrissenen, in Chilesauce schwimmenden Huhn, Frijoles und Tortillas. Wie naiv es dabei zuging, mag man aus Folgendem ersehen. Zur Vermehrung der Feierlichkeit war auch ein Messer auf dem Tisch erschienen. Weiß Gott, wo sich dasselbe seither aufgehalten hatte, denn es war so schmuzig, daß sich keiner desselben bedienen konnte. Der Präfect gab es deshalb dem Alcalden zum Putzen, was dieser auch sogleich in unserer Gegenwart that, indem er darauf spuckte und es dann unter der Achsel durchzog.

Nach dem Essen entwickelte sich zwischen dem Präfecten und den Mitgliedern des Raths eine geschäftliche Discussion, welcher ich mit Staunen und Ungeduld folgte. Der Rath mochte, nach dem splendiden Essen, womit er uns regalirt hatte, die Stimmung günstig glauben, dem Präfecten Vorstellungen zu machen über die Schwierigkeit der Beitreibung der Kopfsteuer. Der Präfect rieth darauf an, ein Gemeindefeld zu bepflanzen und aus dem Ertrage desselben die Steuer zu bestreiten. Lange vermochte der Rath diesen Vorschlag nicht zu verstehen; als der Präfect mit unendlicher Geduld und Weitläufigkeit seinen Rath jedem einzelnen auseinandergesetzt hatte, theilten sich endlich die Wolken an ihrem geistigen Horizont, und nun geberdeten sie sich wie Kinder, denen eine unerwartete Freude bereitet wird. Lachend und händeklatschend sprangen sie umher und küßten dem Präfecten wiederholt die Hände. Wahr-

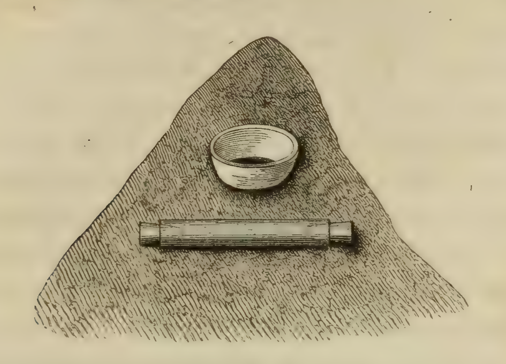
haftig, indianischer Blödsinn, du bist stärker als Porphyr und Granit!

Augenzeuge der bedauerlichen Verheerungen, welche die Indianer an den ehrwürdigen Ruinen angerichtet haben, war ich hoch erfreut, in dem Präfecten einen Mann zu finden, der den Verfall selbst bedauerte. Wir besprachen die geeigneten und zu Gebote stehenden Mittel, und entwarfen eine Verordnung, welche, solange sich die höchsten Behörden der Sache redlich annehmen würden, den Ruinen einen interimistischen Schutz gewähren sollte. Diese Verordnung, welche sogleich zur Nachachtung öffentlich bekannt gemacht wurde, verbot, unter Strafe von drei Tagen Gefängniß, jede fernere Beschädigung der Ruinen, befahl die Errichtung eines Zauns um dieselben und bestimmte, daß jeder Fremde nur gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes zugelassen werde. Diese Eintrittsgelder sollten der Gemeindekasse zugute kommen, wodurch wir hofften, die Gemeinde selbst für die genaue Beobachtung der Verordnung zu interessiren.

Mit Sonnenuntergang waren wir wieder in Tlacolula angekommen, wo Hr. Guilberto Torres auf meine Bitte zurückgeblieben war, um die Eröffnung eines Teocalli vorzunehmen. Nach meiner Ankunft theilte er mir das Resultat seiner Nachgrabung mit.

Der von ihm eröffnete Teocalli besaß eine Höhe von 12—15 Fuß und eine Basis von 7—8 Fuß Durchmesser; er bestand, ohne Mauerwerk, aus aufgeschütteter Erde. Hr. Torres fand im Innern weder Idole noch andere auf einen religiösen Cultus Bezug verrathende Gegenstände. Dagegen legte er mir vor: 1) eine thönerne, nicht ganz 2 Fuß lange und 2 Zoll im Durchmesser haltende Röhre, in deren beiden Enden Steinstöpsel wie Korke in einer Flasche steckten; es war nicht zu erkennen, ob die Röhre etwas enthalten hatte: sie war in horizontaler Lage und in geringer Höhe über dem Boden gefunden worden; 2) einen napfförmigen Ring aus gebranntem Thon, der einer Schüssel ohne Boden glich und, durch eine Erdschicht getrennt, vertial über der erwähnten Röhre, ungefähr im Mittelpunkt des Tumulus, gefunden worden

war. Ich muß es den Kennern amerikanischer Alterthümer anheimgeben, Sinn und Bedeutung dieser Gegenstände, von denen ich die Abbildung beifüge, zu erkunden.



Um 9 Uhr morgens verließ ich Tlacolula, verweilte nochmals bei dem schönen Riesenbaum von Tule, und kehrte nach Oaxaca zurück. Hr. Torres machte mich, ehe wir die Stadt erreichten, auf den Kirchhof derselben aufmerksam, der mich überraschen werde, falls ich nicht ähtliche Einrichtungen vielleicht in Spanien gesehen. Die Anlage desselben ist allerdings eigenthümlich, und stellt sich in Bezug auf äußern Luxus den prachtvollsten Friedhöfen europäischer Hauptstädte zur Seite. Er ist ein regelmäßiges Rechteck und von allen Seiten durch 25 Fuß hohe und etwa 10 Fuß breite Bauten eingeschlossen, welche von außen den Anblick hoher Umfassungsmauern gewähren und zur Aufnahme der Leichen bestimmt sind. Die innere Seite dieser Bauwerke zeigt fünf übereinanderlaufende Reihen quadratischer Oeffnungen, welche der Façade ein schachbretartiges Ansehen geben. Diese Oeffnungen sind die Eingänge 8 Fuß tiefer Zellen, welche zur Aufnahme je eines Sarges dienen. Der Sarg wird nämlich in die ihm bestimmte Zelle eingeschoben, und die Oeffnung durch eine Steinplatte, welche Namen und Grabschrift trägt, hermetisch verschlossen. Der mittlere, noch freie Raum ist einstweilen als Garten angelegt, wird aber später ähnliche Zellengebäude tragen, sodaß der Friedhof das Ansehen einer großen Stadt mit Straßen, öffentlichen Plätzen u. s. w. erhalten wird. In

vieler Beziehung gewährt diese Art der Beisetzung außerordentliche Vortheile, sodaß sie zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Die Erzeugnisse der Pflanzenwelt sind in der Umgegend von Oaxaca mehr mannichfaltig als groß. Mais, Weizen, Gerste, Frijoles, Tomaten, Chile, sogar europäische Küchengemüse gedeihen neben Zuckerrohr, Kaffee, Ananas, Baumwolle, Bananen, Indigo, Cacao, Manioc u. s. w., und eine Menge der köstlichsten Gaben der Tropen schenkt ungebeten und kaum des Dankes gewiß die gütige Natur. Hier ist die Heimat des Liquidamber, des Marienbalsams, der echten Jalape, einer vorzüglichen Sassaparille, des weißen Rhabarber, des wider den Stich und Biß giftiger Insekten gerühmten Guaco, und außer diesen wächst hier die China und eine Menge der geschätztesten Bau-, Nutz- und Farbhölzer, wie Cedern, Mahagoni und Ebenholz. Allein die Erzeugnisse des Ackerbaues reichen nicht aus für den eigenen Bedarf, und die Sammlung der freiwilligen Spenden der Natur unterbleibt, beides, weil es am nöthigen Fleiß, der Ausdauer und den Kenntnissen fehlt, während die schlechten Wege, der Mangel an guten Fahrstraßen die Ausfuhr der übrigen Producte des Bodens erschwert. Ueber manche der obenerwähnten Artikel werde ich noch sprechen. Heute sei es mir gestattet, den Leser über eine Pflanze zu unterhalten, die ich oben nicht genannt habe, die aber eins der wichtigsten Producte des Landes bildet.

Die Vanille (Epidendrum Vanilla) ist eine Schlingpflanze, welche sich, wie der Epheu, mit Hülfe der Bäume, die sie findet, aufrichtet und diese fast ganz bedeckt. Ihr Stengel, von der Dicke eines kleinen Fingers, ist grünlich, fleischig, fast cylindrisch und hat, gleich der Weinrebe, in Zwischenräumen Knoten und Ranken. Jeder Absatz ist mit einem entgegengesetzten, sehr dicken, eiförmigen, 8 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blatt geschmückt. Ihre Wurzeln, welche in die Baumrinde eindringen, finden dort hinlängliche Nahrung, um die Pflanze einige Zeit frisch und kräftig zu erhalten, wenn durch irgendeinen Zufall der Fuß der Ranke beschädigt oder ganz von der Hauptwurzel getrennt wird. Wenn der Stengel eine gewisse Höhe erreicht hat, so verzweigt er sich,

breitet sich nach den Seiten aus und bedeckt sich mit großen, im Innern weißen, außen grünlichen Blüten. Diese sind Kelche mit sechs Abtheilungen, von welchen fünf lang, gerade und wellenartig sind; die sechste und innerste ist trichterförmig. In ihrer Reife verwandelt sich die Blüte in eine fleischige Frucht, eine 7—8 Zoll lange Schote, welche sich in drei Klappen öffnet, die mit einer öligen Masse voll kleiner, schwarzer, glänzender Samen angefüllt sind.

Die Pflanze wächst gewöhnlich wild in den Urwäldern, in uncultivirten, meist feuchten, oft überschwemmten, schattigen, mit hoher Vegetation bedeckten Gegenden, woraus wir schließen, daß solches Erdreich der Vanille am besten zusagt. Um sie zu vermehren, genügt es, abgeschnittene Rankenstückchen am Fuße der Bäume in die Erde zu stecken, wo sie bald darauf Wurzeln schlagen und an den Stämmen emporranken. Läßt man sie auf der Erde oder im Dickicht fortkriechen, so setzt man die Früchte dem Verderben oder Verfaulen aus; um dies zu verhüten, bindet man die jungen Pflanzen in einiger Entfernung über der Erde an den Bäumen auf. Einige Indianerstämme, welche sich mit der Cultur der Vanille beschäftigen, pflegen die Rankenstücke über der Oberfläche der Erde an die Baumstämme zu binden. Dadurch bezwecken sie, daß die Setzranke sogleich in den Baumrinden Wurzel schlägt und, indem dieselbe die Erde noch nicht berührt, von oben herab zu leben anfängt. Sie treibt nun Luftwurzeln, welche, sich senkend, die Erde suchen und hier fester und sicherer einwurzeln als der Erde anvertraute Setzranken, die, noch der Triebkraft beraubt, häufig verfaulen oder verkümmern.

Die Vanille reift gewöhnlich gegen Ende März und wird etwa drei Monate lang geerntet. Im grünen oder frischen Zustand haben die Schoten keinen besondern Geruch, welcher auf das herrliche Aroma schließen ließe, das sie nur durch die Präparation erhalten.

Wie auch in den immergrünen, warmen und feuchten Wäldern Cubas, wächst in vielen Theilen des mexicanischen Gebiets diese kostbare Pflanze in Menge wild, und die Eingebornen haben nichts zu thun als ihre aromatischen Früchte zu sammeln und zu

trocknen, welches Verfahren sie früher als ein Geheimniß betrachteten; aber heutzutage ist es hinlänglich bekannt. Die Kunst der Azteken vererbte sich auf die Spanier. Letztere machen zu ihrer Chocolade zwar einen bei weitem geringern Gebrauch von diesem Gewürz, beuteten aber um so lebhafter den äußerst einträglichen Handel desselben aus.

Die Vanille, in der Sprache der Azteken Tlilxochitl, wächst sowol an der Ostküste als an dem Westabhang der Cordillera zwischen 19 und 20° nördl. Br. in den Staaten Vera-Cruz und Oaxaca.

Die Eingeborenen, welche die Schwierigkeiten kennen, weite Strecken in den unwirthlichen Wäldern und den undurchdringlichen Dickichten zu durchwandern, um die Vanille aufzusuchen, welche zudem nicht immer zu einer bestimmten Zeit reift, kamen von selbst darauf, eine Art von Pflanzung anzulegen, indem sie auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum von wenigen Quadratmeilen eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen vereinigten, deren Pflege weder Mühe noch Sorgfalt erfordert.

Es genügt, den Boden um die Bäume des Waldes, den man bepflanzen will, etwas zu reinigen und am Fuße eines Stammes zwei Ranken einzusetzen, oder einige Stückchen Reben an irgendeinen weichen Baum zu heften, in dessen Rinde sie gleich Wurzel schlagen, Luftwurzeln nach dem Boden senken und bald festen Fuß und Trieb fassen.

Die Indier wählen vorzugsweise zu diesen Anpflanzungen die balsamischen Harz-, Oel- und Gummibäume, welche in diesem herrlichen Erdreich im Ueberfluß wachsen, z. B. den Huitzilojtl, von rothem wohlriechenden Holze, grauer Rinde mit röthlicher Epidermis; den Gummilackbaum (aztek. Tzinacan-mitlaquahuitl); den Storaxbaum (span. Liquidamber, aztek. Jochiocotzotl); ferner den balsamischen Oelbaum Huaconey und den Oeltraubenbaum Maripenela; die schöne Caraña mit ihrem getiegerten, glänzenden, glatten und wohlriechenden Stamme; die aromatische Tecemaca, den Blutbaum Ezquahuitl, den Olquahuitl (Gummi elasticum) und andere werthvolle Bäume dieser unbeschreiblich reichen Vegetation, welche sozusagen der Vanille zur Unterlage dienen und auf

ihren mehr oder minder feinen Geruch einen gewissen Einfluß üben.

Die Setzranken sind gewöhnlich $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Elle lang; man bindet sie mit Bast oder irgendeinem Stück Schlinggewächs über dem Boden an die Bäume, an welchen sich die Pflanze mittels ihrer Haltranken oder Klammerwurzeln emporhebt und dieselben mit ihren Verzweigungen bald ganz bedeckt. Im dritten Jahre nach der Anpflanzung fängt die Vanille an Früchte zu tragen; jede Ranke gibt jährlich ungefähr funfzig Schoten und erzeugt diese Zahl wol dreißig bis vierzig Jahre hindurch, besonders wenn ihr Wachsthum nicht durch andere Wucher- oder Schlinggewächse gehindert oder erstickt wird.

Die wilde Vanille (la Vainilla cimarona), welche selbst im stärksten Schlingpflanzendickicht fortkommt, liefert nur sehr wenige trockene, nicht geschätzte Früchte; versetzt man aber die Reben dieser Pflanze in gereinigtes und bestelltes Erdreich, so kommen ihre Schoten der besten gepflegten Vanille (Vainilla criolla) gleich.

Die für den Vanillebau und Handel berühmtesten Orte sind die indianischen Wohnorte von Misantla, Colipa, Yacuantla, im Staate Vera-Cruz; ferner Nautla, Santiago, San-Andres de Tuxtla und Papantla; sodann Teutila, Juquila, Sacatepec und andere Orte am westlichen Abhange der Cordillera im Staate Oaxaca, sowie nicht minder in den Staaten Tabasco, Chiapas und Yucatan.

Die Indianer von Misantla sammeln die Vanille in den Bergen und Wäldern von Quilates, wo diese Pflanze im Februar und März blüht.

Die Ernte ist wenig ergiebig, wenn in dieser Epoche häufige Nordwinde, begleitet von starken Platzregen, hereinbrechen und die Blüten abschlagen, wodurch sich keine Frucht bilden kann; dasselbe ereignet sich auch, wenn die Feuchtigkeit der Luft zu groß ist und zu lange anhält. Eine außerordentliche Dürre schadet ebenfalls dem Wachsthum und Gedeihen der Vanille. Wegen der kleberigen Milch, welche die grünen Schoten enthalten, werden sie weder von Würmern noch Insekten angegriffen.

Das Einsammeln beginnt Ende März und dauert gewöhnlich bis Ende Juni. Die Indianer, welche zu diesem Behufe immer etwa acht Tage nacheinander in den Wäldern bleiben, verkaufen häufig die frische und gelbe Vanille an die weißen Ansiedler, Mestizen und Mulatten, welche sich dann mit der Zubereitung derselben, dem Trocknen, Bündeln, Plätten und Zurichten für den Handel beschäftigen.

In der Misantla besteht die üblichste Weise, die Vanille zu trocknen, darin, daß man, wenn es die Witterung erlaubt, die gelben Schoten auf leinenen Tüchern an der Sonne ausbreitet und einige Stunden schwitzen läßt. Sobald sie hinreichend erhitzt sind, wickelt man sie in wollene Tücher, wo sie alsbald eine dunkle Kupferfarbe annehmen, und setzt sie sodann vom Morgen bis zum Abend den Sonnenstrahlen aus, bis sie ganz trocken sind.

Vollkommener als in Misantla ist die Zubereitung der Vanille in Coliba, jedoch auch beschwerlicher, weil die Pflanze von Misantla eine weit größere, fleischigere und folglich saftigere Frucht erzeugt als jene von Coliba, welche man in den Ebenen und nicht in den Fettgründen der Wälder einsammelt. Dieselbe ist deshalb auch magerer und trockener. Letztere Varietät nennt man Vainilla de acaguales, welche zwar kein so schönes Ansehen, aber den großen Vortheil hat, daß sie sich auf langen Seereisen fast unversehrt erhält.

Wenn langanhaltende Regen den Bewohnern von Misantla und Coliba nicht erlauben, die Vanilleschoten der Sonne auszusetzen, bis sie jene schwärzlichbraune Farbe annehmen und sich mit silberschillernden Flocken bedecken, so müssen sie zur künstlichen Wärme ihre Zuflucht nehmen. Zu diesem Zwecke flechten sie einen Rahmen oder eine Art viereckiges Sieb aus spanischem Rohr oder gespaltenen Bambusstäben, das sie an Schnüren aufhängen, mit einem wollenen Tuche bedecken und die Schoten auf demselben ausbreiten. Hierauf setzen sie den Rahmen in eine leichte Pendelbewegung über einem Feuer, das nicht raucht und blos dem Rahmen und Wollentuche Wärme mittheilt. Diese Zubereitung, welche man el beneficio del Poscoyol nennt, ist bei weitem schwieriger, erfordert eine

lange Uebung und die äußerste Sorgfalt, damit die Verluste des Productes nicht zu beträchtlich seien.

In Misantla verpackt man die zubereiteten Schoten in Bündel zu funfzig Stück und theilt die Vanille in vier verschiedene Klassen ein.

Die Natur des Bodens, die Feuchtigkeit der Luft und die Sonnenhitze üben einen wesentlichen Einfluß auf die Größe und Masse der fleischigen, von Aroma und Oel durchdrungenen Theile aus. Ihre Menge und Güte bestimmen folgende Hauptsorten:

1) la Vainilla fina, die feine Vanille, mit den Unterabtheilungen der großen und kleinen feinen, la grande fina und la chica fina oder la mancuerna;
2) el Zacate, die Zacate;
3) el Rezacate;
4) la Basura, der Ausschuß, Abfall, Rest.

Jede dieser vier Sorten bündelt man auf eine eigenthümliche Art, um sie im Handel leicht zu unterscheiden.

Die große feine ist gewöhnlich 22 Centimer lang, und jedes Bündel wiegt in Misantla 10½ Unzen, in Coliba 9—10 Unzen.

Die kleine feine Vanille ist 17 Centimeter lang und um die Hälfte weniger werth als die vorhergehende.

Die Zacate ist eine sehr lange, aber dünne, feuchte Schote und muß besonders bei langen Seereisen nachgesehen und gelüftet werden, wenn davon nicht viel verderben soll, bevor sie auf die europäischen Märkte kommt.

Der Abfall oder Ausschuß dient den drei bessern Klassen zur Unter- oder Ueberlage in den Versendungskisten. Jedes Bündel dieser letztern Sorte besteht aus hundert Schoten.

Auch gibt es noch zwei andere Sorten von Vanille, welche aber jetzt fast nirgends mehr im Handel vorkommen, nämlich die wilde Vanille (la Vainilla cimarona oder de palo), eine sehr dünne, saftlose Schote, und die Prangvanille (la Vainilla pomposa) mit sehr schöner, großer Frucht, aber einem von der feinen Vanille sehr verschiedenen Geruch, weshalb sie weder in Europa noch im Orient günstige Aufnahme gefunden hat.

Der Bezirk von Papantla erzeugt verhältnißmäßig wenig Vanille, welche außerdem gewöhnlich nicht besonders gut getrocknet, aber immer sehr aromatisch ist. Die Käufer müssen sie deshalb nochmals mit Sorgfalt nachtrocknen. Die Indianer von Papantla und Mahutla pflegen auch in den Wäldern von Quilates die Vanille zu stehlen, welche die Eingeborenen von Misantla gepflanzt hatten.

Im Staate von Oaxaca hat die Ortschaft Teutila wegen ihrer ausgezeichneten, in den umliegenden Wäldern wachsenden Vanille einen verdienten Ruf erlangt. Die dortigen Eingeborenen trocknen die Schoten mit großer Sorgfalt, indem sie dieselben allenthalben mit Nadeln durchstechen, um das Ausspritzen des kleberigen Saftes zu erleichtern, und sie dann, an Henequenfäden gereiht, trocknen.

Die Wälder von Quilates geben in guten Jahren etwa 800000 Schoten; in sehr nassen Jahren sinkt die Ernte auf 200000 Schoten. Die Durchschnittssumme der jährlich in Misantla und Coliba producirten Vanilleschoten ist etwa 700000, in Papantla circa 100000, in Teutila 110000. Die Ernten von Santiago und San-Andres de Tuxla sind sehr verschieden. Obige Production der Provinzen Oaxaca und Vera-Cruz ist sich seit einem Jahrhundert fast gleichgeblieben. Im Jahre 1802 wurden aus dem Hafen von Vera-Cruz 1,793000 Schoten ausgeführt; heute ist die dortige Ausfuhr auch nicht größer.

Mehrmals hatte man mich schon darauf aufmerksam gemacht, daß ein in Oaxaca lebender armer Maler, Don Lucas Villafauna, im Besitze eines sehr schönen Gemäldes sei, das ohne Zweifel von einem berühmten Meister herrühre. Eines Morgens machte ich dem Maler einen Besuch, und als ich ihm meinen Wunsch genannt hatte, führte er mich in seine Werkstatt und zeigte mir eine große, mit Nägeln an die Wand geheftete Leinwand. Ohne große Erwartung näherte ich mich und war um so mehr überrascht, einen Crucifixus von vollendetster Schönheit zu finden. Die künstliche Verschmelzung von Licht und Schatten, vor allem aber die ausgezeichnete Durchführung der Composition, übten einen je länger desto stärker fesselnden Zauber. War auch der Kopf nicht in besonderm Grade idealisirt, so war es doch dem Maler gelungen,

eine Fülle von Gedanken hineinzulegen, die, je länger die Betrachtung währte, desto reicher und klarer sich aussprachen. Ich zweifle nach allem nicht, daß dieses Bild eines jener achtundzwanzig Gemälde ist, welche Murillos für das Franciscanerkloster zu Sevilla anfertigte und die später nach Amerika wanderten.

Aus meinen Betrachtungen weckte mich das Hüsteln des Eigenthümers, und ich konnte nicht umhin, über sein Befinden eine Frage an ihn zu richten. Infolge dessen erwähnte er eines Thees, der ihm gute Dienste leiste und den er von den Indianern beziehe, die ihn auf den Vorbergen der Cordillera fänden. Aus Freundlichkeit kostete ich den berühmten Thee, und glaubte an einen Irrthum, weil das Getränk mir als eine gute Sorte des chinesischen Souchong vorkam; dennoch blieb der Meister bei seiner Aussage und zeigte mir ein Körbchen voll der betreffenden Blätter, ja er überließ mir sogar ein halbes Pfund derselben, und ich hatte Mühe, ihm den ausgelegten Preis von 1 Reale aufzudringen. Da der echte chinesische Thee pfundweise in Oaxaca 3—4 Pesos kostet, so kann ich nicht annehmen, daß der Mann mir echten Souchong gegeben habe. Dennoch unterscheidet er sich in Aussehen und Aroma von echtem chinesischen Thee nicht, und Kenner, welche ich denselben kosten ließ, hielten ihn dafür und rühmten die gute Qualität.

Es ist mir nicht gelungen, die Pflanze selbst, die auf den Bergen der Umgegend häufig sein soll, zu erlangen. Die Blätter werden nach Angabe des Malers abgepflückt und auf Petaten (Bastmatten) in der heißesten Sonne getrocknet. Bei dem stets steigenden Consum des chinesischen Thees halte ich die Erforschung der Pflanze für höchst wichtig und empfehle sie Reisenden an, welchen sich dazu Gelegenheit bieten sollte.

Der in Oaxaca ansässige Dr. med. Ortega, dessen Bekanntschaft ich, wie bereits erwähnt, gemacht hatte, besitzt eine schöne Sammlung mexicanischer Alterthümer, in welcher sich Stücke von großer Seltenheit befinden. Leider ist der Besitzer mit der Erlaubniß, seine Sammlung zu wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen, nicht sehr liberal; ich bedurfte deshalb der besondern Vermittelung dritter, um von einigen Idolen Abbildungen nehmen zu dürfen.

Die von mir copirten thönernen Figuren sind alle durchschnittlich 5—6 Zoll hoch. Die „Penaten" sind meist von derselben gebrannten Erde wie diese, aber in der Regel kleiner, daher sie auch Tepitoten, d. h. die Kleinen, heißen, während dagegen die großen Volks- und Tempelbilder von Stein sind.

Hr. Professor Müller in Basel, der berühmte Verfasser mehrerer historischer und archäologischer Werke, dem ich die Abbildungen vorlegte, schrieb mir darüber Folgendes, welches ich wörtlich wiedergebe, ohne den Archäologen von Fach in ihrem Urtheil vorgreifen zu wollen:

„Was den Stil betrifft, so unterscheiden sich diese wenigen Figuren durch denselben sehr merklich. Die einen sind eckiger, lapidarer, die Mehrzahl zeigt mehr runde Linien. In den Sammlungen mexicanischer Alterthümer fällt überhaupt die große Mannichfaltigkeit des Stils auf. Unsere vorliegenden Figuren sind alle verkürzt, mit übermäßig großem Kopf und zusammengestoßenem Körper. Diese Stileigenthümlichkeit finden wir sowol bei den Majas als bei den Azteken, wie man aus den Abbildungen bei A. von Humboldt („Vues des Cordillères"), bei Robertson u. s. w. sehen kann. Auch bei den Hieroglyphen und Zeichnungen sind die Figuren gewöhnlich so gehalten. Daneben gibt es aber auch schlankere Figuren, sowol auf den Basreliefs aus Kalk, z. B. in Palenque, als auch größere und mittlere Idole in den verschiedenen Sammlungen. (!)

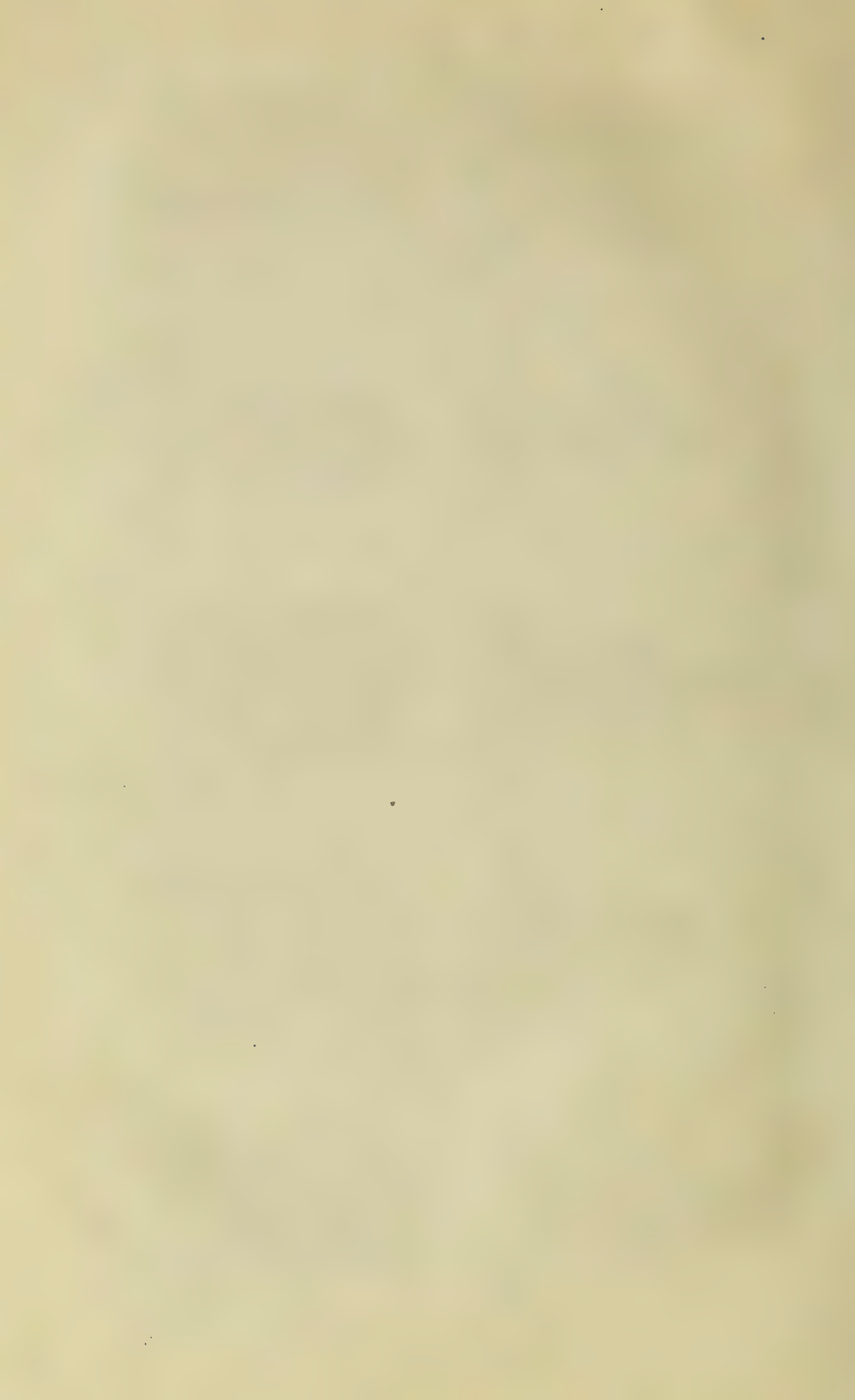
„Wiederum unterscheiden sich die Figuren, hier wie anderswo (?) dadurch, daß die einen nackt sind, die einen überkleidet und bedeckt, bisweilen bis zu einem solchen Grade, daß nichts mehr vom Körper selbst zum Vorschein kommt. Bei den nordischen Völkern gehörte die Nacktheit der Bilder zu den Seltenheiten (A. von Humboldt, a. a. O., 101). Die Göttin der Wollust, Ixcuina und Cundimanarca, wurden nackt dargestellt; ebenso Tonacacihua, die Mutter des Menschengeschlechts (Humboldt, a. a. O., 37, 2), sowie der aztekische Bacchus, der Gott des Pulque, Totochtin. Die meisten nackten Figuren rühren von den südlichen Urbewohnern her. Sie finden sich auch in den Ländern der Land-

GÖTZENBILDER.



Zu II, 293.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



enge viel häufiger und bestimmter. So ist im „Univers pittoresque" ein nackter, unförmlicher Götze mit herabhängender Zunge aus Yucatan abgebildet; ebenso ein nacktes Idol aus Nicaragua bei Squier. Sonst sind im allgemeinen die nackten Figuren besser proportionirt. Aber bei den vorliegenden ist dies nicht so; sie sind ebenso plump und zusammengedrückt wie die andern, wie dies übrigens bei manchen nackten Figuren in den Sammlungen auch der Fall ist. Nicht zu übersehen, daß alle vorliegenden nackten Figuren (I, II, IV) eine Schürze vor der Scham haben, während dagegen bei den schlankern dieselbe fehlt.

„Individuelle Verschiedenheit und Charakteristik des Körpers oder des Gesichts findet sich auf dieser Culturstufe nicht, selbst noch nicht bei der höhern Barbarencultur der Aegypter und Assyrer. Die etwaigen Verschiedenheiten sind Verschiedenheiten des Stils. Auffallend sind bei mehrern Figuren (III, IV, V, VI, IX) die großen, gebogenen Nasen, die sich vielfach, sowol bei den Bildern der Majas als der Azteken, vorfinden, und doch haben weder diese noch jene Völker selbst so wenig als jene selbst in Verbindung mit den großen Nasen und abgeplatteten Stirnen (standen), wie sie an den Figuren der Basreliefs in Palenque zu sehen sind.

„Der Nacktheit gegenüber stehen die vielfachen Verzierungen des Körpers. In dieser Beziehung sind besonders als dem Majageschlecht eigenthümlich anzusehen jene barock verzierten, gleichsam mit Arabesken beladenen, plumpen Säulen, in deren Mitte sich ein Kopf befindet, gleichsam als eine bloße schwache Andeutung der Personificirung einer Säule zu einem Gott. So V, VI, VII, IX. Dergleichen findet man besonders in Guatemala, Honduras und Yucatan, wie sie bei Squier und Stevens abgebildet sind ... Sonst ist sowol bei den Azteken als dem Majageschlecht der gewöhnliche Kopfputz, sowol im Leben als in der Plastik, ein großer Federbusch, der unmittelbar auf dem Kopfe aufsitzt. Solche Federbüsche als Kopfputz sehen wir hier bei Fig. III, VII, VIII, sogar auf einer Art dreieckigen Hut (III). Auch ein runder Hut, ohne Federbusch, mit Nackenbedeckung (X); auch ein Helm oder Federn (IV). Alle diese Kopfbedeckungen, besonders die letzte, sind

nicht häufig; die Helme der Mexicaner waren gewöhnlich Thierköpfe.

„Ein anderes Attribut allgemeiner Art, aus dem man nicht auf eine specielle Gottheit schließen kann, sind die Masken (mascaras). Es gab deren sehr verschiedene. Die große Schlangendecke des Huitzilopochtli bedeckte das ganze Idol, ist also gleichsam eine Maske für den ganzen Körper (?!). Ferner sind in allen Sammlungen mexicanischer Alterthümer schönpolirte Kopfmasken aus Obsidian zu sehen, die man zur Zeit der Landestrauer, z. B. bei einer Krankheit oder dem Tode des Königs, den Götterbildern umhängte, und die daher mit zwei Löchern für die Schnur versehen sind. Diese Masken sind also dasselbe was die Personae lugubres der Römer. Wieder andere Masken sind an dem thönernen Götterbilde selbst in einem Stück angebracht, sodaß die Maske entweder den großen Kopf derart bedeckt, daß man nichts von ihm sieht (VIII, X), oder es ist blos die Nase mit einer Nasenmaske versehen (VII).

„Abbildung II zeigt eine nackte Figur mit Runzeln im Gesicht, mit Armbändern und Halsband. Die Runzeln bezeichnen die Göttin als die alte Urmutter. Ist mit diesem Attribut das der Schlange verbunden, so deutet dies auf die Göttin Cihuatcohuatl, das Schlangenweib, die Mutter des Menschengeschlechts.

„Eine andere Figur (IX) hat eine hohle Kopfbedeckung, einen Blumentopf. Es ist die mexicanische Flora, die Göttin der Pflanzen und Blumen, Coatlantana oder Coatlicue. Die Figur IV hält ein Trinkgeschirr in den Händen: es ist der mexicanische Bacchus, der Gott des Pulque, der Totochtlin oder Canzontotochtlin, der Ometochtli der Tlascalaner. Er erinnert an den indischen Dionysos mit dem Doppelhornbecher (Doppelsinn: Wein und Stärke); der Perkeo der Asen u. s. w. Wir finden ihn in den Excavationen von Ellora, in der Ramesvara u. a. O. in seinen verschiedenen Altern abgebildet.

„Fig. V läßt durch die Abwesenheit des Pschent in der Krone auf den Ursprung aus einer indischen oder vorägyptischen Alterthumsepoche schließen. Es ist wol der Tici-Vera-Chocha-Pachacamac,

das größte moralische Licht der Inkas, der mexicanische Tonatiuh, analog dem persischen Mihiras, dem indischen Surjas.

„Fig. VI trägt den Charakter der eigentlichen Idoloplastik der Chaves, deren Wanderung von Osten nach Westen, über Afrika und Westindien nach Amerika. Die Inful dieser Figur endet in Elefantenzähnen oder Rüssel, das Symbol der Kraft und Stärke. Die Majamonumente von Uxmal, Mugapan u. s. w. sind voll dieser Darstellungen.

„Fig. X erinnert an die altassyrische Plastik von Nimrod, Behistun, Persepolis und anderer Monumente. Die Kopfbedeckung ist die Tiara der Katurian oder Priester unter der Herrschaft des ersten Geschlechts der Magier, der Dynastie der Paeriodekescham. Dieser Idolo trägt in der Nase die Figur des Doppel-Amphisbene, sinnreich als Doppelschlange und Elefantenrüssel oder Zähne figurirt (Sinnbilder der Weisheit und Kraft).“

Zum Schlusse dieser Notizen möchte ich mir noch erlauben, eine Bemerkung hinzuzufügen, welche sich bei aufmerksamer Betrachtung auch dem Nichtfachmann aufdrängt: Die Idoloplastik der Azteken unterscheidet sich, wie ich glaube behaupten zu dürfen, außer dem ganz verschiedenen Charakter der Plastik anderer Nationen, noch ganz besonders dadurch, daß die Physiognomien ihrer Idolos einen unbeschreiblichen Ausdruck von Traurigkeit, stummem Schmerz und Resignation, gleich dem eines Verscheidenden, an sich tragen, während die indianische Plastik (Centralamerika, Yucatan, Chiapas, Oaxaca) eher eine ruhige Festigkeit, ja kühne Entschiedenheit und oft sogar eine unverkennbare Heiterkeit ausdrückt.

IV.

Reise von Oaxaca nach Tehuantepec.

17. Februar bis 8. März 1857.

Abreise von Oaxaca. Ocotlan. Ankunft in Ejutla; Krankheit daselbst und gastfreundliche Aufnahme. Die Cochenille. Einfältigkeit der Indianer. Miahuatlan; Markt und Stiergefecht. Don Bernardino's Höhenmessungen und gelehrte Beobachtungen. Uebergang über die Cordillera. La Copalita. Der Rancho Rio San-Juan. Die Wanderheuschrecke (Acridium migratorium). Pochutla. Tracht und Faulheit der Einwohner. Huatulco. Ankunft am Stillen Ocean. Der Hafen von Huatulco. Der Buffadero. Die Perlenfischerei. Weg nach Tehuantepec. Santiago Estata; Markt daselbst; Tracht der Eingeborenen; eine Procession. Der Cura. Die Laguna Colorada; der Rancho Bamba. Begegnung von Deutschen. Kleines Reiseabenteuer. Ankunft in Tehuantepec.

Der Aufenthalt in Oaxaca ist für den Fremden angenehm, weil er ihm viele seiner gewohnten Bequemlichkeiten bietet. Außerdem bewohnen viele reiche und angesehene alte Familien die Stadt, die es sich angelegen sein lassen, jedem Fremden von Distinction mit großer Freundlichkeit entgegenzukommen und ihn, falls er es wünscht, in ihre Familien aufzunehmen. Für mich war der Aufenthalt in den Städten nicht das, was ich suchte; um daher nicht durch zu enge Bekanntschaften in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, den gesellschaftlichen Pflichten, so angenehm deren Erfüllung auch ist, Opfer bringen zu müssen, welche meinen eigentlichen Reisezwecken hinderlich sein mußten, beschloß ich, meine Abreise

zu beschleunigen, und verließ die Stadt schon am 17. Februar, gegen 8 Uhr morgens, in Begleitung der Herren Torres und Ortega.

Dem Thale von Ejutla in südlicher Richtung folgend, erreichte ich in einer halben Stunde Xoxo, und nach einer weitern halben Stunde Maria de las Animas und den Attoyac, den wir durchritten. Nach Zurücklegung von 1½ Legua kamen wir nach Coyotepec, einem großen Dorfe. Das Thal ist hier ungefähr 1 Legua breit, der Boden fruchtbar, aber wenig angebaut, und der einzige Industriezweig der Bewohner besteht in der Zucht der Cochenille. Das ganze Thal durchstreicht quer ein niederer Gebirgskamm von ungefähr 250 Fuß Höhe, auf dessen anderer Seite man die Ebene des Thals wieder erreicht.

Um 1 Uhr gelangte ich nach Ocotlan, einem größern Dorfe, bei welchem ich Mittagsruhe halten wollte und von wo meine Freunde nach Oaxaca zurückkehrten. Der Ort ist sehr alt und stand schon bei der Ankunft der Spanier in hoher Blüte. Ums Jahr 1550 zählte er 10—12000 Seelen. Die Zucht und der Verkauf der Cochenille erwarb dem Platze eine so bedeutende Wohlhabenheit, daß die Dominicaner auf ihn ihr Augenmerk richteten und im Jahre 1554 daselbst ein Kloster gründeten. In welcher Weise die Mönche verstanden, die Gemeinde auszubeuten, beweist das Factum, daß der Prior des Klosters, Alonzo de Montemar, monatlich 1000 Pesos auf die für die Gründung gemachten Schulden an das Mutterhaus abtragen konnte. Der Ort ging darüber freilich zu Grunde und die Dominicaner zogen wieder ab, als nichts mehr zu holen war oder bessere Aussichten anderswo blühten. Heute ist das Dorf noch von 400 Familien bewohnt, welche durch die alte Cultur der Cochenille ein so hinreichendes Einkommen erwerben, daß sie die einträgliche Pfarrei des Dorfs unterhalten können. Der Cura bezieht nämlich heute an festem Gehalt 3000 Pesos (7500 Fl.). Im Jahre 1852 wurden die Besoldungen der sämmtlichen Geistlichen, wenn auch im ganzen nur unbedeutend, herabgesetzt; allein diese kleine Reduction genügte, den Klerus des Staats zu einem jämmerlichen Wehegeschrei zu veranlassen, mit so geringen Mitteln nicht mehr existiren zu können. Wie gefährlich die

Sache war, ersehen wir aus dem Beispiel von Ocotlan, wo das fixe Einkommen von 3395 Pesos auf 3000 Pesos reducirt wurde; zu diesem Einkommen des Cura kommt durchschnittlich noch die gleiche Summe per Jahr für alle mögliche kirchliche Handlungen, welche natürlich besonders honorirt werden müssen.

Nach einer kurzen Siesta verließ ich gegen 3 Uhr Ocotlan. Die Hitze war über alle maßen drückend. Kein Lüftchen kühlte die Wange des Reisenden, während der hellgelbe Boden die glühenden Strahlen der Sonne verdoppelte, indem er sie zurückwarf. Kein lebendes Wesen rührte sich, und die wenigen Pflanzen, welche dem trockenen Boden noch entsprossen, neigten ihre halbwelken Stengel und Blätter. Einen heftigen Kopfschmerz glaubte ich blos diesem momentanen Verhältniß der Atmosphäre schuld geben zu müssen; dabei lag es aber wie Blei in meinen Gliedern, sodaß ich mich bald nur noch mit Mühe im Sattel erhielt.

Um 5 Uhr passirte ich das kleine Dorf San-Pedro, wo ich kein Unterkommen fand; auch wollte ich lieber mit Aufbietung meiner letzten Kräfte noch bis Ejutla reisen, wohin ich eine Empfehlung an einen dort etablirten englischen Kaufmann hatte. Der Weg schien mir eine Ewigkeit zu währen; die Kühle des Abends verbesserte meinen Zustand nicht, sondern trug eher dazu bei, mich die heftigen Fieberschauer, welche meinen Körper durchschüttelten, empfindlicher fühlen zu lassen.

Ueber den letzten Theil des Wegs fehlt mir beinahe jede Erinnerung. Ich entsinne mich nur, daß ich bei Nacht vor einem Hause stillhielt und mechanisch einen Versuch machte, abzusteigen. Von diesem Moment an war ich mehrere Tage ohne Bewußtsein. Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich im Hause des Hrn. John Innes, an welchen mein Empfehlungsbrief, den ich aber noch nicht hatte abgeben können, gerichtet war.

Von meinen Dienern erfuhr ich nun nach und nach, mit welch aufopfernder Gastfreundschaft mich Hr. Innes und seine Frau aufgenommen hatten, als ich am Abend todtkrank und als Weltfremder vor ihrer Thüre niedergesunken war. Man hatte mich sogleich zu Bette gebracht und ärztliche Hülfe requirirt. Aderlässe,

Blutegel, kalte Umschläge u. s. w., alles schien während der ersten vierundzwanzig Stunden unzureichend, mir das Bewußtsein wiederzugeben oder auch nur das heftige Delirium zu beschwichtigen. Während der ganzen Zeit aber waren entweder Hr. Innes oder seine Frau unausgesetzt an meinem Lager und ermüdeten nicht, mich wie einen Angehörigen zu pflegen. Der Fall hatte Aufsehen gemacht, und am zweiten Tage war der Alcalde und der Cura bei Hrn. Innes erschienen; der erstere, um meinen letzten Willen aufzunehmen, der letztere, um mir die Sterbesakramente zu spenden. Allein da meine Besinnungslosigkeit noch fortwährte, mußten beide unverrichteter Dinge sich wieder verabschieden.

Gegen Morgen des dritten Tages verfiel ich in einen ruhigen Schlaf, und erwachte daraus mit hellem Bewußtsein meiner Lage, ohne mich der Vergangenheit entsinnen zu können. Auch jetzt noch verließen Hr. Innes und seine Frau mich keinen Augenblick. Obgleich ich noch nicht wieder die Kraft besaß, meinen Gedanken Worte geben zu können, so fühlte ich doch mit tiefer Rührung und den Gefühlen innigster Dankbarkeit, wie viel ich beiden schuldig sei.

Nochmals wurde mir eine starke Zahl Blutegel applicirt, und am Abend desselben Tages fühlte ich mich zwar sehr matt und vollständig erschöpft, hatte aber auch das Bewußtsein, daß meine eigene Constitution bereits den Sieg über die Krankheit davongetragen habe.

Den vierten Tag nach meiner Ankunft in Ejutla konnte ich schon wieder außerhalb des Bettes zubringen und auch wieder anfangen zu arbeiten, was aber natürlich noch schwer ging. Dagegen unterhielt mich Hr. Innes, welcher Eigenthümer einer bedeutenden Nopaleria ist, durch seine Mittheilungen über die Zucht oder, wie man hier sagt, Cultur der Cochenille. Das Verfahren dabei ist mannichfach beschrieben, weshalb ich wol nicht nöthig habe, dieses Thema erschöpfend zu behandeln. Weil übrigens die Praxis hier im Lande manche Vereinfachung und deshalb Verbesserung im Lauf der Jahrhunderte (denn die Azteken waren bereits vor der Eroberung Neuspaniens in dieser Industrie sehr weit) erzielt hat, und

dadurch das hiesige Verfahren von dem anderer Orte abweicht, will ich den Gang des Geschäfts in kurzem so andeuten, wie ich dies nach den Mittheilungen des Hrn. Innes vermag.

Die Nopalpflanzung (Cactus Opuntia oder Opuntia cochinellifera) wird angelegt, indem man die Blätter älterer Pflanzen abschneidet, sie während eines Tages an der Sonne eintrocknet und dann in Abständen von 5 Fuß aussetzt. Im ersten Jahre erreicht die Pflanze eine Höhe von 3 Fuß und wird dann mit Cochenille besäet. Dies geschieht, indem man ungefähr zwanzig oder mehr kleine Körbchen, welche die Saat enthalten, an die Pflanzen anheftet. In jedem Körbchen befindet sich $1/3$ Unze Mutterthiere, welche auf den Nopal kriechen und dort ihre Eier legen, aus welchen in wenigen Tagen die Jungen auskriechen. Die Mütter kriechen nach dem Legen in die Körbchen zurück und sterben, werden eingesammelt und nun als erste Ernte unter dem Namen Grana de Pastle oder Grana negra verkauft.

Die ausgekrochenen Jungen sind gräulich und werden nach zehn Tagen weiß; nach einem Monat wechseln sie zum ersten mal die Haut, und während dieser Mauser, welche vier bis fünf Tage dauert, sind sie schwarz. Nach fünfundvierzig Tagen tritt die zweite Mauser ein; aus dieser gehen die Männchen mit Flügeln hervor, während die Weibchen nach derselben flügellos und unbeweglich auf der Pflanze sitzen bleiben. Das Befruchtungsgeschäft der Männchen dauert ungefähr vierzehn Tage, während welcher Zeit sie allmählich ganz verschwinden. Hundert Tage nach der Aussaat ist die Ernte. Die Blätter werden zu diesem Behufe mit einer feinen Bürste von Maguey abgefegt und die aufgefangenen Thiere durch siedendes Wasser, Kohlendampf oder Hitze getödtet. Während man an andern Orten dieselben Pflanzen drei Jahre lang benutzt, werden sie hier nach jeder Ernte ausgerottet. Die Cochenilleläuse haben viele Feinde: Mäuse, Vögel, Würmer, Spinnen und Raubinsekten stellen ihnen gleich eifrig nach; aus den Barranken steigen nicht selten Nebel auf, welche, wenn sie durch ein Nopalfeld ziehen, die Thiere tödten; starke Regengüsse schwemmen die Insekten weg, und starke Sonnenhitze ist besonders für die Jungen unheilbringend. Um allen die-

sen Uebeln zu begegnen, bedeckt man die Nopalerien mit Schutzdächern aus geflochtenen Strohmatten.

Der Preis der Cochenille ist sehr veränderlich, hält aber gewöhnlich die Mitte zwischen 6 und 14 Realen pro Pfund.*)

Einen Zug, welcher die Einfalt der Indianer recht deutlich zeigt und Hrn. Innes in seiner Praxis verschiedenemal vorgekommen war, will ich dem Leser noch mittheilen. Nach der Cochenilleernte kommt ein Indianer zur Stadt und bietet Hrn. Innes seine Waare an; nachdem man über den Preis einig geworden, soll die Cochenille abgewogen werden. Zur leichtern Controle pflegt der Käufer für jede abgewogene Partie von 5 Pfund einen Peso in ein Körbchen neben der Wage zu werfen, um nachher die ganze Quantität danach zu berechnen. Der Indianer, welcher beim Anblick des Silbers sein angeborenes Diebsgelüste nicht zu unterdrücken vermag, benutzt nicht selten die Gelegenheit, während sich der Käufer gebückt oder abgewendet hat, einen Peso aus dem Körbchen zu stehlen, wogegen der Kaufmann sehr wenig einzuwenden hat, da auf diese Weise mit jedem gestohlenen Peso 5 Pfund Cochenille bezahlt sind, für die er sonst wenigstens 5 Peso geben müßte.

Der Gefe politico (Oberbürgermeister) von Ejutla hatte ohne mein Wissen eine Estaffette nach Oaxaca an die Regierung geschickt, um den Gouverneur von meiner Krankheit und meinem wahrscheinlichen Tode in Kenntniß zu setzen.

Heute Abend erschien infolge dessen der erste Arzt von Oaxaca, um im Auftrage des Gouverneurs mich in meiner Krankheit zu behandeln. Er fand mich, gottlob, auf dem besten Wege der Besserung, oder sozusagen schon wiederhergestellt. Dennoch war ich von der außerordentlichen Güte tief ergriffen. Der Arzt selbst war sichtlich erfreut, mich bereits genesen zu finden. Als ich ihn honoriren wollte, lehnte er dies aufs entschiedenste ab, mich versichernd, er wäre glücklich gewesen, mich behandeln zu können, noch glücklicher darüber, daß ich seiner Hülfe nicht mehr bedürfe; zudem würde er

---

*) Acht Realen = 1 Peso oder 2½ Fl. Rhein.

es nie vor dem Herrn Gouverneur verantworten können, von mir ein Honorar angenommen zu haben.

Man machte mich in Ejutla auf eine kleine, schwarze Biene, kaum größer als eine Stubenfliege, aufmerksam, welche in den Mauerlöchern der dortigen Kirche nistet. Ihr Nest erreicht einen Kubikinhalt von 1 Fuß; die Höhle des Nestes ist nach vorn mit Lehm verschlossen und enthält unregelmäßige Zellen aus schwarzem Wachs, von $1\frac{1}{2}$—2 Centimeter Durchmesser, mit gutem, klarem Honig gefüllt, der aber weniger reich an Zucker sein soll, als der der gewöhnlichen Bienen. Einen Unterschied fand ich unter diesen Bienen selbst nicht, sodaß die Colonie blos aus Arbeitern zu bestehen und Männchen und Königin nicht anwesend zu sein schienen.

Montag, den 23. Februar. Von meinen lieben Pflegern den herzlichsten Abschied nehmend, verließ ich Ejutla um $6\frac{1}{4}$ Uhr morgens.

Der Weg von hier nach Miahuatlan ist eine gute Fahrstraße, welche über den Gebirgspaß mit Sorgfalt und Sachkenntniß hergestellt ist. Im allgemeinen verrathen im Staate Oaxaca die Wege die deutsche Hand, und der verstorbene Mühlenpfordt hat sich hier als Wegbaumeister ein bleibendes Denkmal gesetzt. Auch die übrige Verwaltung des Staats übertrifft unter dem Gouverneur Juarez die der meisten andern Staaten und ist ihnen in mancher Beziehung vorausgeeilt.

Um 8 Uhr erreichte ich den Fuß des Gebirges, eines Armes der Cordillera, welche das Thal von Oaxaca von der Niederung des Stillen Oceans trennt. Sobald ich zu einer gewissen Höhe gekommen war, begann die Vegetation, trotz der trockenen Jahreszeit, lebhaftere Entwickelung zu zeigen. Tillandsien und Orchideen überdecken die Bäume, welche die Aussicht begrenzen, und sich nur dann und wann öffnen, um einen Blick in prachtvolle Gebirgsscenerien zu gestatten. Um 11 Uhr hatte ich den höchsten Punkt des Passes erreicht. Eine Barometerablesung ergab: Temperatur des Quecksilbers 78° F., Barometerhöhe 23,100″.

Auf der andern Seite fällt der Weg ziemlich steil ab, doch nicht so, daß er für Waaren unpassirbar ist. Bei wenigen Wohnungen, an denen ich vorüberkam, hatte man eine Yucaart als Einzäunung verwandt. Diese Species unterscheidet sich wesentlich von Yuca

gloriosa; die Blätterkrone ruht nämlich nicht auf einem baumartigen Stamm, sondern wächst als Busch aus der Erde, treibt dagegen einen 15—20 Fuß hohen Blütenstengel, der, candelaberartig, genau aussieht wie der von Agave americana.

Um 1 Uhr brach ein starkes, aus Süden kommendes Gewitter los, dessen Regen, einer mir jetzt ziemlich ungewohnten Erscheinung, ich aber noch zeitig genug entgehen konnte.

Um 2 Uhr kam ich in Miahuatlan an, das sich durch den gerade stattfindenden Markt sehr belebt zeigte. Ich war an einen angesehenen Kaufmann, Don Bernardino Ruiz, empfohlen, und fand bei ihm freundliche Aufnahme.

Das Städtchen zählt 3500 Einwohner, größtentheils Indianer zapotekischen Stammes, die von Cochenille-, Baumwoll- und Maiscultur und Viehzucht leben. Sie zeigen den echten Typus des Indianers, sind friedlich und zuvorkommend, aber ausschweifend, unüberlegt und dem Trunk ergeben. Bei Gelegenheit des heutigen Markts war ein Stiergefecht veranstaltet, welches aber ein trauriges Schauspiel bot. Die Kämpfer waren keine Leute von Fach, sondern sogenannte Aficionados oder Liebhaber, welche nicht zu Pferd als Picadores, sondern nur als Banderilleros kämpften, wobei den Stieren die Hörner umwickelt sind und somit auf keiner Seite Blut fließen kann. Dieses Schauspiel, welches auf dem Marktplatze in einer dazu improvisirten Umzäunung von Palissaden abgehalten wurde, bot dadurch einiges Interesse, daß die ganze Frauenwelt des Städtchens und der Umgegend in ihrem schönsten Putze die Fenster aller umliegenden Häuser Kopf an Kopf garnirte und mir dadurch eine vollständige Musterkarte der Schönheiten des Landes präsentirte. Nach Beendigung des Stiergefechts fing unter den Indianern das eigentliche Leben an: es wurde gesungen, gespielt, getanzt, vor allem aber getrunken. Mitten in diesem Tumult ertönt die Abendbetglocke, deren erster Ton wie ein wahrer Zauberschlag wirkt; denn noch hat er nicht ausgedröhnt, und bereits hat die lautloseste Stille dem Lärmen Platz gemacht, und Alt und Jung, Mann und Weib, Nüchterne und Betrunkene entblößen ehrfurchtsvoll das Haupt, oder sinken, laut ihr Ave betend,

in die Knie. Mit dem letzten Ton der Glocke beginnt der alte Lärm mit verdoppelter Wuth aufs neue.

Die ungewöhnlich starke und rasche Abkühlung der Luft infolge des Gewitters, und das Wasser, welches ich bei meiner Ankunft unvorsichtigerweise unvermischt und zu reichlich getrunken, in Verbindung mit der aus meiner letzten Krankheit zurückgebliebenen Schwäche, hatten mir einen Anfall von Diarrhöe zugezogen, der bösartig zu werden drohte; es gelang mir zwar, durch starke Dosen von Laudanum den Anfall zu bekämpfen, doch mußte ich einen ganzen Tag in großer Ruhe verbringen.

Schon um 4 Uhr des nachfolgenden Morgens aber saßen wir alle in heiterer Stimmung, bei mir veranlaßt durch das Gefühl wiederkehrender Gesundheit, hoch zu Roß, unsern freundlichen Wirth erwartend, der es sich nicht nehmen ließ, mich bis zum Cimialtepec (dem höchsten Punkt des Gebirges) zu begleiten, und erst im Angesicht des Stillen Oceans mir Lebewohl sagen wollte. Was hatte mir das Herz dieses schlichten Mannes gewonnen? Was gab heute mir selbst, der ich an Scheiden und Meiden so sehr gewohnt bin, eine so weiche Stimmung? Ich weiß es nicht, denn ich bin kein „Lehrer in Israel“, und „höre des Geistes Wehen, ohne zu fragen, von wannen er kommt und wohin er geht“; aber wahr ist es, ich fand mich heute für alle Leiden entschädigt, und ein königliches Gefühl unnennbarer Wonne füllte meine Seele. Ein solcher Tag wiegt Monate des Misgeschicks auf, aber alle Genüsse der civilisirten Welt können ihn nicht geben!

Bei unserm Aufbruche leuchtete das Kreuz des Südens noch hell und klar, aber es stand schon tief am Horizont.

„Wie freundlich der liebe Gott unserer gedenkt“, bemerkte Don Bernardino, „denn sehen Sie das südliche Kreuz, jetzt steht es so tief; aber jedesmal, wenn das Fest von Sta.-Cruz bei uns gefeiert wird, steht es senkrecht über der Kirche!“

Um 5 Uhr erreichten wir den Fuß des Gebirges, und mit jedem Schritt sank das Thal hinter uns tiefer in Dunkelheit und Schweigen. Um 6 Uhr hatten wir die halbe Höhe des Gebirges erreicht, und die ersten Strahlen der im Osten aufsteigenden

Feuerkugel vergoldeten das grüne Laub der uns umgebenden reichen Vegetation,

Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns herniederwendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,

während noch graue Nebel die Tiefen in ihren Mantel gehüllt hielten.

Um 7 Uhr erreichten wir eine Höhe, La Cumbre San-Andres Pastlan. Während ich mich hier anschickte, den Barometer aufzuhängen, warf mein Begleiter die Aeußerung hin: „Der Punkt, auf dem wir stehen, liegt auf gleicher Höhe mit dem Thal von Mexico.“ Ich belächelte die Sicherheit, mit der mein Wirth diese Behauptung aussprach; als ich aber das Barometer ablas, fand ich seine Angabe beinahe richtig, weshalb ich ihn fragte, ob er früher schon einer Messung beigewohnt habe.

„Das nicht“, antwortete er, „und von dem Fernrohre, was Sie da bei sich haben (er meinte mein Barometer), verstehe ich gar nichts; aber unsereiner rechnet auf seine Weise. Mein Vetter geht oft mit seinen Mulas nach Mexico, und da frage ich ihn dann, wenn er zurückkommt, nach so allerlei, was unsereinen interessirt: nach Wind und Wetter, nach Pflanzen und Thieren, nach Bergen und Thälern. Aus alledem, was er mir erzählt hat, berechnete ich nach meiner Art, daß wir uns hier gerade so hoch am Himmel befinden wie Mexico.“

Wie der gute Mann diese Uebereinstimmung herausgefunden hatte, war mir ein Räthsel, und ich glaubte schon, eins jener mit merkwürdiger Beobachtungsgabe ausgestatteten Naturkinder vor mir zu haben, wie solche theils wirklich existiren, theils etwas übertrieben von Cooper in den Gestalten seiner Rothhäute beschrieben worden sind. Diese Illusion dauerte indeß nicht lange, denn als wir nach zwei Stunden an einem Kartoffelfelde vorüberkamen, fand Don Bernardino, noch stolz auf die Lorbern, welche ihm seine Bemerkung eingetragen hatte, Gelegenheit, eine zweite Beobachtung über absolute Höhen mit den Worten auszudrücken: „Hier befinden

wir uns genau auf derselben Höhe, auf der Deutschland liegt!“ Ich sah ihn erstaunt und fragend an. „Ja, sehen Sie, Caballero, das beweist klar dieses Feld, auf welchem die Kartoffeln ebenso gut wie in Deutschland wachsen.“ Damit war ich natürlich über Don Bernardino's Höhenmessungen im Klaren.

Enttäuscht wandte ich meine Blicke auf die wunderlichen Gebilde der Equisetaceen, die ich seit meinem Besuch auf dem Cerro Colorado nicht mehr gesehen hatte. Unterdessen hatten wir die Höhe erreicht, und unser Weg lief eine Strecke in horizontaler Richtung, senkte sich aber dann bald wieder stark abwärts.

Nach einer Stunde lag die Höhe vollständig hinter uns, und wir standen am niedrigsten Punkte, dem sogenannten Paraje del Agua-sola. Um 8 Uhr 40 Minuten gelangten wir zu einem Ort, von dem aus wir den lange erwarteten Anblick des unendlichen Stillen Oceans zu genießen hofften. Wie lange hatte ich mich auf diesen Moment gefreut, mit welcher Eile hatten wir unsere Schritte beflügelt, diese Warte zu erreichen! Aber Dünste und Nebel waren über die Ebene bis an die Ufer gelagert und machten es beinahe unmöglich, das Meer zu unterscheiden. Niedergeschlagen über die Vereitelung unserer Hoffnung kehrten wir in zwei einzeln stehenden Strohhütten, La Venta genannt, ein, unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Nach Beendigung desselben zogen wir, den Abhang des Gebirges zu unserer Linken haltend, weiter, mit einer schönen Aussicht in die tiefen Thäler zu unserer Rechten, und erreichten um 11 Uhr die unter dem Namen Precipicio de la Cueva bekannte Stelle. In der That war dies die tiefste Schlucht, die ich je gesehen hatte, und die mich lebhaft an die Stelle in König Lear erinnerte:

Wie schrecklich
Und schwindlich ist's, das Aug' hinabzuwerfen!
Die Kräh'n und Dohlen, die den mittlern Grund
Durchstreichen, scheinen kaum so groß wie Käfer.

Der Weg, den wir, zwar steil ansteigend, jedoch ohne besondere Beschwerden, verfolgten, gab mir Gelegenheit, dem guten Don Bernardino, der ihn, wie ich wußte, im Auftrag der Regierung angelegt hatte, die freundliche Bemerkung zu machen, daß es

bei weitem der beste Gebirgsweg sei, den ich noch in der Republik gefunden. Durch das Lob geschmeichelt, versäumte mein Begleiter nicht, mich mit all den Schwierigkeiten bekannt zu machen, welche sich ihm entgegengestellt, die er aber auch gegen alle Erwartung siegreich bekämpft habe. Wir kamen dadurch auf das Project im allgemeinen, zwischen den beiden Weltmeeren, zwischen Vera-Cruz über Orizaba und Oaxaca, eine Fahrstraße herzustellen, von welcher ich das fertige Stück von Oaxaca über Ejutla, Miahuacan und bis ans Gebirge schon bereist hatte. Um 12 Uhr erreichten wir die Tres-Cruces, bei welchen der Weg sich gabelförmig theilt; der linke Pfad führt nach Pedro alto, während der rechte, dem wir zu folgen hatten, eine kurze Strecke so steil abfällt, daß er für Wagen kaum passirbar wäre, dann aber über die Spitze des Cimialtepec führt. Don Bernardino setzte mir bei dieser Gelegenheit seine Gründe auseinander, nach welchen für die weiter anzulegende Straße hier der Pfad zu verlassen und diese in einem Bogen um die Spitze des Berges zu führen wäre.

Ich bin manchmal an Berge und Flüsse ohne Namen gekommen; heute, um 1 Uhr, kamen wir zur Abwechselung an einen Namen ohne Ort; ein Stein mit der Inschrift La Doncella steht in einer Lichtung und erwartet, daß sich jemand dort ansiedle; außer den Thieren des Waldes hat aber bisjetzt kein anderer Bürger der Republik der Einladung Folge geleistet.

Ich habe bisjetzt der Vegetation, welche seit dem Morgen in den verschiedensten Gestalten, wie Wanderer auf einer Heerstraße, an uns vorüberzog, keiner Erwähnung gethan, und doch hatten gar manchmal entweder die riesigen Formen der nützlichsten und prachtvollen Bäume, welche Farb- oder Nutzholz liefern, oder die nützlichen Stauden und Kräuter, als segenspendende Medicamente berühmt, oder endlich Flora's liebliche Kinder so viel dazu beigetragen, mir den Weg angenehm zu verkürzen; allein es würde wol einen ansehnlichen Band füllen, wollte ich sie alle erwähnen und beschreiben.

Von La Doncella an zeigen diese Gestalten mehr und mehr den Charakter der Hochlande; die freundlich grünen Laubhölzer hören

auf und werden zuerst durch immergrüne Pinien, in den höchsten Regionen aber durch dunkle Tannen ersetzt.

Um 1 Uhr 30 Minuten erreichten wir die Spitze des Cimialtepec, wie schon gesagt, der höchste Punkt in dem Arme der Cordillera, welcher Oaxaca von der Niederung am Stillen Ocean scheidet. Bei hellem Wetter ist die Aussicht unbegrenzt, und das unendliche Meer liegt deutlich vor dem Reisenden ausgebreitet. Heute aber hatten wir offenbar damit kein Glück; denn obgleich der klare Himmel sein blaues Zelt ungetrübt über unsern Häuptern ausspannte, so war doch unter unsern Füßen die Landschaft durch die kämpfenden Wolken hadernder Gewitter verhüllt, deren Schlachtendonner aus der Tiefe nur wie fernes Kleingewehrfeuer bis zu uns heraufdrang.

Hier verließ mich Don Bernardino Ruis mit biederm Händedruck und den wohlgemeintesten Segenswünschen für die Zukunft.

So stand ich denn allein, im Angesicht des Zieles meiner Sehnsucht, auf der Wasserscheide nicht etwa zweier Flüsse oder zweier Ströme, sondern der größten Meere unserer Erde. Längst hatte die Pinie aufgehört und düstern Tannenwaldungen Platz gemacht, welche der das Gewitter begleitende Sturm schüttelte und brausend durchwühlte, ein Geräusch, das ich nur mit dem Einherstürmen vieler Eisenbahnzüge vergleichen kann.

Der Weg abwärts war steiler als aufwärts; mit viel Arbeit und Geschick angelegt, wand er sich doch in so scharfen Zickzacklinien dahin, daß ich meine Leute bald senkrecht über mir, bald unter mir hatte, und obgleich uns dem Wege nach lange Strecken trennten, konnte ich doch stets ohne Mühe mit ihnen sprechen.

Das Abwärtssteigen schien kein Ende nehmen zu wollen. Um 4½ Uhr wechselte die Vegetation und nahm in raschem Uebergang den Charakter der Tierra caliente an. Ausgedehnte Dickichte von Magnolien hauchten ihre aromatischen Düfte, Bananen streckten ihre breiten Blätter zwischen riesigen Farrnkräutern hervor, und buntbefiederte Papagaien betäubten das Ohr durch ihr gellendes Geschrei, während da und dort eine Affenfamilie die Bäume bevölkerte und wie Seiltänzer auf den Schlingpflanzen von einem Aste zum andern liefen.

Es war 6 Uhr, als ich am Rancho la Copalita ankam und meine lange Tagereise damit beendet hatte. Der Rancho bestand wieder aus dem bekannten vogelkäfigartigen, mit Blättern gedeckten Schuppen und war von unbedeutenden Feldern von Bananen und Mais umgeben, deren Erzeugnisse die einzige Nahrung der zahlreichen Familie bildeten. In einer tiefen Thalschlucht gelegen, durch ein kleines, silberhelles Gebirgswasser belebt, bot die bescheidene Ansiedelung ein freundlich-romantisches Bild idyllischer Zurückgezogenheit. Die Bewohner bildeten mit diesem poetischen Aeußern leider einen scharfen Contrast: die Kinder nackt und schmuzig, die Frauen mit wildem, seit undenklichen Zeiten nicht mehr gekämmtem Haar, wo, wie Byron sagt, „nicht Kamm, nicht Wasser hielt Aegyptens Plag' in Schranken".

Ein Rohrgestell, über welches meine Decken gebreitet wurden, bildete für mich Tisch und Bett, und wenn beides auch nicht brillant bestellt war, so hatten die heute zurückgelegten 16 Leguas schon dafür gesorgt, daß die Tortillas trefflich mundeten und mein Schlaf selbst von den zahlreich schwärmenden Mosquitos nicht unterbrochen wurde.

Donnerstag, den 26. Februar. Um 7 Uhr brach ich vom Rancho auf und stieg die Barranca 3—400 Fuß abwärts bis zu einer Stelle, wo sich die Flüsse La Copalita und San-Pedro vereinigen. Unterhalb ihrer Vereinigung hielt ich mich längere Zeit damit auf, Sand aus ihrem Bette zu nehmen, weil ich gehört hatte, daß er goldhaltig sei, was sich jedoch bei der Untersuchung nicht bestätigte. Auf der andern Seite des Flusses steigt der Weg circa 6—700 Fuß und folgt von da aus dessen Lauf, bald bis an seinen Rand hinabsteigend, bald sich hoch über denselben erhebend. Zahlreiche kleine Bäche, welche in den Fluß fallen, haben im Lauf der Zeit tiefe Barranken gebildet, welche umgangen werden müssen und den Weg bedeutend verlängern, sodaß man oft eine halbe Stunde gebraucht, um auf die gegenüberliegende Stelle einer Barranca zu gelangen, die man bequem durch einen Steinwurf erreichen kann. Berg und Thal schmückt trotz der trockenen Jahreszeit prachtvolle und gigantische Vegetation. Aus der Tiefe

der Schlucht erheben sich Pinien von 300 Fuß Höhe, deren Kronen dem Weg zum Dache dienen, während die Wasser des Flusses ihre Wurzeln benetzen. Riesige Farrnkräuter, mit Stämmen von 2—3 Fuß Durchmesser und einer Höhe von 30—40 Fuß, sind mit Dragontien und Vanille umrankt. Die Kraft der Vegetation ist so groß, daß man im Dickicht des Urwaldes nicht selten zwei und drei dicke Baumstämme in halber Höhe über der Erde verwachsen und von einer gemeinschaftlichen Rinde umschlossen sieht. Bei andern sehen wir wieder Schlingpflanzen so dicht an den Stamm geschmiegt, daß sie von dessen Rinde überwachsen wurden, und während der untere Theil der Pflanze längst abstarb, grünt der obere, gleichsam ein Theil des Baumes selbst und von ihm ernährt, üppig fort, bis die Schmarotzerpflanze ihn ganz überzogen hat und der frühere Pflegevater unbarmherzig in ihren Umarmungen erstickt wird. Die Luftwurzeln des Ficus indicus haben, wo sie die Erde berühren, sich in große Aeste, ja dicke Stämme verwandelt und bilden wunderliche, bizarre Formen. Ich sah einen solchen Baum, dessen horizontaler Stamm in einer Höhe von 25 Fuß quer über unsern Weg einen Bogen schlug, während seine Luftäste zu beiden Seiten Pfeiler bildeten, durch welche neben dem Hauptthore zwei Seitenthüren entstanden und das Ganze einem Triumphbogen glich, unter dem wir durchzogen.

Auf einer andern Höhe angelangt, hatten wir einen freien Blick aufs Meer und stiegen nun abermals in weiten Zickzacklinien die steile, terrassenförmige Abdachung hinab. Die Cordillera fällt im allgemeinen viel steiler nach Westen ab, als sie sich vom Golf aus erhebt; so auch hier. Auf meinem heutigen Wege bildete der Abfall drei große Terrassen von bezüglich 800, 1500 und 1000 Fuß, zwischen welchen indeß auch wieder kleinere Steigungen vorkommen.

Die Hitze war ungeheuer, da wir auf der der Sonne ausgesetzten Seite des Gebirgsabfalls niederstiegen; die frühere Vegetation war einem nackten, steinigen, sonnverbrannten Terrain gewichen. Im Schatten eines einzeln stehenden Baumes stand das Thermometer auf 95° F. (28° R.); in der Sonne dagegen zeigte

ꝛ 130° F. (55° R.). Auf den ebenen Stellen des Weges wehte ein heißer Wind, der, gleich dem afrikanischen Chamsin, beinahe den Athem benahm.

Endlich langten wir um 1 Uhr im Ranche Rio San-Juan an, wo unter drei einzelnen Hütten, oder vielmehr auf Pfählen ruhenden Dächern, eine armselige Indianerfamilie ihr kümmerliches Dasein fristete. Außer Wasser, welches der Fluß liefert, einigen Wurzeln und wilden Früchten des Waldes bietet ihnen die Umgebung nichts, da sie selbst ihren Bedarf an Mais von Miahuatlan holen. Auf meine Frage, warum sie nicht versuchten, diesen selbst zu bauen, erwiderten sie traurig, es sei dieses unmöglich geworden, seit die Langosta (Zugheuschrecke) nun schon das dritte Jahr erschienen und alle Saaten vernichte. Unter einem der Blätterdächer schlug ich mein Quartier auf und versuchte in einer Hängematte zu schlafen; allein bereits befand ich mich wieder in der Tierra caliente mit ihren Freuden und Leiden, und konnte deshalb nicht zu sehr überrascht sein, als die Heerden der Mosquitos über mich herfielen, sodaß an ein Schlafen in der Hängematte gar nicht zu denken war. Deshalb ließ ich rasch mein Feldbett aufschlagen und mich dicht mit dem Mosquitonetz bedecken. Kaum reckte ich mich jedoch behaglich auf dem harten Lager, als ein neuer Feind dagegen Sturm lief und, alle Hindernisse überwindend, einzog: ein Heer sehr kleiner, schwarzer Ameisen überdeckte in wenigen Augenblicken mein Bett vollständig; dieselben bissen so empfindlich, daß ich jeden Gedanken an Ruhe und Schlaf aufgeben mußte. So setzte ich mich denn zu den Indianern hin und versuchte mit ihnen zu plaudern, was aber bei diesen schweigsamen Leuten sehr schwer hält. Selbst das sonst unfehlbare Mittel, sie in heitere Laune zu versetzen, einige Puros (Cigarren) und ein Glas Chinguerito aus meiner Feldflasche, konnte hier nur wenig helfen, da sie fast nur zapotekisch sprachen und ihnen das Spanische beinahe unbekannt war. Soviel brachte ich heraus, daß es in der Umgegend viele Tiger (Felis pardalis) und Löwen (Felis concolor) gebe, welche ihnen Hühner und Guajalotes (Truthühner) wegzufressen pflegten.

Man sagt häufig, die Misère bilde die Schattenseite der Civi-

lisation und folge ihrer Spur wie der Geier dem kranken Kam. Hier aber sehen wir, unberührt vom Hauch der fernen Civilisation, an keinen Fleck der Erde, an keinen Herrn gebunden, in vollkommenster Freiheit, Familien ein Leben führen, vor welchem der ärmste Fabrikarbeiter zurückschrecken würde.

Ich habe oben der Wanderheuschrecke (Langosta) dieser schrecklichen Landplage, erwähnt. Seit dem Tage, an welchem, nach funfzig Jahren zum ersten mal wieder, aus Süden her Wolken dieser fürchterlichen Insekten das Gebiet der Republik überzogen und, alles verheerend, den unglücklichen Ortschaften, welche sie heimsuchten, mit allen Schrecken des Hungers und der Seuche drohten, ist der Nothschrei nicht mehr verstummt, den damals das unglückliche Tehuantepec ausstieß. Im Gegentheil meldeten die officiellen Organe der Presse fort und fort neue Angriffe dieser furchtbaren Feinde, bei deren Beschreibung die Phantasie unwillkürlich zu den Bildern zurückgeht, welche wir dem Pinsel des originellsten hebräischen Dichters verdanken. Von wannen kommen diese Scharen? Wer hat sie aufgeboten? Wie sind sie zu bekämpfen? Das waren die Fragen, welche die Noth an die Wissenschaft stellte, und eifrig widmete sich diese der Untersuchung. Wie man aber den Dichtern der Alten Welt die Farben entlehnte, die Verwüstungen dieses Insekts zu schildern, so ging auch das Studium zurück zu den Erfahrungen der Alten Welt, und da man die Heuschrecken derselben mit den amerikanischen identisch hielt, suchte man sich aus d'Orbigny und andern über die alte Plage Aegyptens zu unterrichten, und las mit nicht geringem Schrecken, daß diese Thiere nie aufgehört hatten, in großen und regelmäßigen Intervallen ihre verheerenden Wellen über die Grenzen ihrer Heimat, die Steppen Asiens und das südliche Afrika hin auszustoßen.

So hatten sie im Jahre 170 v. Chr. das südliche Italien verheert, und ebenso lange nach dem Beginne unserer Zeitrechnung waren sie über den Norden von Italien und in das ganze mittägige Europa eingebrochen. Augustinus, Bischof von Hippo in Afrika, erzählt, daß eine ungeheuere Menge von Heuschrecken, nachdem sie das nördliche Afrika abgeweidet, sich anschickten, über das

Mittelländische Meer nach Europa überzusetzen, aber hineinstürzten und zu Grunde gingen. Diese Schwärme seien so zahlreich gewesen, daß die ans Land gespülten Cadaver durch die Fäulniß eine schreckliche Seuche bewirkt hätten, wenn diese nicht theilweise auch infolge der Hungersnoth eingetreten ist, welche das Thier überall zurückläßt. Genauer bekannt sind die Bahnen der Scharen, welche sich im Jahre 1748 von den Steppen des mittlern Asien erhoben, das östliche und mittlere Europa, besonders Ungarn, Polen, Schlesien, Thüringen, überschwemmten und bis an den Rhein, ja bis nach Schottland und den Orkaden drangen. Im Jahre 1780 zeigten sich ihre Heere auf dem Gebiete von Marokko; 1789—91 wurden sie im mittlern Afrika beobachtet, und zehn Jahre später wieder zwischen Mogador und Tanger, von wo sie Hunger und Pest nach der Berberei trugen, und im folgenden Jahre Spanien und das südliche Frankreich ihre furchtbare Geisel fühlen ließen. Die letzten Einfälle waren im westlichen Europa die von 1813—15, sowie die Züge von 1822—25, während der Osten, besonders Bessarabien, ihnen fast heimisch geworden ist. D'Orbigny und insbesondere Bowles geben über die Heuschrecke der Alten Welt (Grillus s. acridium migratorium) folgende Details:

Die Zahl der Männchen ist größer als die der Weibchen. Gegen Ende des Sommers und Anfang des Herbstes lassen die Weibchen die Männchen zur Befruchtung zu. Ist diese erfolgt, so sucht das Weibchen einen zur Aufnahme und Beherbergung der Eier passenden Boden. In diesen bohrt das Weibchen mittels eines Legestachels Löcher, die es mit einer kleberigen Feuchtigkeit überzieht, welche dem Wasser den Eintritt wehrt. Ist das Nest auf diese Weise vorbereitet, so legt es 40—50 Eier röhrenförmig aneinander. Die Männchen sollen sich nach der Begattung im nächsten Fluß, See oder Teich ertränken, und die Weibchen sind meist durch das acht Stunden erforderliche Geschäft des Eierlegens so erschöpft, daß sie sich nicht mehr von der Stelle bewegen können und an der Wiege ihrer Brut verenden.

Beim Beginn des Frühjahrs bricht die junge Brut hervor. Nachdem sie ausgeschlüpft sind, haben sie eine dunkle Farbe und

sind auf eine Entfernung von zehn bis zwölf Schritt leicht zu erkennen. Man findet sie vorzugsweise auf brachliegenden oder von Gesträuch und kurzem Rasen bedeckten Gründen als 3—4 Fuß im Durchmesser haltende und 2 Zoll dicke Kuchen, die bei näherer Besichtigung aus einer Menge kleiner Thierchen bestehen, die sich munter bewegen. Diese Periode des Thieres dauert vierzehn Tage, und während derselben entfernt sich die Heuschrecke wenig von dem Platze ihrer Geburt. Sobald aber die Kauwerkzeuge der Insekten die gehörige Stärke erhalten haben, zerstreuen sie sich über die Felder der Umgebung, wo sie bleiben und bis zu ihrer vollen Entwickelung drei Monate, April, Mai und Juni, gebrauchen. Gegen Ende des letztgenannten Monats beginnt die dritte Periode im Leben der Heuschrecke, und in dieser Epoche, in welcher sie am furchtbarsten ist, bietet sie folgendes Bild dar: Der Kopf ist so groß wie eine mittelgroße Erbse; die Vorderseite, perpendikulär zu Boden gerichtet, trägt schwarze, vorspringende Augen; die Mundöffnung, groß und nicht geschlossen, ist mit Kiefern versehen, die mit vier gleich Scheren sich kreuzenden Schneidezähnen bewaffnet sind. Der Vorderleib trägt vier Füße, mit denen das Thier sich darbietende Gegenstände an sich heranziehen und festhalten kann. Zur Fortbewegung dienen die beiden am Hinterleib eingefügten Springbeine. Die Flügel bekommen einen rosenfarbenen Ton, und der Magen, der aus einer sehr zarten Membran besteht, enthält einen eigenthümlichen Saft, der fähig ist, alle Arten von Stoffen, wie z. B. Wolle, Leinen, Seide, sogar Giftpflanzen, aufzulösen und aus ihnen die Nahrungsstoffe auszuscheiden.

Auf dieser Stufe ihrer Existenz angekommen, suchen die Männchen sich der Weibchen zu bemächtigen, und es bilden sich nun große Scharen. Zugleich ist aber auch der unersättliche Hunger erwacht, der die Heuschrecke auszeichnet und in kurzer Zeit sie nöthigt, ihren Aufenthalt zu wechseln. Unter dem Einflusse dieser beiden Nothwendigkeiten treten sie ihren Flug an, sobald die Gegend ihnen keine Nahrung mehr bietet, indem sie sich von den Winden in eine noch unversehrte Gegend forttragen lassen. Doch schlagen sie auch andere Richtungen als die des Windes ein, wenn sie die

Nähe eines Saatfeldes wittern. In diesem Falle ändern sie plötzlich ihren Flug; man sieht sie inmitten ihres reißendschnellen Dahineilens sich aus einer Höhe von 400—500 Fuß auf die Felder herabstürzen, deren Geruch sie reizte. Die Periode der Reife beginnt im Juli und dauert bis August oder September, je nach der Temperatur, deren Abnahme die Weibchen anmahnt, sich den Männchen zu ergeben.

Die Heuschrecke Amerikas ist in dem obigen, nach d'Orbigny, Bowles, Jimenez, Paton und Quiñones entworfenen Gemälde nicht ganz richtig gezeichnet. Die ersten Heuschreckenheere, welche sich 1854 Anfang Juni in Oaxaca zeigten, bestanden aus Thieren von ganz gleicher Größe und Farbe, einer Mischung von Gelb mit vorwaltendem Roth. Nach dem Grade des Wachsthums nahmen sie einen immer röthern Ton an, und nachdem sie ausgewachsen, war ihre Farbe ein dunkles Roth. Auch waren sie größer, ja beinahe doppelt so groß wie die geschilderten, denn sie maßen nahe an 4 Zoll. Das Eierlegen begann im Anfang des August. Sie wählten dazu bebautes, leichtes Land. Nach acht Tagen bemerkte man schon Anzeichen von Leben in den neuen Eiern. Nicht ganz übereinstimmend sind hiermit die Beobachtungen, welche Nieto in Cordova machte. Die Heuschrecke war dort den 10. Mai 1856 angekommen, und im Laufe desselben Monats war die Befruchtung und das Eierlegen vor sich gegangen. Die junge Brut kam mit dem achtunddreißigsten Tage zum Vorschein. Nieto behauptet außerdem, daß die Vermehrung der Heuschrecken am westlichen Abhang der Cordillera nicht so groß sei wie am östlichen. Denn während dort ein Weibchen nur ein einziges mal und nur 50—60 Eier lege, gebäre es hier zweimal und jedesmal 64—82 Eier. Ich kenne diese Behauptung des Hrn. Nieto nur aus einem im Auftrage der Regierung von der National-Agriculturschule entworfenen Bericht, und kann daher nicht dafürstehen, daß Hr. Nieto richtig verstanden ist; denn es ist unwahrscheinlich, daß dasselbe Weibchen zweimal gebären soll. Mit noch viel weniger Kritik führt dieselbe Broschüre die Beobachtung des Don Ignacio Cortina Chavez, Verwalters einer Hacienda bei Cuautla de Morelos, an, der Eier

auskriechen sah, welche dort nicht gelegt worden waren (no habiéndose efectuado allí la ovacion), ohne daß man begreift, wie sie dahingekommen sind. Doch scheint aus diesen Beobachtungen, wenn sie richtig sind, hervorzugehen, daß die Heuschrecken in Amerika, begünstigt von einer zusagenden Temperatur, Eier in sehr verschiedener Menge legen, und diese in sehr kurzer Zeit ausgebrütet werden.

Die Eier der amerikanischen Heuschrecke bilden eine Aehre von 25—30 Millimeter Länge und 6—7 Millimeter Dicke. Sie sind mit großer Regelmäßigkeit um eine imaginäre Achse geordnet, sodaß der Rand eines jeden das folgende um ein Drittel der Länge überdeckt. Die Länge des einzelnen Eies beträgt 6—7 Millimeter, die Dicke ungefähr 2 Millimeter; sie sind durch eine sehr brüchige Substanz miteinander verklettet. Wenn man ein einzelnes Ei betrachtet, so ist seine Farbe blaßgrau, seine Basis elliptisch, während es oben einen schwachen ringförmigen Eindruck hat. Das Centrum bildet eine goldfarbige Substanz, die trocken, hart, glänzend und von einer zarten Zellenmembran umgeben ist. Diese Membran ist durchsichtig und leicht strohgelb gefärbt. Den äußern Ring bildet eine rindenförmige, dicke, harte und brüchige Hülle, die aus Zellen besteht, welche eine dunkle und in Wasser unlösliche Substanz enthalten. Sie werden allmählich trübe, nach dem achtzehnten bis zwanzigsten Tage dunkelbraun. Am sechsundzwanzigsten Tage beginnt das Auskriechen, dessen Eintritt durch ungünstige Temperaturverhältnisse auch wol verzögert werden kann. Das Junge wächst so überraschend schnell, daß es in fünf Tagen schon 9—10 Millimeter Länge und, bis auf die noch fehlenden Flügel, vollkommen ausgebildet ist.

Demnach wäre die amerikanische Heuschrecke von der in Europa gesehenen verschieden:

1) durch ungleich größere Länge,

2) durch dunklere Farbe,

3) durch die größere Zahl der Eier, sowie durch die Form der Aehre, und

4) durch die rasche Entwickelung des Eies und des ausgekrochenen Insekts,

Unterschiede, welche sie nur noch fürchterlicher als jene machen.

In Bezug auf ihre Sitten sind beide Arten ziemlich ähnlich. Gleich empfindlich gegen Nässe und Kälte, befinden sie sich wohl bei Trockenheit und Wärme. Regen und Thau hindert sie am Fliegen und erschwert ihre Respiration. Meer-, See- und Flußwasser scheint sie unwiderstehlich anzuziehen, sodaß sie sich hineinstürzen und ihren Tod darin finden. Der Rauch qualmender Stoffe, wie feuchtes Stroh, grünes Holz, Gras u. s. w., in Brand gesteckt, betäubt sie so, daß sie zu Boden stürzen, wogegen Räucherungen mit aromatischen Kräutern, wie Thymian u. dgl., sie berauschen, sodaß sie alle im Wege stehenden Gegenstände anfliegen und zur Erde fallen. Sie fliehen heftiges Geräusch, das Klappern von metallenen Gefäßen, Detonationen u. s. w., bleiben aber oft auch unempfindlich dafür.

Beide Arten gleichen sich außerdem durch ihr massenhaftes Auftreten und besonders durch ihre Gefräßigkeit. Ihre Züge haben oft eine solche Ausdehnung und Dichtigkeit, daß sie wie ungeheuere Gewitterwolken die Sonnenstrahlen auffangen und den Tag in Nacht verwandeln. Wenn sie sich über eine Gegend niederlassen, trägt die Erde ihre Farbe, und die Aeste der Bäume biegen und brechen unter ihrer Last. Die Blätter der Bäume, Mais, Weizen, Zuckerrohr, das Gras, alles erliegt ihrem Zahn, und in wenig Augenblicken sind in weiter Runde jede Spur vegetativen Lebens und die Aussichten der Ernte verschwunden.

Die erste officielle Nachricht von dem Einfalle der Langosta gab der Secretär des Ministeriums für Landwirthschaft in Tehuantepec am 16. Mai 1854, nachdem man sie schon während des Winters in Chiapas beobachtet hatte, also zur selben Zeit, in welcher auch die Krim und das südliche Rußland von Osten her durch zahllose Wolken der Wanderheuschrecke heimgesucht wurden. Von Chiapas kommend, theilten sich die Schwärme eine Viertel-Legua vor Tehuantepec in zwei Haufen. Der eine schlug die Richtung von Petapa ein, der andere ließ sich über Tehuantepec nieder,

wo man von 7 Uhr morgens bis 12½ Uhr mittags acht ungeheuere Heere einfallen sah, von denen jedes dreiviertel Stunde gebrauchte, um darüber hinzuziehen. Als das letzte vorüber, war die ganze Gegend kahl, und sogar die größern Bäume vollständig ihrer Rinde entkleidet.

Kaum lag Tehuantepec hinter ihnen, als sie sich abermals in zwei Schwärme theilten. Der eine derselben nahm seine Richtung über die nördliche Sierra nach dem Staat von Oaxaca; der andere nahm seinen Flug über die weiten Landstrecken zwischen Tehuantepec und den Grenzen von Vera-Cruz und Tabasco. So wählten die einen die warmen, fruchtbaren Abhänge des Westens, die andern die ebenso reiche östliche Abdachung der Cordillera, und folgten dem Gebirgszuge in einer absoluten Höhe zwischen Tierra templata und Tierra caliente.

Die westliche Heeressäule, welche am 16. Mai Tehuantepec verließ, erschien am 30. desselben Monats im Thal von Tlacolula, und fiel am 1. Juni in der Umgegend von Oaxaca nieder. Zum Glück hatte man wegen Mangel an Regen später als gewöhnlich gesäet, sodaß die Heuschrecken die gehoffte Beute nicht fanden. Während dreier Tage umschwärmten sie die Kuppen der das Thal einschließenden Berge. Am 3. Juni verließen sie die Gegend, beschrieben zuerst eine Curve nach Westen und nahmen dann ihren Flug gegen Norden in die reichste Gegend des Staats, das Thal von Istlan. Von hier zogen sie gegen Nordwesten in die Hoch-Misteka.

Eine Abtheilung ging von Tlacolula, wo sich das Gros niedergelassen hatte, am 22. Juni durch den District von Villa-Alta, in allen Richtungen die Umgebungen von Tepescolula, Teotitlan del Camino und Jamiltepec heimsuchend.

An demselben Tage überfielen zahlreiche Schwärme den Süden und Osten von Oaxaca und besetzten den Zimatlan, Ejutla, Miahuatlan, Zachila und Ocotlan, und es schien, als ob der ganze Staat von Oaxaca zu ihrer Heimat erwählt worden sei; denn als der Monat August, die Zeit ihrer Fortpflanzung, herankam, schienen sie sich vollständig acclimatisirt zu haben, ließen sich in den frucht-

baren Umgebungen von Cuicatlan und Zimatlan nieder und setzten hier ihre Eier ab. Während dieser westliche Schwarm im Staate Oaxaca die schrecklichsten Verheerungen anrichtete, kam der östliche, welcher Tehuantepec mit ihm zugleich am 16. Mai verlassen hatte, fünf Tage später in Petapa an, wo er noch am 13. August sehr zahlreich war.

Während der Zeit vom 2. October 1854 bis 12. Februar 1855 waren die Schwärme scheinbar verschwunden, wenigstens wurden keine Klagen vernommen; aber von diesem Tage an bis zum 26. März erschienen ganz unverhofft neue Scharen im Staate Puebla und Mexico.

Für das unvermuthete und plötzliche Auftreten gibt es nur Eine Erklärung: die Schwärme, welche am 22. Juni und 21. August 1854 Tehuacan und Cuautla de Morelos und deren Umgebungen heimgesucht, hatten dort Eier gelegt, welche sich erst bei der Wärme des nächsten Frühlings entwickelten, sodaß diese Räuber im eigentlichen Sinne des Worts der Erde entsprossen.

Eine überraschende Invasion war die, welche unterm 13. Juli Hr. Moreno in Kolima mittheilte; sie trat auf den im Nord- und Südwesten der Stadt gelegenen Gütern Albarradita und Los Limones auf, von wo sie, auf dem Wege von Puerto nach der Ebene von Cuytlan in geschlossenen Massen von 4 Quadrat-Leguas folgend, zum Glück von der Lagune von Cuytlan angezogen wurden und in derselben zu Grunde gingen. Ihre plötzliche Erscheinung in einem Territorium, welches so weit von den früher überschwemmten Orten entfernt ist, bleibt unerklärlich, da sie niemand auf ihrem Zuge dahin bemerkt haben will; doch könnte die damalige Aufhebung der Communication schuld an dem Mangel von Mittheilungen gewesen sein.

Die westliche Hauptabtheilung verheerte, wie gesagt, den Staat Oaxaca, während die östliche, welche wir am 13. August in Petapa verlassen haben, sich nach Tabasco und endlich nach Yucatan wandte, wo sie ihre Wanderung über Merida hinaus ausdehnten und am 10. August 1855 in der Hacienda San-Ignacio, 5 Leguas nördlich von dieser Stadt, ankamen.

Gegenwärtig bedecken unzählbare Scharen noch immer die warmen Abhänge im Osten und Westen der Cordillera; Colima, Jaltepec, die Ufer des Nautla liegen bereits hinter ihnen; Jalisco und Sinaloa, Guanajuato, Tamaulipas und San-Luis Potosi sind erreicht, und schon schwärmen sie an den Ufern des Rio Gila; immer weiter wälzt sich ihr Verderben nach Norden, gleich einer vom Winde getriebenen Flamme, wol verweilend, aber nie umkehrend.

Die dritte Frage war: Wie ist ein solcher Feind abzuhalten oder zu bekämpfen?

Vergebens ist dem geflügelten Insekt gegenüber alle Gegenwehr und alle Einschüchterung; je größer die Schwärme, desto schmerzlicher die Verheerung. Was kann Schreien, Lärmen, Rasseln mit Kesseln und Töpfen, was Flinten- und Pistolenschüsse, was selbst Geschützsalven einem solchen Feinde gegenüber ausrichten, der die Sonne verbirgt und den Tag in Nacht verwandelt, wenn er wie eine schwarze, dem Schlote eines Vulkans entstiegene Aschenbank so zahlreich sich niedersenkt, daß das Schwirren seiner Flügel dem mächtigen Tosen eines ungeheuern Wasserfalls gleichkommt?

Die ganze Vertheidigung muß sich darauf beschränken, die Nester der jungen Brut aufzufinden und zu zerstören, oder das noch ungeflügelte Insekt einzusammeln, zu zerstampfen oder zu verschütten.

Die Regierung von Mailand setzte einst einen Preis auf jeden Sack voll der eingefangenen Thiere; in kurzer Zeit wurden 12000 Säcke eingeliefert. In Cordova ließ der Präfect (1855) in einer Woche 1800 Arobas à 25 Pfund einsammeln. Es beweist dies die Leichtigkeit, ungeheuere Quantitäten dieser Thiere einzusammeln. Dieser Umstand brachte mich auf den Gedanken, statt aller vergeblicher Vertheidigungsmittel gegen diese Plage vielmehr darauf zu sinnen, ob der verursachte Schaden nicht durch Nützlichmachung der Thiere selbst einigermaßen compensirt werden könnte. Es wäre der Versuch zu machen, durch Einstampfung und Auskochung derselben Oel oder Thran zu gewinnen, den getrockneten Rückstand aber als jedenfalls sehr wirksamen Dünger zu verwerthen. Auf diese Weise würde die Verfolgung gewiß mehr als durch alle Vorschriften der

Regierung aufgemuntert werden. Ich kann diese Notiz über die Langosta nicht schließen, ohne dem Leser die treffende und berühmte Schilderung derselben nach dem unbekannten hebräischen Dichter Joel, dem Sohne Bethuel's, und zwar in einer eigenen neuen Uebersetzung des Urtextes, vor Augen zu legen:

Stoßt in die Trompete zu Zion,
Macht Lärm auf meinem heiligen Berge!
Zu Hauf'! ihr Einwohner des Landes,
Gekommen ist der Tag Jehovah's: Er ist nah!
Ein finsterer Tag, ein düsterer Tag,
Ein Tag voll Nacht und Grauen.
Der Morgenröthe gleich,
Sich brechend an den Bergen,
Zog Volks herauf, zahllos und mächtig,
Wie nie gesehen seit Anbeginn,
Und nie mehr wiederkehrt
Bis zu den Jahren endloser Geschlechter.
Voraus ihm fraß die Flamme,
Und Lohe züngelt hintendrein:
Ein Eden lag das Land in seinem Angesicht,
Und eine dürre Wüste liegt es ihm im Rücken.
Das Bild der Rosse ist ihr Bild,
Und Reitern gleich, sprengt es dahin;
Rasselnd wie Streiterwagen,
Ueberspringt's der Hügel Kämme.
Heulend der Flamme gleich, die Stoppeln frißt,
Summend wie ein gewaltiges Heer,
Das sich zur Feldschlacht rüstet.
Vor seinem Anblick fliehn die Scharen,
Weicht das Blut aus jeder Wange;
Gleich Helden bricht's hervor,
Gleich Stürmenden erklettert es die Mauern.
Hinzieht's, ein jeder seines Pfads,
Und nie verwirrend seine Reihen;
Keiner seinen Nächsten drängend,
Ein jeder seine Straße haltend;
Und fällt's euch ins Geschoß,
Verwundet wird es nicht.
Sie drängen in den Gassen,
Sie rennen auf den Wällen,
Sie steigen in die Burg,
Sie kommen wie der Dieb durchs Fenster.

Vor ihm erzitterte das Land;
Die Himmel schauderten;
Sonn' und Mond verdüsterten,
Und Sterne bargen ihren Schein.

Freitag, den 27. Februar. Ich verließ den Rancho um 5 Uhr morgens. Der Weg führte etwa 150 Fuß tief zum Flusse San-Juan hinab und folgte dessen mit üppiger Vegetation bedeckter Schlucht, welche durch zahlreiche und mannichfaltige Thierformen belebt war. Meine Jagd auf Vögel fiel daher ziemlich günstig aus. Plötzlich zog ein entfernter, hell durchs Dickicht schimmernder Punkt meine Blicke auf sich; bei genauerer Betrachtung erkannte ich in ihm das blendendweiße Gefieder eines prachtvollen männlichen Königsgeiers (Vultur Papa Lin.). Vorsichtig beschlich ich denselben auf zwanzig Schritte und schickte ihm eine volle Ladung grober Schrote, worauf er stürzte. Ich arbeitete mich nun durch das Dickicht bis zu dem Baume, auf welchem er gesessen hatte; allein wie alle Geier, verlangen, wie es scheint, auch diese einen furchtbaren Schuß, und sind beinahe blos mit der Büchse zu erlegen. So hatte sich auch mein Vultur Papa wieder aufgemacht und war verschwunden.

Auch heute übte die Sonne wieder ihre volle Kraft, und die Hitze war für Menschen und Thiere beinahe unerträglich. Mehrfach drängte sich mir die Bemerkung auf, daß ein bei weitem höherer Grad von Wärme in den ebenen, sandigen Wüstensteppen (wie z. B. in Centralafrika) viel weniger Beschwerden verursacht, als ein niedererer Thermometerstand in den gebirgigen Gegenden Mexicos.

Der Weg stellte sich als viel weiter heraus, als wir nach den Angaben geglaubt hatten. Um deshalb Menschen und Thiere etwas ruhen zu lassen, machte ich um 12 Uhr in dem trockenen Bette eines kleinen Flusses, des Arroyo de Roque, halt. Nur hier und da war in Tümpeln noch etwas stehen gebliebenes Wasser aufzufinden, das aber ziemlich unrein und von zahlreichen Infusorien belebt war. Um ein solches Wasser unschädlich zu trinken, wenden die Eingeborenen eine sehr einfache Art von Filtration an: man

gräbt nämlich neben der Wasserlache eine kleine, niedriger liegende Vertiefung in den Sand oder Kies, in welcher sich alsbald das bei seinem Durchgang durch letztern filtrirte Wasser sammelt und nun ohne Gefahr getrunken werden kann.

Nach einem höchst ermüdenden Weg durch ödes, sonnverbranntes Hügelland kam ich um 3 Uhr in Pochutla an. Aehnlich wie viele Dörfer und Städtchen Centralafrikas, welche in einer Staubwüste liegen, und um welche, soweit der Blick nur reicht und wohin er sich auch richtet, auf Meilen in der Runde kein Baum, kein Strauch, kein grüner Fleck das Auge erfreut und Abwechselung in die trostlose Oede bringt, — ähnlich so sieht Pochutla, ein Ort von 1800 Einwohnern, aus! Elende Hütten, aus Lehm gebaut, mit Stroh oder Blättern gedeckt, bilden unregelmäßige Straßen, welche die Gewitter zu tiefen Rinnsalen ausgewaschen haben, die aber jetzt knietief mit Staub angefüllt sind und den Bewohnern zum Entleeren alles Unraths aus den Häusern dienen. In diesen schrecklichen Hohlwegen, welche die Sonnenstrahlen von allen Seiten reflectiren, entwickeln sich deshalb Gerüche und Miasmen aller Art, und machen ihre Passage zu einer Qual.

Der Präfect des Orts, dem ich empfohlen war, wies mir alsbald ein leeres Haus an, in welchem ich mich denn auch, so gut es eben gehen wollte, installirte; allein das Dorf hat weder Handel, noch Industrie, noch Ackerbau, sondern lediglich einige Viehzucht, und ist von allen Hülfsmitteln für den Reisenden entblößt. Was man sonst in allen Dörfern trifft, gehört hier zu den seltenen Luxusartikeln. So z. B. sollte man kaum glauben daß hier, in dem Lande des Zuckerrohrs, der Zucker nur von den Reichen gekannt, und selbst der von allen Indianern so sehr geliebte Branntwein nur ausnahmsweise aufzutreiben ist. Der Boden eignet sich zwar gut zum Anbau beinahe aller Erzeugnisse der Tropen, besonders z. B. für den Anbau der Baumwolle; allein da die Leute durch den Mangel an Verkehrsmitteln dafür keinen Absatz haben, betreiben sie auch dieses Geschäft lässig und erzeugen kaum den zu ihrem eigenen Bedarf nöthigen Rohstoff. Der Preis der gereinigten

Baumwolle ist hier 4 Realen pro Arroba oder 2 Pesos (5 Fl.) pro Centner.

Die stumpfsinnigen Einwohner haben beinahe keine Bedürfnisse, kennen aber auch ebenso wenig die Genüsse des Lebens. In ihrer Tracht wie in ihrer häuslichen Einrichtung gleichen sie den armseligsten Arabern und Negern Sudans. Die Männer tragen eine kurze, baumwollene Hose und ein Umschlagtuch, die Frauen ein Hemd. Die Knaben gehen bis zum zwölften Jahre nackt, oder man gibt ihnen ein höchst wunderliches Kleidungsstück, welches nicht verfehlte, unsere Heiterkeit zu erregen. Zur Bedeckung ihrer Nacktheit tragen nämlich Jungen und selbst noch ziemlich große Bengel eine Weste mit Aermeln oder eine Art kurzen Hemdes, welches ihnen aber nicht weiter als bis zum Magen reicht.

Das Trinkwasser ist sehr schlecht und wird aus tiefen Cisternen geschöpft, obgleich es leicht gewesen wäre, einen in der Nähe vorüberfließenden Bach zu einer Wasserleitung zu benutzen.

Da die Leute Viehzucht treiben und viel Vieh besitzen, bat ich um etwas Milch zu meinem Thee; allein es war keine Möglichkeit, sie aufzutreiben. Selbst als ich 1 Thlr. für ein Glas voll bot, bekam ich keine. Die Leute waren zu faul, bis vor das Dorf zu gehen und eine Kuh zu melken. Einen armseligern, trostlosern Aufenthalt hatte ich in der That in diesem Theile der Welt nicht gefunden.

Am folgenden Morgen bestieg ich einen nahen Hügel, von welchem aus ich eine schöne Aussicht aufs Meer und den kleinen Hafen des Dorfs genoß.

Mein nächstes Reiseziel von hier war Huatulco mit seinem Hafen und seinen Perlenfischereien, und sodann Tehuantepec. Die Gegend, welche bis dorthin vor mir lag, sollte, wie man mir versicherte, von allem entblößt sein, und nicht einmal Mais für die Thiere und Mehl zu Tortillas zu finden sein. Dadurch war ich gezwungen, beides hier einzukaufen und zu ihrem Transport noch eine eigene Mula anzuschaffen.

Um 2 Uhr (2. März) war endlich alles zum Aufbruch bereit. Ich erwartete nur noch den Präfecten, der mir seine

Begleitung zugesagt hatte, und schickte unterdessen die Lastthiere voraus.

Um 4 Uhr brachen auch wir auf. Der Weg zog sich durch ein hügeliges Land bis kurz vor Huatulco, wo wir den ziemlich bedeutenden Fluß La Magdalena passirten. Es war 9 Uhr, als wir das Dorf erreichten. Der Alcalde war bereits von meiner Ankunft unterrichtet und erwartete, umgeben von zahlreichen Neugierigen, den seltenen Anblick eines Fremden. Man geleitete uns in das Haus des Cura, das aber gegenwärtig keine Insassen hatte, und trug uns ein Nachtessen auf, das, wie gewöhnlich, aus Frijoles und Tortillas bestand. Ich habe mich oft selbst über den Appetit gewundert, mit welchem ich an dieser derben Anachoretenkost Gefallen fand; allein trotzdem, daß ich nach meinen afrikanischen Reisen in den größten Hauptstädten der Alten Welt an einen Luxus und eine Fülle gewöhnt worden war, die befürchten lassen mußte, ich werde selbst geringe Entbehrungen einer neuen Reise höchst bitter empfinden, so trug ich doch alle Beschwerden, welchen mich meine Wanderungen und Pilgerschaften in der Neuen Welt aussetzten, mit einer Leichtigkeit und heitern Entschlossenheit, an die ich früher selbst kaum geglaubt hätte. Noch während unsers frugalen Mahls füllte sich das Zimmer mit Kranken und Siechen aller Art, die von dem fremden Wundermann Heilung erwarteten; denn hier, wie in allen uncivilisirten Ländern, glaubt man, daß die Heilkunde Anfang und Ende aller Wissenschaft sei, und jeder Europäer wird daher für einen Arzt gehalten, eben weil man unter Europäer einen Gelehrten und Meister versteht. Viele dieser Kranken wären mit Leichtigkeit zu heilen gewesen, wenn man sie ihren Verhältnissen hätte entreißen können. Ich beschränkte mich darauf, so viel Medicamente, als ich entbehren konnte, zu vertheilen, und bedauerte nur, daß mein größerer Arzneivorrath hatte zurückbleiben müssen. Nach den Kranken kamen Perlenfischer und boten mir Perlen zum Verkauf an; da ich jedoch schon am folgenden Tage an den Ort zu gelangen hoffte, wo diese kostbaren Producte des Meeres von dessen kühlem Grunde heraufgeholt werden, versparte ich meine Einkäufe auf später.

Dienstag, den 3. März. Um 5 Uhr morgens verließen wir das Dorf Huatulco, um uns nach dem Hafen gleiches Namens zu begeben. Die Gegend bot nichts Neues gegen die der drei letzten Tage dar. In weiter Runde ein hügeliges Land, theilweise bewaldet, theilweise nackt und sonnverbrannt; dann und wann von kleinen Flüssen durchschnitten, die in dieser Jahreszeit kaum eine Spur von Wasser führen. Der bedeutendste unter ihnen war der Guajuiquil; er führte noch Wasser genug, um Forellen und Krebse am Leben zu erhalten, von welchen ich einige für meine Sammlung erbeutete. Die Einwohner schöpfen hier nie Wasser zum Trinken direct aus dem Fluß, sondern graben auch hier neben der Strömung kleine Vertiefungen in den kiesigen Boden, welche sich alsbald mit Wasser füllen. Durch diese Art von Filtration soll das Wasser, welches sonst ungesund sei, seine schädlichen Wirkungen verlieren.

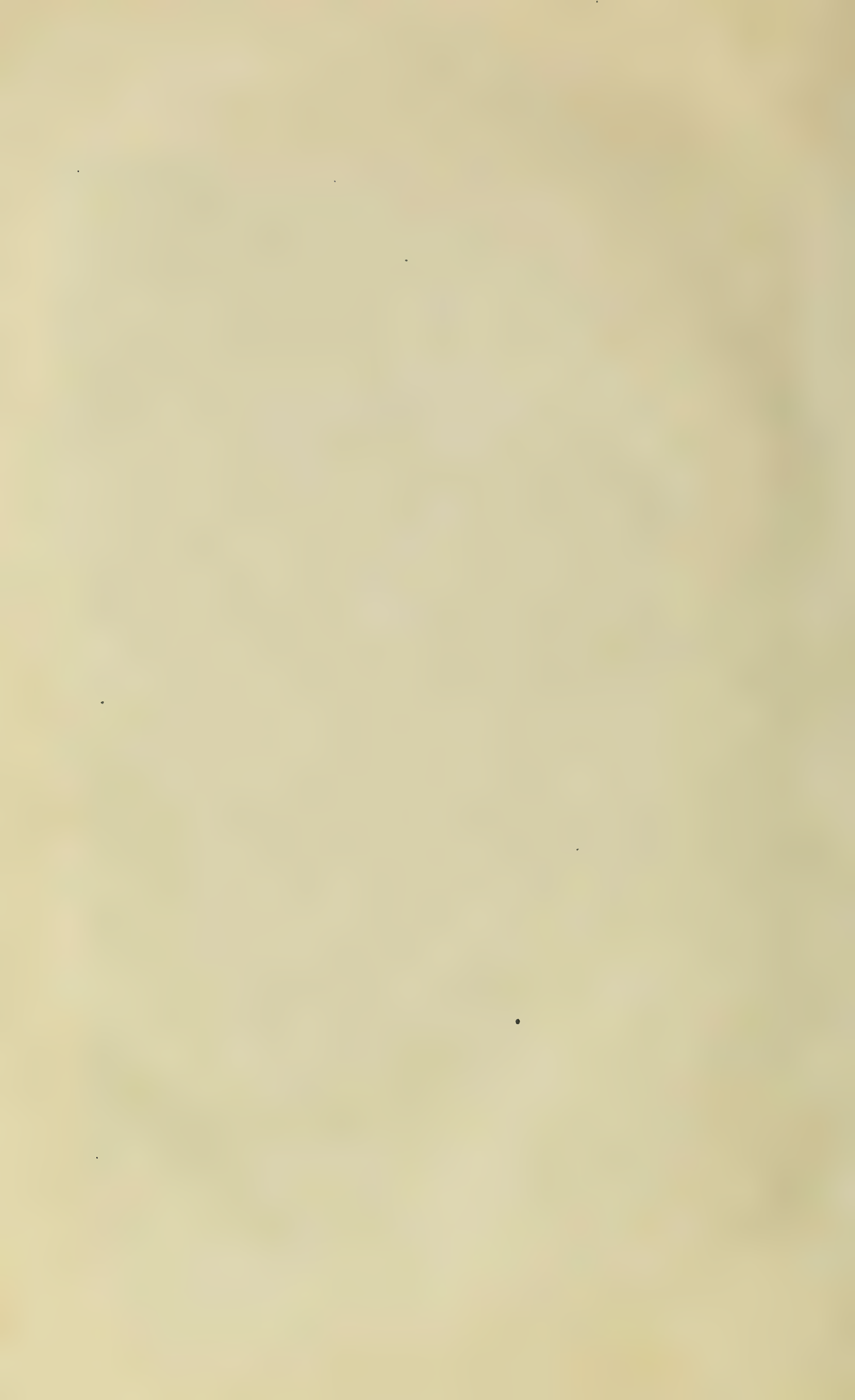
Geraume Zeit schon zogen wir durch ein ödes, vom Gestrüpp der Zwergpalme spärlich bedecktes Terrain. Die Strahlen der Sonne fielen bereits senkrecht, sodaß wir unsern eigenen Schatten nicht mehr sahen; kein Lüftchen brachte Menschen und Thieren Kühlung, und noch immer fanden wir keine Anzeichen von der Nähe des Meeres. Plötzlich bogen wir um die Ecke eines Hügels, und das Becken des Hafens mit der ihn umgebenden Landschaft rollte sich Stück für Stück vor uns auf.

Der Hafen von Huatulco hat sehr wechselnde Schicksale gehabt, ohne bis auf den heutigen Tag Bedeutung zu erlangen. Im Jahre 1587 wurde er von Piraten zerstört; im Jahre 1612 war der Ort der Schauplatz ausschweifenden Aberglaubens, durch Veranlassung der Mönche, welche ein in der Kirche befindliches Crucifix Wunder verrichten ließen. Lange vergessen, wurde er nach dem Unabhängigkeitskriege durch das Gesetz vom 1. Mai 1824 den Schiffen fremder Nationen geöffnet, dann durch das Decret vom 17. Februar 1837 auf eine Zuflucht für Küstenfahrer reducirt, unterm 17. Mai 1838 während der französischen Blokade wieder geöffnet, und durch das Gesetz vom 24. November 1849 seine Erweiterung und Vervollkommnung zur Aufnahme großer Schiffe verfügt. Im



Zu II, 326.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



Jahre 1850 endlich sollte zur Hebung des Handels, und um den Erzeugnissen des Landes einen Stapelplatz zu verschaffen, eine Stadt gegründet werden. Die Regierung schickte zu diesem Zweck 200 Familien als Colonisten hierher, und verlieh ihnen nicht nur bedeutende Vorrechte, wie den Bewohnern der Hauptstädte, sondern vertheilte ihnen auch ausgedehnte Ländereien. An ihrer Spitze befand sich, zur Anlegung der Bauten, ein Ingenieur, der aber, wie es sich herausstellte, seiner Aufgabe nichts weniger als gewachsen war. Innerhalb des Landes, nur wenige hundert Schritte vom Hafen entfernt, befindet sich eine Lagune, welche die ganze Umgebung sumpfig und ungesund erhält. Diese Lagune auszutrocknen und aufzufüllen, wäre nicht nur die erste und nothwendigste, sondern auch leichte Aufgabe des Ingenieur gewesen. Statt dies aber mit Gründlichkeit zu thun, nahm er die Sache leicht, und ließ den Sumpf mit gefälltem Holz und Reisern zuwerfen. Hierauf schritt man zur Errichtung von provisorischen Wohnungen für die Colonisten. Statt diese auf den, den ganzen Hafen umgebenden freundlichen und gesunden Höhen anzulegen, wurden dieselben zwischen dem Hafen selbst und der alten Lagune, also auf dem ungesundesten, heißesten und feuchtesten Terrain der ganzen Gegend erbaut. Nach kurzer Zeit aber schon trug die unverantwortliche Sorglosigkeit ihre bittern Folgen. Die in die Lagune geworfenen Pflanzentheile geriethen in Fäulniß und entwickelten Miasmen, welche so bösartige Fieber erzeugten, daß die Epidemie die neuen Ansiedler furchtbar lichtete. Der Ingenieur selbst ward ein Opfer seines Leichtsinns; von den 200 Familien sind aber heute nur noch 30 Individuen mehr übrig. So endete, wahrscheinlich für immer oder wenigstens so lange, bis eine kräftige monarchische Regierung im Lande bestehen wird, ein Unternehmen, welches diesem Theil des Reichs neues Leben hätte verleihen können.

Die von der mexicanischen Regierung zur stolzen Hafenstadt bestimmte Villa de Crespon besteht heute nur aus einigen elenden Strohhütten, die zum Theil leer stehen. In einer derselben, nahe am Rande des Hafens, wo das Ufer als flache Sandabdachung von den Wellen bespült wird, schlug ich mein Quartier auf und

errichtete mein Observatorium. Mein Barometer war glücklich am Stillen Ocean angekommen, was bei der Zerbrechlichkeit des Instruments bisher nur wenigen Reisenden gelungen sein mag. Die Frage, ob es mir gelingen werde, ein Instrument, dem so viele Gefahren von seiten des Zufalls, wie von ungeschickter Hand drohen, auf einer Reise ganz unbeschädigt bis ans Meeresufer zu bringen, hatte mir viele Sorge gemacht, da das Resultat aller meiner Beobachtungen zum großen Theil dadurch bedingt wurde, den Barometerstand an der Oberfläche dieses Meeres genau zu constatiren. Ohne Zeit zu verlieren, da jede Minute einen Unfall bringen konnte, begann ich sofort die Ablesungen, und setzte dieselben während der ganzen Zeit meines Aufenthalts so regelmäßig halbstündlich fort, als dies möglich war, ohne alles übrige zu versäumen. Da bereits mehrfach in diesem Werke der Höhenmessungen mit dem Heberbarometer Erwähnung geschah, so halte ich es für nöthig, die Principien, auf welchen diese Messungen beruhen, näher zu besprechen; um jedoch demjenigen Theil meiner Leser, welchen diese wissenschaftliche Notiz nicht interessirt, das Ueberschlagen zu erleichtern, habe ich den Artikel im Anhang gegeben, auf dessen Note 2 ich deshalb verweise.

Die ganze Lage des Hafens und die Verhältnisse seiner nächsten Umgebung sind zur Gründung eines Handelsplatzes sehr günstig; nur müßte man, falls das Project von neuem aufgenommen würde, die Stadt auf den Höhen anlegen, wo eine regelmäßig von 9 bis 5 Uhr wehende Seebrise die Temperatur angenehm herabstimmt. Die Niederungen müßten zur Anlage von Magazinen, Waarenhäusern u. s. w. verwendet werden. Die weitere Umgegend eignet sich vorzüglich zu Baumwollpflanzungen.

Der Hafen ist nach Südosten geöffnet und so eingeschlossen, daß die in ihm ankernden Schiffe vollständig gesichert sind, und namentlich von den gefährlichen Nortes nichts zu befürchten haben. Mit Ausnahme des Nordweststrandes, auf dem der Anfang der Stadt erbaut war, fallen die Ufer des Hafens steil ins Wasser ab welches überall bis an die Felsen eine Tiefe von 13 Fuß behält. Die Einfahrt ist da, wo sie am schmalsten, über 100 Meter breit.

Der Grund besteht aus Sand und Perlenmuscheln, bei einer für die größten Schiffe genügenden Tiefe. Das Nähere zeigt der nebenstehend gegebene Plan, den ich mit möglichster Sorgfalt an Ort und Stelle aufgenommen habe.

Um 5 Uhr nachmittags ließ ich mich im Boot aus dem Hafen rudern, um den Buffadero zu sehen. Wir ruderten, nachdem wir den Hafen verlassen hatten, südlich der Küste entlang, welche hier von steil ins Meer abfallenden Felsen gebildet wird, an welchen sich die Wogen laut brausend brechen. Jenseit einer kleinen Bucht befinden wir uns im Angesicht eines weit ins Meer hinausragenden Felsengrats, welcher den sogenannten Buffadero in sich schließt. Längst hatten wir dessen Getöse vernommen, denn unter dem Winde wird dasselbe auf mehrere Meilen Entfernung gehört. Was der Buffadero aber eigentlich sei, das hatte ich aus all den wirren und sich theilweise widersprechenden Erzählungen der Leute noch nicht errathen können. Da schoß plötzlich mit donnerähnlichem Brausen eine mächtige Wassersäule aus dem Felsen, ungefähr 50 Fuß über dem Meeresspiegel, und erhob sich bis zu einer Höhe von über 100 Fuß in die Luft, erlag ihrer eigenen Schwere und löste sich in Milliarden schneeartiger Flocken auf, welche mit ihrem Sprühregen die Felsen übergossen, bis nach einigen Minuten ein neuer Strahl dem alten folgte. Geraume Zeit war ich sprachlos im Anschauen dieses wundervollen und unerwarteten Schauspiels versunken, bis meine Neugier so rege ward, daß ich es nicht länger verschieben konnte, nach Ursache und Wirkung zu forschen.

In gleichem Niveau mit dem Meere befindet sich in dem Felsen eine Höhle, in welche die Brandung gewaltig einschlägt und das Wasser aus der obern, 60 Fuß höher gelegenen Oeffnung mit Ungestüm hinaustreibt. Diese Bedingungen genügen jedoch für sich allein nicht, das prächtige Schauspiel des mächtigen, intermitirend aufschießenden, senkrechten Wasserstrahls zu bewirken. Wahrscheinlich befindet sich im Herzen des Gesteins und über jener ersten Höhle ein blasenförmiger Raum, der durch einen engen Kanal nach unten mit der Höhle in Verbindung steht, nach oben sich verengend, das Ausflußrohr der Fontaine bildet. Dadurch, daß das in diesen mitt=

lern Raum hinaufgetriebene Wasser zum Rückfluß längere Zeit gebraucht, als zwischen zwei aufeinanderfolgenden Brandungswellen liegt, wird die Luft in der untern Höhle durch das einströmende Meer zusammengepreßt, und schleudert, vermöge ihrer Elasticität, die auf ihr ruhende Wassermasse mit Gewalt in die Höhe.

Dieses Phänomen, welches als vortreffliche Landmarke für den Hafen dient, würde durch Errichtung eines nur unbedeutenden Lichts ebenfalls bei Nacht die gewünschten Dienste eines kostspieligen Leuchtthurms leisten. Die von mir an Ort und Stelle aufgenommene Ansicht des Schauspiels übergebe ich dem geneigten Leser auf nebenstehender Abbildung.

Auf dem Rückwege langten wir an mehrern Felseneilanden an, wo ich mich damit amusirte, das Spiel der Krabben zu beobachten. Man hält diese Thiere gewöhnlich für langsam und unbeholfen; allein sie sind im Gegentheil sehr behende und verrathen in ihren lebhaften Bewegungen weit mehr Intelligenz, als man ihnen zutrauen sollte. Mit großer Geschicklichkeit hüpften sie, beinahe wie Heuschrecken, von einem Stein zum andern, wobei sie zuweilen mit voller Sicherheit Sprünge von 1—2 Fuß machten. Dabei scheinen sie eine herannahende Gefahr von weitem zu erkennen; denn kaum zeigte ich mich an einer Felsenecke, so verkrochen und versteckten sie sich mit komischer Eile. Hielt ich mich verborgen, so kamen sie bald wieder zum Vorschein, um in der Sonne ihre Spiele fortzusetzen. Viele von ihnen, welche in ihrer Jugend leere Schneckenhäuser zur Wohnung bezogen hatten, waren in denselben herangewachsen, sodaß sie das Haus nicht mehr verlassen konnten und dasselbe jetzt mit herumtrugen, was ganz wunderlich aussieht.

Den ganzen Abend und die Nacht hindurch setzte ich die Barometerbeobachtungen fort, von Zeit zu Zeit meinen Schlaf unterbrechend, und begann am Morgen die Aufnahme des Hafens, die mich bis zum Mittag beschäftigte. Diese Tageszeit ist die günstigste zur Perlenfischerei, weil die senkrecht einfallenden Strahlen der Sonne eine hinreichend intensive Beleuchtung des Meeresgrundes bewirken.

Um diese gefährliche und interessante Arbeit in nächster Nähe



Der Bufadero.



mit anzusehen, fuhr ich in einem Boot in die Mitte des Hafens, wo bereits fünf bis sechs Barken lagen und die Taucher sich bereits in voller Thätigkeit befanden.

Alle neuere Erfindungen der Taucherkunst sind hier noch unbekannt. Der Taucher, mit einem Messer bewaffnet und ein Beutelnetz um seine Hüften gebunden, springt frei ins Wasser, dessen Grund er schwimmend erreicht, rafft hastig so viele Muscheln zusammen, als ihm die Zeit gestattet, und rudert wieder an die Oberfläche, wo er sein Boot ersteigt und sich seiner Beute entledigt, um nach kurzer Erholung eine neue Reise anzutreten. Gewöhnlich lassen die Fischer die Muscheln uneröffnet, bis sie durch die Abnahme des Tageslichts zum Aufgeben der Arbeit und zur Rückkehr ans Land veranlaßt werden. Da ich ihnen aber die Frucht ihrer heutigen Fischerei zum voraus abgekauft, hatten sie die bisher gefischten Muscheln gleich geöffnet, aber auch gefunden, daß ihnen das Glück nicht günstig gewesen war.

Das muntere Treiben der Leute hatte mein lebhaftes Interesse geweckt, und mich wandelte die Lust an, mehr aus Neugierde selbst einen Tauchversuch zu machen. Gesagt, gethan, und nach einigen Instructionen der Leute sprang ich in die Flut. Allein, alles sieht in der Regel leichter aus, als es in der That ist. Trotz aller Mühe, die ich mir gab, brachte ich es nicht dahin, den Grund zu erreichen. Nach mehrern vergeblichen Versuchen mußte ich zu einem andern Mittel schreiten. Um einen der stets in den Booten als Ballast befindlichen Steine wurde ein Strick gebunden; diesen erfaßte ich mit einer Hand und stürzte mich aufs neue ins Wasser. Diesmal erreichte ich den Boden, aber die Zeit der Niederfahrt kam mir erschrecklich lang vor, und ich hatte nicht übel Lust, meinen Stein die Reise allein machen zu lassen; damit stieß ich aber auch auf dem Grunde auf, warf einen raschen Blick umher, ergriff eine der Muscheln, die ich bei der hellen und freundlichen Erleuchtung der Tiefe recht gut erkennen konnte, und ruderte mit meiner Beute so rasch wie möglich nach oben, denn schon war ich dem Ersticken nahe. Als ich auf der Oberfläche erschien, waren auch ein halbes Dutzend Hände bereit, mich ins Boot zu heben, was um

so mehr noththat, als ich nahe daran war, die Besinnung zu verlieren. Kaum zu Athem gekommen, öffnete ich die heraufgeholte Muschel, und siehe da, das Glück hatte mich wunderbar begünstigt, denn sie barg eine, wenn auch nicht große, doch schöne und regelmäßige Perle, welche mir deshalb so große Freude bereitete, weil ich hoffte, sie meiner theuern Mutter mitbringen zu dürfen.

Mein Erfolg regte die Fischer zu neuen Anstrengungen an, und das Glück blieb uns auch ferner hold; denn als wir nach vierstündiger Arbeit dem Lande zusteuerten und dort die sämmtlichen Muscheln geöffnet wurden, bestand die Ausbeute, außer vielen kleinen, aus fünf größern Perlen.

Das Oeffnen der Muscheln geschieht wie bei den Austern, das Thier wird herausgestochen und dieses mit einer Hand durch die andere langsam durchpreßt, wobei die Perle, wenn es eine enthält, herausfällt. Bei weitem die größere Anzahl der Thiere enthalten nichts oder Perlen von der Größe eines Sandkorns. Perlen von der Größe einer Erbse sind ein hochgeschätzter Fang, größere aber verlieren häufig an Werth durch die Unregelmäßigkeit ihrer Bildung.

An manchen Stellen ist hier der Strand mit kleinen Schnecken bedeckt, welche zum Färben wie die Purpurschnecken benutzt werden. Mit diesen (Aplysia depilans) haben sie jedoch nichts gemein, sondern es ist eine echte Helix, von der Größe einer Haselnuß. Das Verfahren, welches die Indianer beim Färben anwenden, ist folgendes. Nachdem das zu färbende Garn in genügender Menge gesponnen, zieht die ganze Familie damit an den Strand des Meeres und bringt zur Zeit der Ebbe einen Haufen der Purpurschnecken, Caracol genannt, ans Land. Nun wird eins der Thiere nach dem andern mit zwei Fingern leicht gedrückt und gibt dadurch zwei bis drei Tropfen eines hellen, ungefärbten Saftes von sich, welchen man in einem Gefäß, am liebsten z. B. in einer Perlenmuschel, auffängt. Nachdem höchstens drei der Thiere auf diese Weise ihren Saft abgegeben haben, beginnt die Operation des Färbens. Ein Faden wird so durch die Flüssigkeit gezogen, daß er gut durchnäßt wird, und dann auf Rohrgittern in der Sonne ausgebreitet. Ist

der Saft zu Ende, so werden neue Thiere ausgepreßt, die alten aber immer wieder ins Meer zurückgeworfen, wo sie sich wieder erhohlen und nach einiger Zeit aufs neue gebraucht werden können. Die gefärbten Fäden zeigen zuerst gar keine Farbe, oder nur ein schwaches, kaum bemerkbares Hellblau; nach und nach aber werden sie unter dem Einfluß der Luft und des Sonnenlichts blau, dann violett, und zuletzt nehmen sie die unübertreffliche Purpurfarbe an, welche so dauerhaft ist, daß weder Regen noch Sonnenschein im Stande sind, sie zu bleichen.

Wie man sieht, ist das Verfahren ein einfaches, aber höchst langwieriges; daher kommt der hohe Preis der aus diesen Fäden gewonnenen Zeuge. Aber trotzdem, daß sie das Zehn- oder Zwölffache von den rothen Stoffen kosten, welche aus Europa eingeführt werden, kaufen die Indianer doch weit lieber die erstern.

Um 4 Uhr nachmittags brach ich von hier auf, um Tehuantepec, dem Meeresufer folgend, zu erreichen. Der ganze Weg bis an dieses Reiseziel bot einen neuen Charakter dar, blieb aber für Menschen und Thiere gleich ermüdend.

Der Weg führte zuerst durch einen Wald; nach einer halben Stunde ist der zum Meer vorspringende Bergrücken überschritten, und wir gelangen wieder zu einer Bucht des Meeres, an welcher hin wir durch den tiefen Sand ziehen. So wechselt beinahe stündlich ein hoher, felsiger, bis ins Meer vorspringender Bergkamm, der mit dickem, dornigem Gestrüpp und ineinandergeschlungenen Pflanzen überdeckt ist, mit den „Pleyas" genannten Buchten, welche mit tiefem Flugsand erfüllt sind.

Der Weg über die Bergkämme scheint nicht für Saumthiere, sondern blos für Fußgänger, oder besser Kletterer, passirbar; unaufhörlich muß man sich im Sattel bald zur Rechten, bald zur Linken werfen, bald platt aufs Pferd niederlegen, um durchzukommen, und verwickeln sich die Füße in dem Gestrüpp, so ist man genöthigt, mit dem Säbel sich durchzuhauen. Diese Schwierigkeiten wachsen natürlich bei Nacht, und da der Mond erst drei Tage alt war und nur spärliches Licht spendete, so fehlte es nicht, daß Zweige und Dornen uns weidlich das Gesicht zerkratzten, wenn auch meine

ganz aus Leder bestehende Kleidung den übrigen Körper schützte. Die unangenehmste Pflanze auf solchem Wege ist die berühmte Sassaparille; denn kaum berührt man sie, so sitzt man, von ihren Widerhaken gehalten, fest. Sie ist hier überall sehr häufig und von den Indianern als Heilmittel gut gekannt; ihr Glaube an dieselbe geht sogar so weit, daß sie das Wasser des bei Tehuantepec mündenden Flusses blos deshalb für äußerst heilsam zum Trinken und Baden halten, weil der Fluß in seinem obern und mittlern Laufe über viele Sassaparillestauden fließe. Die Pflanze gleicht in ihrem Auftreten unsern Brombeerstauden, hat oval-lanzettförmige Blätter, die, auf der untern Seite stachellos, fünf Rippen haben; die Stengel sind viereckig, mit abscheulichen, Widerhaken bildenden Dornen besetzt; die Blüten gelblichweiß, die Beeren schwarz mit bläulichem Duft, wie unsere Schlehen. Der Samen ist roth, die Wurzel knotig, mit langen, posenartigen Fasern. Sie kommt in centnerschweren Päcken unter dem Namen Sassaparille von Vera-Cruz oder Tampico in den Handel.

Wo sich eine Bai ins Land erstreckt, sind hinter dem Strande regelmäßig Lagunen, die oft von Vögeln wimmeln, von denen mir manchmal viele zur Beute wurden.

Nach vier Stunden kam ich in der Dunkelheit bei einem Copalita genannten Orte an, bei welchem sich der Fluß gleiches Namens, an dessen Ufer ich die Nacht vom 25. bis 26. Februar zugebracht hatte, ins Meer ergießt. Eine kleine Familie, aus drei Personen bestehend, hielt sich an diesem Orte ohne Haus, ohne Hütte auf, und bepflanzte ein kleines Feld mit Mais. Weniger Bedürfnisse, als diese Leute haben, fand ich selbst bei den auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehenden Negern Afrikas nicht.

Der Mann sagte mir, daß ein Löwe (Puma) in der Nähe sei, und erbot sich, mich auf dessen Fährte zu bringen. Ich nahm dieses Anerbieten gern an, und wir gingen, von zwei Hunden begleitet, ins Gebüsch. Nach kaum einer Viertelstunde hatten die Hunde das Thier aufgespürt und setzten ihm nach. Der Puma lief eine kurze Strecke; als aber die Hunde ihm zu nahe kamen, sprang er auf einen Felsen, klemmte sich in eine Spalte und vertheidigte

sich gegen die Angreifer. Ich stieg rasch den Felsen hinan, stand dem Puma auf fünf bis sechs Schritte gegenüber, und schoß ihn, ohne zu zielen, mit zwei Schüssen todt. Gestehen muß ich, daß ich mich innerlich dieser Löwenjagd, zu der weder Muth noch Geschicklichkeit nöthig war, schämte. Bei dem Lichte eines Ocote, wie man die harzigen Späne nennt, die hier allgemein die Stelle der Kerzen vertreten, wurde der schöne Puma noch am Abend gestreift, worauf wir die Nacht mit den übrigen Bewohnern des Orts unter dem großen Baume ihres Gebiets zubrachten, vorauswissend, daß die zum Schlafe vergönnte Rast nur sehr spärlich zugemessen war, da wir am folgenden Tage sehr früh aufbrechen mußten, um spät abends nur noch einen von Menschen bewohnten Punkt erreichen zu können.

Um 4 Uhr war bereits alles zur Abreise fertig. Mit Fackeln von Ocote versehen, und von dem Bewohner des Orts geleitet, durchritten wir den Rio Copalita, der hier vor seiner Mündung sehr breit, aber durchschnittlich nur 2 Fuß tief ist. Viele Alligatoren bewohnen ihn, vor welchen die Leute große Furcht äußerten.

Am andern Ufer war das Gestrüpp so undurchdringlich, daß es ohne Fackeln unmöglich gewesen wäre, durchzukommen. Gegen 6 Uhr kamen wir, kurz vor Sonnenaufgang, aufs neue an den Strand, und ich benutzte den schönen Morgen und die einladende Gelegenheit, ein erfrischendes Seebad zu nehmen, wobei mir ein kleines Abenteuer zustieß. Die Bai war voll Delphine, welche beim Baden um mich herum spielten, ohne die geringste Furcht vor mir zu zeigen. Im tiefern Wasser kam sogar einer an mich heran, und mich wahrscheinlich für einen Baumstamm haltend, glitt er, um sich zu reiben, meinem Leibe entlang. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß diese Berührung des großen Thieres an meinen nackten Körper ein so unheimliches Gefühl in mir erweckte, daß ich im ersten Schrecken eiligst ans Land flüchtete.

Wie Tags zuvor, führte der Weg auch heute bald über Berge, welche bis ins Meer vorspringen, bald über den Strand, wo das Meer eine Bucht bildet. Um 9 Uhr kamen wir zum Rio Limaton, der fast trocken war. In seinem Bette zogen wir eine Zeit lang

aufwärts, um den Flugsand des Strandes gegen festern Boden zu vertauschen. Dennoch versanken in der Nähe eines Rancho Pferde und Maulthiere plötzlich so vollständig in dem tiefen Sande, daß es uns nur mit Mühe gelang, sie auszugraben. Der erwähnte Rancho bestand eigentlich nur in einer Maispflanzung. Ein Haus oder eine Hütte gab es nicht, und die Eigenthümer des Feldes, welche sonst unter den Bäumen wohnten, waren zum Fest von Santiago Estata gezogen. Ihre wenigen Habseligkeiten bestanden aus den im Freien aufgeschlagenen Rohrbetten, einigen Steinen, welche den Heerd bildeten, nebst den andern, die zum Zerreiben des Maises und zum Backen der Tortillas dienten, und endlich einigen Kürbisschalen zum Wasserschöpfen.

Nach kurzer Rast unter den Bäumen, welche, wie gesagt, das einzige Dach der abwesenden Familie bildeten, brach ich um Mittag auf, weil uns ein längeres Verweilen nicht gestattet war. Die Sonne, die ihre glühenden Strahlen senkrecht niederschoß, der Sand der Dünen (Playas), in denen der Fuß bei jedem Tritte tief einsank, wetteiferten, unsern Weg so beschwerlich als möglich zu machen.

Man stellt sich in Europa im allgemeinen unter Reisen eine lange Reihe von Vergnügen vor, welche, wenn auch manchmal durch Ungemächlichkeiten unterbrochen, doch niemand zu den „harten Arbeiten“ zu zählen pflegt; allein dies gehört zu den großen Irrthümern, wenigstens in Bezug auf die Reisen des Naturforschers, welche meist als wirklich „harte Arbeit“ gelten können. Ohne an große, außergewöhnliche Gefahren zu erinnern, oder an besonderes Misgeschick, wie es manchmal unverschuldet eintritt, nehmen wir blos einen ganz gewöhnlichen Reisetag wie den heutigen. Vor Tagesanbruch im Sattel, und mit leerem Magen einige Stunden mit den Hindernissen des Weges gekämpft; während einer kurzen Rast eine Tasse Kaffee ohne Zucker und Milch zum Frühstück, die aber zugleich als Mittagessen aushalten muß; denn vor der längst hereingebrochenen Nacht ist kein bewohnter Platz zu finden. Todmüde nach einem Ritt von funfzehn oder mehr Stunden, erreicht man den Ort fürs Nachtquartier, wo aber wieder nichts

Eßbares zu finden ist, und der hungerige Magen muß sich noch-mals mit einer Tasse Thee und vielleicht einem Schluck Rum aus der Feldflasche beschwichtigen lassen. Für die Diener ist der lange Tag zu Ende; der Herr aber muß noch lange den Schlaf von den bleiernen Augenlidern scheuchen. Beim Schein des Feuers hat er noch spät in die Nacht hinein zu thun, die gesammelten Pflanzen, die erbeuteten Thiere zu trocknen und zu präpariren; die gemachten Beobachtungen müssen eingetragen, das Tagebuch nachgeschrieben werden, und wenn er nicht vorher der allgewaltigen Macht des Schlafs erlag, findet ihn manchmal das Grauen des Tags noch an der Arbeit, und die Zeit ist da, die Schläfer zur neuen Tage-reise zu wecken. Alles das sind tagtägliche Vorkommnisse im Leben des reisenden Naturforschers, der aber trotzdem ebenso wenig mit dem Reisenden im civilisirten Europa tauscht, als der wandernde Zigeuner das Königsschloß gegen seinen freien Himmel ein-tauschen mag.

Um 6 Uhr kam ich, nach Einbruch der Nacht, nach einem Jutla genannten Platze. Auch dieser Ort wird von Familien bewohnt, die ein Leben ohne anderes Obdach als das eines grünen Baumes führen, und ihren Unterhalt vom Ertrag ihres Maisfeldes bestreiten. Pferde und Leute waren gleich sehr erschöpft, und Mais und Tor-tillas, die wir beide hier fanden, machten uns eine Freude, wie Kindern der Weihnachtsbaum. So genügsam kann der Mensch werden, daß ihm einige Maiskuchen nebst einer Tasse Thee ohne alle Beigabe ein trefflich mundendes Nachtessen sind.

Da wir hofften, in einigen Stunden die Hacienda del Rosario zu erreichen, wo wir Dach und Fach antreffen würden, nebst eini-gen Bequemlichkeiten, welche als Blüten einer solchen Höhe der Civilisation eigenthümlich sind, so brachen wir auf, sobald der Hunger gestillt und die erschöpfte Kraft nothdürftige Erholung ge-funden hatte. Es wurde 9 Uhr, bis wir das Ziel unserer Tage-reise erreichten. Ein kleines Haus und ein Schuppen lag vor uns; das erstere fest verschlossen und von den Bewohnern, die zum Fest nach Santiago gegangen sein mochten, scheinbar verlassen. Nach längerm Pochen an der ungastlichen Thüre blieb uns nichts übrig,

als in dem offenen Schuppen uns einzurichten. Holz, um ein Feuer während der Nacht zu unterhalten, fanden wir genug, aber weder Wasser noch irgendeine andere Wohlthat fortgeschrittener Civilisation.

Freitag, den 6. März. Mit Tagesanbruch trat eine alte Frau aus dem Hause, die auf unser Pochen am vorigen Abende aus Furcht vor Räubern nicht gewagt hatte, dasselbe zu öffnen. Ich erhielt von ihr Mais für die Pferde, Wasser und Tortillas, und brach um 7 Uhr von dort auf. Um 10 Uhr erreichten wir Santiago Estata, das Dorf, in welchem das schon berührte Fest des Heiligen aus weiter Ferne die Bewohner der Umgegend zusammengeführt hatte.

An der Spitze meiner Karavane fiel ich wie eine Bombe mitten in das Fest hinein, wo ich ein ebenso großer Gegenstand der Bewunderung und des Staunens war, als das Treiben des Markts und die sonderbaren Trachten der Indianer für mich überraschend und vollkommen neu waren. Mit Mühe mußten wir uns durch das Volksgetümmel nach dem Hause durchwinden, welches man mir als die Wohnung meines dortigen Gastfreundes bezeichnete. Hier fand ich außer dem gesuchten noch einen neuen Bekannten, Hrn. Urquiti, einen Spanier, der in Frankreich erzogen und von Tehuantepec mit seiner Frau hierhergekommen war, das Schauspiel des Festes zu genießen. Immer war es mir eine Erholung, mit Leuten zusammenzutreffen, welche Europa kannten, da sie weit besser als die Eingeborenen im Stande sind, Auskünfte über das Land zu geben. So verdankte ich auch Hrn. Urquiti manche interessante Notiz. Wir hatten uns unter dem vorspringenden, verandaähnlichen Dache des Hauses niedergelassen, und sahen mit Vergnügen die bunten Wogen der Menschenmasse an uns vorüberrollen, welche bei der äußerst spärlichen Bevölkerung des Landes nur durch das Zusammenströmen aus weiten Entfernungen zu einer Anzahl hatte anwachsen können, die sich nach unsern Schätzungen auf mindestens 12—15000 Köpfen belief. Die verschiedensten Indianerstämme waren unter ihnen vertreten: Mijes, Chichimeken, Otomiten, Tolteken, hauptsächlich aber Zapoteken, zu welch letztern die Tehuantepecaner gehören. Die

Zapoteken im allgemeinen sind lebhaft von Charakter und als die geschicktesten Handwerker dieses Theiles des Landes bekannt. Die Tehuantepecanerinnen gelten mit Recht für die schönsten, aber auch sinnlichsten und leichtsinnigsten Frauen des Landes. Ihre Tracht ist originell, weshalb ich ihrer mit einigen Worten Erwähnung thun will. Statt des Rockes tragen sie ein enganliegendes, um die Hüften gewundenes Tuch von 6 Ellen Weite, welches die Formen deutlich erkennen läßt. An gewöhnlichen Wochentagen ist dieses Kleidungsstück blau und heißt dann Enajua Chiapaneco, weil es von Chiappas eingeführt wird. An kleinen Festtagen ist der Enajua roth und besteht aus einem ordinären Baumwollstoff, der in Deutschland fabricirt wird. An großen Festtagen wird ein violetter Enajua getragen, der den Namen Enajua de Caracol führt, weil er mit dem Saft der Purpurschnecke gefärbt ist. Ein solcher Enajua ist theuer und kostet mindestens 15—20 Pesos (36—50 Fl.). Der in angegebener Weise angelegte Enajua wird durch einen Gürtel (Faja) festgehalten, der bei Reichen aus Seide, bei Aermern aus Pitafäden, mit Baumwolle übersponnen, besteht. Den Oberleib bedeckt ein Kleidungsstück, Guipillito genannt; es wird aus Kattun oder Musselin verfertigt und gleicht einem Frauenhemde, reicht aber nur bis zur Herzgrube, sodaß ein Theil des Leibes zwischen dieser und der Faja bloß bleibt. Das merkwürdigste Kleidungsstück ist aber unstreitig der Kopfputz. Er heißt Guipil und ist eine Wiederholung des obenbeschriebenen Guipillito, nur mit dem Unterschied, daß er auf höchst sonderbare Weise als Kopfbedeckung dient und so angelegt wird, daß das Gesicht durch die für den Kopf bestimmte Oeffnung der kleinen Jacke hervorsieht, der Hinterkopf in einem der Aermel steckt, während der andere Aermel unter dem Kinn herabhängt. Auf dieses Kleidungsstück, welches häufig an den Rändern mit Krausen garnirt ist, wird stets die größte Sorgfalt verwendet.

Nächst der Procession, welche erst am Abend stattfinden sollte, bietet der Markt den Hauptanziehungspunkt für die zahlreiche indianische Bevölkerung, welche durch die vielen zur Schau gestellten Schätze in höchstes Entzücken versetzt war. Der Indianer hat

wenig Bedürfnisse; Luxus kennt er beinahe gar nicht; so ist selbstverständlich, daß ein solcher Markt nicht mit einem europäischen zu vergleichen ist. Dennoch waren der Marktstände sehr viele, und die Verkäufer müssen immerhin gute Geschäfte machen, weil sie trotz der wenigen Artikel, nach welchen Nachfrage geschieht, in so großer Anzahl erscheinen. In den vornehmsten Buden boten Spanier, Mestizen oder Mulatten bunte Baumwollzeuge für die Frauen, weiße für die Männer, sowie kleine Stroh- und Filzhüte feil; ebenso wurden von ihnen die Buden mit Tableteriewaaren gehalten, und unter diesen schien die meiste Nachfrage zu geschehen nach kleinen Blechspiegeln und solchen mit Goldpapierrahmen, kleinen Porzellantassen zu Chocolade, Crucifixen von Holz oder Zinn, colorirten Bilderbogen, die vornehmsten Heiligen vorstellend, seidenen Lappen und Bändern sowie unechten Gold- und Silberborten zum Schmuck der Kirchen und Altäre; endlich nach Rosenkränzen sowie verschiedenen auf den Gottesdienst bezüglichen Gegenständen u. s. w., sämmtlich Artikel, welche aus deutschen Fabriken stammen. Besuchte Buden waren hauptsächlich diejenigen, welche Wachskerzen für die Kirchen und Processionen feilboten. Die Indianer verkauften Sattel- und Riemenzeug für Pferde und Mulas, aus Leder gedrehte Lassos u. dgl. m.; sodann Seife und Feuerwerk. Einen Hauptartikel bildet aber stets der rothe Pfeffer (Chile), der in großen Haufen auf Matten aufgeschichtet ist. Perlen werden von den Perlfischern herumgetragen und den europäisch aussehenden Besuchern des Markts angeboten. Endlich bilden noch die Verkäufer von Aguardiente, Chingueritto, Taback und Papier zu den Cigarittos, sowie die Weiber mit warmen Speisen der abstoßendsten Art einen Hauptbestandtheil des Markts.

Am späten Nachmittag ging die Procession aus, die uns ein merkwürdiges Schauspiel gewährte.

Wie der Katholicismus aus dem Cultus aller der Völker, an die er herantrat, bestehende Formen nicht ausstieß, sondern sich damit begnügte, ihnen neue Bedeutung unterzulegen, so blicken auch hier in der Art des öffentlichen Gottesdienstes die Charaktere des alten indianischen Cultus noch heute durch, und manches berührt

den Fremden so überraschend, daß er versucht ist, zu glauben, einem noch heidnischen Gottesdienst beizuwohnen.

Voraus trug ein Indianer ein großes Kreuz, woran ein schwarzer Christus in halber Lebensgröße geheftet war. Darauf folgte eine Schar Musikanten mit allen möglichen Blasinstrumenten, wie Trompeten, Posaunen, Klapphörnern, Oboen, Clarinetten und Pfeifen aller Art sowie einer großen Trommel, Becken, Schellen und Triangel, womit sie einen solchen Heidenlärm verführten, daß einem Hören und Sehen verging. Da den Indianern im allgemeinen der Sinn für Harmonie nicht abzusprechen ist, wie ich mich nicht selten durch gute, von ihnen ausgeführte Musik überzeugt habe, so muß es wol in ihrer Intention gelegen haben, bei dieser Gelegenheit zur Vermehrung der Feierlichkeit ein so ohrzerreißendes Getöse zu veranstalten. Auf dieses Musikchor, das der Hölle entstiegen schien, folgte eine Art Thronhimmel, unter welchem ein brauner, halbnackter Indianer unter der Last einer aus Holz roh geschnitzten, mit bunten Flittern herausgeputzten, indianischen Madonna von Lebensgröße einherkeuchte. Hinter diesem Himmel folgten regellose Haufen heulender, schreiender, singender, quiekender Indianer, Männer, Weiber, Buben, Mädchen und Kinder jedes Alters, vermischt mit einzelnen, welche ähnliche Holzstatuen von Heiligen in Bischofsmützen, mit Kronen und Heiligenscheinen und über die Schulter geworfenen Kutten, einherschleppten. Hier und da zischten Schwärmer und Raketen unter den Füßen der Waller, Pistolenschüsse erknallten in der Luft, aber verhallten, kaum gehört, in dem unbeschreiblichen Lärm, welchen die Betenden verursachten. Nachdem dieser wilde Aufzug den Berg bis zur Kirche heraufgekommen war, drängten sich alle im Wettlauf durch deren Thüre. Ich wagte es nicht, ihnen zu folgen, und wahrscheinlich, wenn auch nicht zum Heil meiner Seele, doch zum Heil meines Rückens; denn nach wenigen Augenblicken lautloser Stille erhob sich im Innern der Kirche aufs neue ein Höllenlärm, der aber diesmal genügende Ursachen hatte; denn jetzt erst erhielt die heilige Handlung ihre vollständige Entwickelung, bei der mir die Haare vor Staunen zu Berge standen. Der Gebrauch will nämlich, daß

jetzt jeder die tiefe Zerknirschung seiner Seele dadurch kundgibt, daß er seinen Nächsten zur Buße für begangene Sünden aus Leibeskräften abprügelt. Bald war die Kirche zu enge, und die Heulenden und Fliehenden, Prügelnden und Verfolgenden erfüllten den Platz vor derselben und verwandelten ihn in ein wahres Schlachtfeld. So lange dauerte das Spectakel, bis viele aus tiefen Wunden bluteten und alle vor Erschöpfung nicht weiter prügeln konnten; damit mußten denn doch wol die Sünden abgebüßt sein.

Mittlerweile war es Nacht geworden, und Hr. Urquiti und ich gingen zum Cura, um ihm seinen Besuch vom Morgen zu erwidern. Das Haus, welches derselbe bewohnte, war bei weitem das ansehnlichste im Orte, allein, wie alle übrigen, nur aus Lehm gebaut und mit einem Satteldach aus Maisstroh gedeckt. Den Eingang bildete eine Veranda, von der aus eine Thür in ein geräumiges Vorhaus führte, in welchem sich der Kochherd und der mit einem Marienbilde, Schildereien und Leuchtern geschmückte Hausaltar befand. Der Cura war ein wohlgenährter, fetter Mann mit gravitätischem Anstand und süßlichem Lächeln. Er empfing uns an der Thür und geleitete uns durch das Vorhaus in die sogenannte Sala, den Empfangsalon. Die hier herrschende Einfachheit, die in ihrer natürlichen Lebensfarbe prangenden, nur von einigen buntgemalten Bildern von Heiligen geschmückten Wände und das aus einem rohen Tisch und ein paar Bänken bestehende Ameublement machte seiner Anspruchslosigkeit, falls diese daran schuld war, alle Ehre. Zwei Oeffnungen in der Wand führten in kleine Zimmer, welche als Schlafcabinete benutzt wurden. Mehrere sorgfältig geputzte, recht ansehnliche zapotekische Mädchen besorgten den Hausstand. Nachdem wir auf die Einladung des geistlichen Herrn an dem langen Tische Platz genommen hatten, brachte ein munterer Knabe von 14—15 Jahren eine Flasche spanischen Branntwein, Catalan genannt, und die nie fehlenden Puros wurden herumgereicht. Der Wirth that sein Möglichstes, eine Unterhaltung in Gang zu bringen; als er sah, daß meine Blicke die Züge des jungen Halbblutindianers studirten, der uns bediente, äußerte er, sichtlich geschmeichelt: „Dies ist mein Aeltester, Caballero,

und wird hoffentlich mein Nachfolger werden.“ Diese naive Bemerkung konnte uns in dem Munde eines mexicanischen Geistlichen durchaus nicht überraschen, da sie gewöhnt sind, die Art, wie sie ihre priesterlichen Gelübde verstehen, offen zur Schau zu tragen. Im Laufe der Unterhaltung fragte ich, warum weder er noch ein anderer Geistlicher die heutige Procession begleitet habe.

„Vor drei Jahren“, erwiderte er, „ging ich zum letzten mal mit; aber es ist zu ermüdend, inmitten des dummen Indianervolks herumzuziehen und in dem Staub zu ersticken. Zudem hat mich die Erfahrung belehrt, daß ich an diesem Tage doch dieselbe Summe für Messen und Absolution einnehme, als wenn ich persönlich mitliefe; warum soll ich mich da unnöthig plagen!“

Um die lange Zeit zu vertreiben, bat der geistliche Herr, wir sollten bei ihm bleiben und den Abend über ein Kartenspiel mit ihm machen; da ich jedoch zu Hause etwas Besseres zu thun wußte, entschuldigte ich mich mit meiner Unkenntniß des Spiels und ergriff die erste Gelegenheit, mich zurückzuziehen.

Sonnabend, den 7. März. Am Morgen des folgenden Tags bot das Dorf ein vollständig verändertes Aussehen. Der Markt war zu Ende, die Buden abgebrochen, Käufer und Verkäufer verschwunden, und die Straßen leer und verlassen.

Hr. Urquiti und seine Frau hatten ihre Abreise auf den Nachmittag festgesetzt, und da ich mir für einen großen Theil des Wegs eine angenehme Gesellschaft versprach, auch das Reisen in Begleitung einer Dame etwas Neues war, verschob auch ich meine Abreise, und benutzte den Vormittag zu meiner Erholung, die außerdem Bedürfniß geworden war.

Gegen 4 Uhr war wieder alles auf dem gewohnten Campagnefuß, und von meinen neuen Reisegefährten angeführt, zogen wir in südlicher Richtung weiter, wo der Weg durch die frohe Laune und die muntern Erzählungen gekürzt wurde. Bald nahm uns ein großer Wald hoher und stolzer Palmen auf, der erste dieser Art, den ich in der Republik traf. Nach einer halben Stunde öffneten sich die Palmen, und vor uns lag die Spiegelfläche eines weiten Landsees ausgebreitet. Die kahlen Ufer desselben drücken

der Landschaft den Stempel der Oede, des Todes auf, erklären sich aber dadurch, daß dieser Binnensee, Laguna colorada genannt, zur Zeit der Flut vom Meere gefüllt wird, das stets frisch zugeführte Seewasser aber keine Vegetation aufkommen läßt. Die nächste Umgebung der Lagune ist durch Indianer bevölkert, welche im Dienste der Regierung aus dem Seewasser Salz gewinnen, und zwar in so großen Quantitäten, daß es für einen großen Theil der Republik hinreicht.

Der Wald lag hinter uns; wir folgten eine Zeit lang dem nackten Saume des Sees, dessen Ufer mit einer dünnen Kruste überzogen erschienen, als ob der Boden glasirt wäre.

Nach einer halben Stunde hatten wir auch den See verlassen, und die Vegetation wurde wieder mehr und mehr Herr des Gebiets. Zur Rechten zeigte sich eine Umzäunung, welche die Nähe menschlicher Wohnungen anzudeuten schien. Innerhalb des eingezäunten Platzes weidete eine Viehheerde, und unter den Kühen und Rindern bemerkte ich vier stattliche Moschusenten (Anas moschata). Vorsichtig schlich ich mich an, und erlegte ein schönes Männchen derselben. Meine Leser kennen wol alle diesen längst bei uns unter dem Namen „türkische Ente" eingebürgerten Vogel. Er fehlt beinahe auf keinem Teiche eines Parks, dem er mit Schwänen und andern Wasservögeln zur Zierde gegeben wird. Die Anas moschata vermehrt sich leicht und so zahlreich, daß man ihrer recht bald überdrüßig wird; denn ihr Fleisch ist kaum genießbar, da es einen so penetranten Moschusgeschmack hat, daß es den meisten widersteht.

Dieser Vogel verdient sehr wenig die ihm zutheil gewordene Ehre. Er gehört nämlich unter diejenigen einzigen drei Thierspecies, durch welche der große amerikanische Continent seit seiner Entdeckung unsere Hausthiere vermehrt hat. Nur eine dieser drei Species, nämlich der sogenannte welsche oder kalkutsche Hahn, auch Puter genannt (Meleagris gallopavo L.), ist uns von Nutzen, und dient als Vermehrung unsers Hausgeflügels. Die beiden andern Thierarten sind die genannte Moschus- oder Bisamente und das Meerschweinchen!

Nachdem längst erkannt ist, daß der solideste Theil des Nationalreichthums in den Hausthieren besteht, liegt die Aufforderung an den Menschen so nahe, diesen Theil des nationalen Besitzes so viel als nur möglich zu vergrößern. Wenn wir nun sehen, daß das große und weite Amerika uns bisher nur eine nützliche Species zur Domestikation geliefert hat, während es sowol unter seinen Säugethieren als Vögeln die größten Schätze für uns besitzt, so muß es jedem, der hierzu Gelegenheit und Mittel hat, ans Herz gelegt werden, das Seinige dazu beizutragen, in dieser Richtung unsere zoologischen Eroberungen auszudehnen.

Der Rancho, zu welchem die Viehheerde gehörte, lag in einem Gehölz versteckt, zu dem wir in einer Viertelstunde gelangten. Wir ließen uns einen Augenblick nieder, um eine Tasse Chocolade zu bereiten. Die Hütte, die Palmen, das Lagerfeuer, die grasenden Pferde, die Gestalten der Indianer: das alles war eine hübsche Staffage für das Bild, dessen Mittelpunkt wir selbst bildeten.

Die Nacht brach herein und erinnerte, daß wir bis zum nächsten Rancho, der als Nachtquartier dienen sollte, noch 6—8 Leguas zurückzulegen hatten. Nach einer halben Stunde hatte bereits die Nacht Wald und Flur in Dunkel gehüllt, sodaß von der Gegend nur so viel zu sehen war, als das trügerische Licht des Mondes erkennen ließ.

Es wurde Mitternacht ehe wir den Rancho Bamba erreichten, wo gegen alle Erwartung die Leute noch wach waren und, theilweise in Gruppen um ihre Feuer gelagert, lachten und plauderten. Es waren die vom Feste zu San-Juan heimkehrenden Käufer und Verkäufer, die San-Juan am Morgen verlassen und hier von uns eingeholt wurden. Da wir mit dem frühesten Morgen aufbrechen wollten, suchten wir schnell in unserm Reisegepäck die mitgeführten Vorräthe zusammen und bereiteten unser Souper, welches durch einen Topf Milch, den wir einhandelten, einen lange entbehrten, erfreulichen Zuwachs erhielt. Hatte ich doch selbst in Pochutla vergebens einen Thaler für ein Glas Milch geboten. Nicht so gut wie uns erging es unsern armen Pferden und Maulthieren, für die sich weder Mais noch Stroh vorfand, sodaß sie die Mozos

hinausführen mußten, das magere und noch dazu seltene Gras abzuweiden. Im Freien oder unter dem Dach der offenen Schuppen war es der dichten Schwärme der Mosquitos wegen nicht auszuhalten, und wie auf meinen Reisen am Nil die ewigen Klagen „Dubahn" lauteten, so lamentirte es hier allerorten „Henxen". Als wir daher nach dem Nachtessen uns nach dem besten Platze zum Schlafen umsahen, fanden wir ein Zimmer, welches aber bereits mit Indianern, und zwar nicht etwa wenigen Individuen, nicht einer Familie, sondern wol einer ganzen Gemeinde von Männern, Weibern und Kindern, angefüllt war, welche in so sonderbaren Stellungen schliefen, wie solche blos Indianer oder Neger annehmen können.

Da Señora Urquiti kein Bett bei sich hatte, stellte ich ihr das meinige zur freien Verfügung, was auch nach vielen Weigerungen angenommen wurde. Der schwierige Act des Zubettegehens ging von seiten der Dame so natürlich und ohne alle Ziererei vor, daß ich mich darüber freute. Nach wenigen Minuten lag die Dame glücklich in ihrem Bette, der Ehemann in einer Hängematte und ich, in meinen Mantel gewickelt, am Boden. Die Mosquitos der Außenseite waren hier so reichlich durch Flöhe ersetzt, daß ich nicht weiß, welcher von beiden Thierarten die Palme für Peinigung des Menschen zuzuerkennen wäre.

Sonntag, den 8. März. Der frühe Aufbruch war vereitelt worden, da wir erst gegen Morgen einen kurzen Schlummer gefunden hatten, zu welchem uns bis dahin Indianer und Flöhe nicht hatten kommen lassen.

Meine Freunde trennten sich hier von mir, um den Weg nach ihrer Hacienda einzuschlagen. Ihre dringende Einladung, ihnen dahin zu folgen, mußte ich ablehnen, da es mich nach Tehuantepec zog, wo ich Nachrichten aus Europa zu finden erwartete.

Um 7 Uhr verließ ich mit meinen Leuten den Rancho. Schon nach einer Stunde erreichten wir den Strand des Meeres, und mußten unter der brennenden Sonne lange in dem Sande waten, in welchen unsere Thiere Schritt für Schritt fußtief einsanken. Kaum war diese erste Mühseligkeit überstanden, so erhob sich vor

uns steil ein senkrecht ins Meer abfallender Gebirgszug, den wir übersteigen mußten. Die Maulthiere mit ihrer Last waren unfähig, die nackten und zerrissenen Felsen zu erklimmen. Nach vielen vergeblichen Versuchen mußten wir uns dazu entschließen, die Thiere abzupacken, und während der furchtbarsten Sonnenhitze die verschiedenen Colli, als Koffer und Kisten, selbst hinaufzuschleppen; dann wurden die Thiere beinahe mit ebenso viel Mühe hinaufgeschafft. Ein trostloser Anblick erwartete uns auf der Spitze des Berges; denn dieser fiel auf der andern Seite ebenso steil wieder ab, und in der Ebene war, soweit das Auge reichte, keine menschliche Wohnung zu entdecken. Es war dies hauptsächlich der Thiere halber eine fatale Sache, da dieselben, durch den Mangel an Nahrung geschwächt, kaum mehr weiter zu bringen waren. Pferde und Mulas, welche sonst wie Ziegen kletterten, mußten wir heute mühsam am Lasso nachziehen.

Als wir den Berg auf halbe Höhe hinabgeklettert waren, kam uns ein Trupp blondhaariger, blauäugiger, recht zerlumpter und abgerissener Männer entgegen. Ich mußte sie für Nordamerikaner halten, redete sie aber zuerst in der Landessprache an. Keiner schien ein Wort zu verstehen. Da fragte ich sie englisch, woher sie kämen und wohin sie wollten, worauf sie mir erwiderten, sie kämen von Tehuantepec und wollten nach Acapulco. Das war für Leute ohne alle Ressourcen eine ungeheuere Reise, und ich hätte sie gern weiter ausgefragt; allein sie schienen sich entweder vor mir zu fürchten oder so große Eile zu haben, als ob sie den Abend noch nach Acapulco kommen müßten. Erst mehrere Tage später erfuhr ich, daß es Deutsche gewesen, welche mit vielen andern ihrer Landsleute von einer amerikanischen Compagnie unter den betrügerischsten Versprechungen in den Vereinigten Staaten geworben worden waren, um an der anzulegenden Verbindungsstraße der beiden Meere zu arbeiten. Diejenigen, welche ich gesehen, hatten den Muth gehabt, sich ihrer entsetzlichen Lage durch die Flucht zu entziehen, um eine Reise von mehrern hundert Stunden die Seeküste entlang, durch ein wüstes Land, ohne Kenntniß der Sprache, ohne Geld, ohne alle Hülfsmittel oder Empfehlungen zu unternehmen.

Die Eile und die Scheu vor mir erklärte sich nun auch daraus, daß die Leute wahrscheinlich gefürchtet hatten, von mir angehalten und arretirt zu werden. Ohne diese Furcht wäre es mir wahrscheinlich möglich gewesen, einen oder zwei von ihnen aus der schrecklichen Lage zu befreien, da ich zu meinen indianischen Dienern gern ein paar deutsche engagirt hätte. Gott weiß, ob einer von ihnen das Ziel seiner Reise erreicht hat!

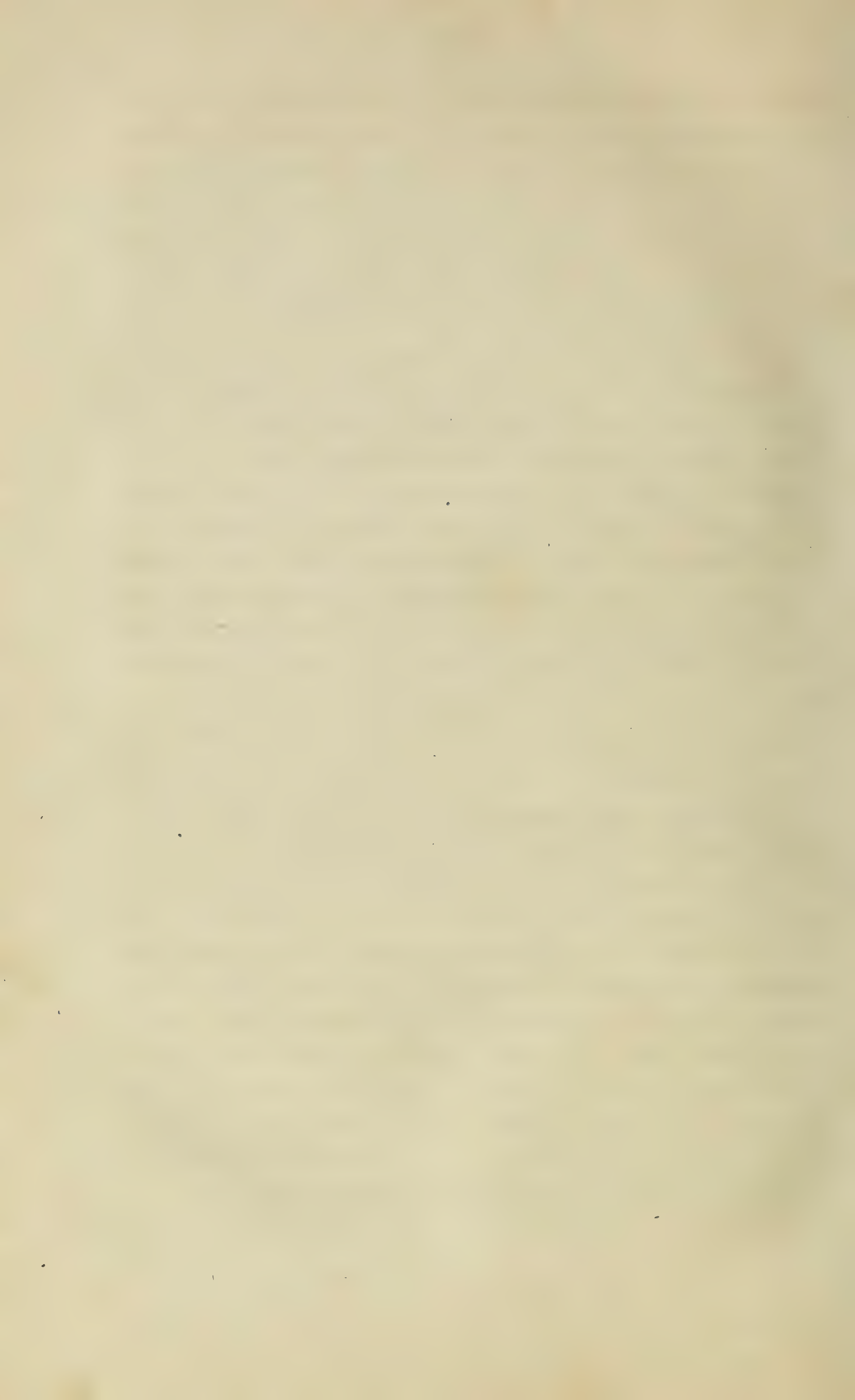
Nachmittags gegen 3 Uhr, als Menschen und Thiere, von der furchtbaren Sonnenglut, welche nicht nur von oben herab auf uns brannte, sondern auch von dem Sande unter uns zurückgeworfen wurde, bis zum Tode erschöpft, kaum mehr weiter konnten, erblickten wir zur Linken des Weges menschliche Wohnungen und lenkten alsbald darauf zu. Nach einer halben Stunde hatten wir sie erreicht; es waren drei bis vier recht ansehnliche Häuser mit Schuppen und Magazinen. Das Ganze mußte einem wohlhabenden Manne gehören; allein die Gastfreundschaft schien hier nicht zu Hause, denn niemand wollte Notiz von uns nehmen. Ich bat die Leute, Mestizen und Halbindianer, die aber gut spanisch sprachen, mir etwas Mais für meine halbverhungerten Thiere zu verkaufen, da wir sonst nicht im Stande wären, sie weiter zu bringen. Ziemlich barsch antwortete mir der Mann, welcher der Aufseher zu sein schien, er verkaufe keinen Mais. „Hungrig und durstig und müde dazu", war ich aber keineswegs in der Stimmung, mich mit dieser Antwort abfinden zu lassen, sondern antwortete ihm in demselben Tone, er solle ohne alle Umstände und zwar eiligst Mais herholen, sonst würde ich mir ihn selbst verschaffen und ihm dann die Bezahlung dafür auf seinen breiten Rücken schreiben. Der Kerl riß seine Augen weit auf, glotzte bald mich, bald meine Leute an, und sah sich auch nach den Seinigen um, ob sie wol genügend wären, meine Drohung zu Schanden zu machen. Eine rasche und ihm, wie es schien, sehr verdächtige oder bedeutungsvolle Handbewegung von mir machte jedoch seinen Zweifeln plötzlich ein Ende, und sich umkehrend lief er spornstreichs ins Haus und kam im Nu mit einem Napf voll Mais wieder zum Vorschein. Es war dies wol etwas, aber lange nicht genug für alle Thiere, weshalb ich ihn bedeutete,

rasch noch drei solcher Näpfe voll Mais herbeizuschaffen, und siehe da, der Mann war wie umgewandelt. Voll Höflichkeit brachte er den verlangten Mais, und trug den Frauen auf, eiligst Tortillas für uns zu backen, was auch geschah. Einigermaßen erregte die plötzliche Umwandlung des Menschen Verdacht in mir; ich fürchtete eine Hinterlist, und um für alle Fälle gesichert zu sein, nahm ich meine beiden Revolver aus den Pistolenhalftern und steckte sie zu mir, mein Gewehr über den Rücken hängend. Während ich nun einige Tortillas mehr verschlang als aß, standen meine Diener bei den Pferden und bemerkten, wie die drei bis vier Männer des Rancho ihre Beile und andere Angriffswaffen hervorsuchten und sich geheimnißvoll besprachen. Offenbar hatten sie es auf meine Person abgesehen; allein im Vertrauen auf das Uebergewicht, welches mir meine guten Waffen gaben, ließ ich sie gewähren, und wartete ruhig ab, bis die Thiere gefressen hatten und getränkt worden waren; dann ließ ich aufpacken, die Thiere abziehen und sprang in den Sattel. Den ganz verblüfften Kerlen einen Thaler für das Genossene zuwerfend, wünschte ich ihnen wohl zu leben, und folgte meinen Leuten.

Der Weg von hier an war eben und verhältnißmäßig gut, die Thiere wieder erfrischt; so kam es, daß wir rasch fürbaß ziehen konnten.

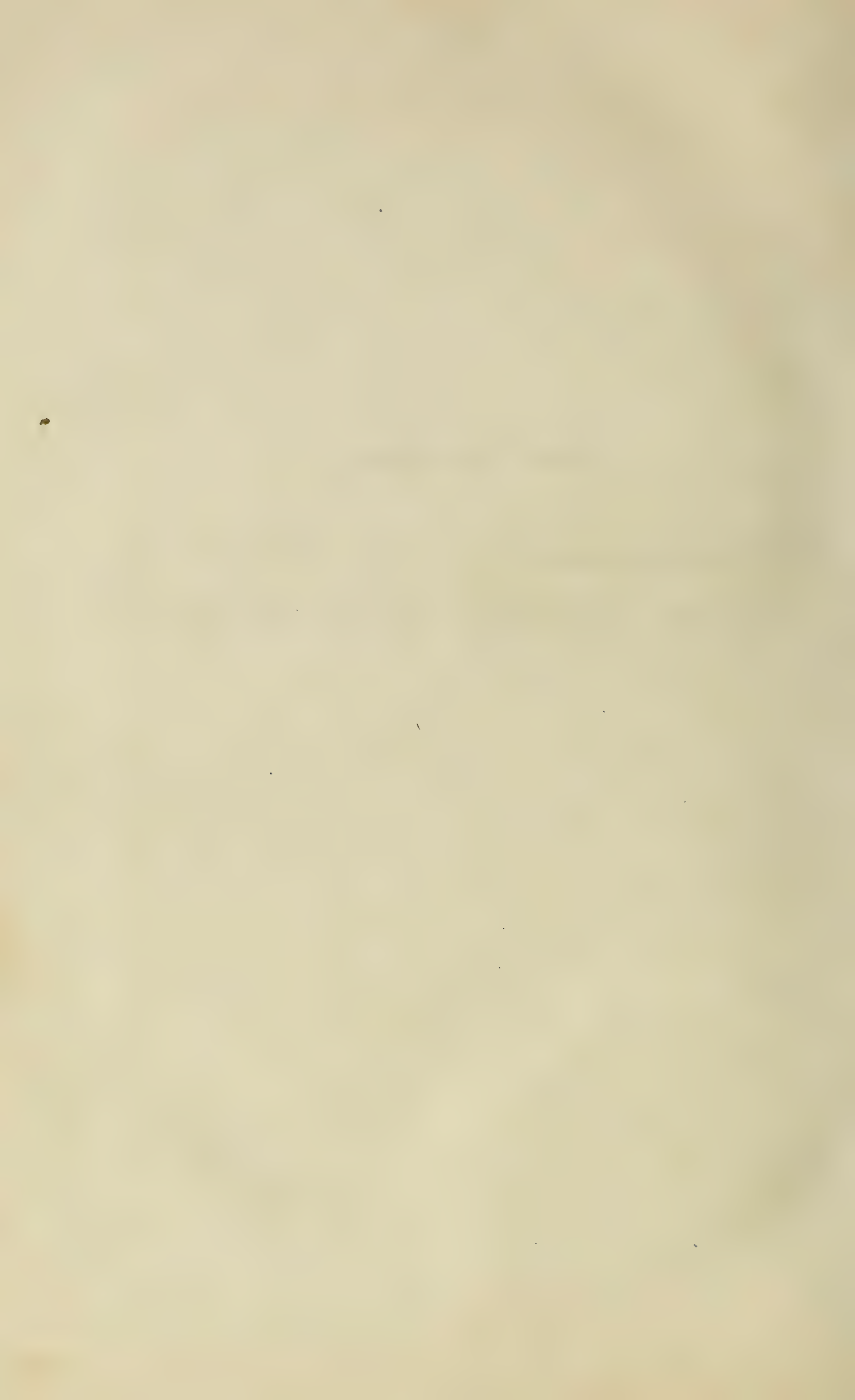
Um 9 Uhr abends erreichte ich Tehuantepec, wo ich nach einigem Suchen ein höchst comfortables Wirthshaus, von einem Franzosen gehalten, fand, der mir gleich ein eigenes Haus zur Wohnung anwies.

Meine erste Frage ging nach dem Kaufmann, an welchen ich empfohlen war und der Briefe für mich aus Europa haben konnte. Ich fand ihn noch wach, und er händigte mir alsbald meine Briefe ein, deren Inhalt aber einen Abschnitt in meinem Leben bedingte und meiner Reise, der ich ein so fernes Ziel gesetzt hatte, ein Ende machte. Mein Vater berichtete mir die bevorstehende Auflösung meiner mehr als alles geliebten Mutter. So durchlebte ich hier die traurigste Nacht meines Lebens!



Vierte Abtheilung.

Die Verbindung zwischen dem Stillen Ocean und dem Atlantischen Ocean. Rückreise.



I.

Der Isthmus von Tehuantepec.

Die Stadt Tehuantepec. Die Ruinen von Guiengola. Geschichte der projectirten Verbindungen der beiden Weltmeere. Beschreibung der Landenge, ihre Vegetation, mögliche Production und die Bevölkerung.

Tehuantepec war in Bezug auf Bevölkerung, Manufactur und Handel ehemals die zweite Stadt auf dem Gebiet von Oaxaca, und ist heute auf dem nach ihm genannten Territorium von Tehuantepec auch nur die zweite, und bereits hinter dem jugendlich aufstrebenden Minatitlan zurückgeblieben. Der Ort liegt 118 Fuß über dem Meere, $4\frac{1}{2}$ Legua von der Ventosabai entfernt. Zur Zeit der spanischen Invasion bespülten dessen Wellen die Mauern der Stadt; aber die Ablagerung der vielen Flüsse, welche hier dem Meere zueilen, hat den Ocean bis auf diese Entfernung zurückgedrängt.

Fünf bis sechs einzelne, durch Hügelrücken gesonderte Ortschaften, zwischen welchen der Rio de Tehuantepec sich durchwindet, bilden die eigentliche Villa nebst den sogenannten Barios oder Vorstädten. Die Einwohnerzahl mag sich auf höchstens 12000 belaufen. Den kleinern Theil derselben bilden Weiße, welche den eigentlichen Kern der Stadt innehaben, der aus guten und solid aus Stein aufgeführten öffentlichen und Privatgebäuden besteht.

Die Eingeborenen, Indianer und Mestizen, bewohnen die Barios, deren Hütten, aus Rohrstäben und mit Dächern aus Palmblättern bedeckt, sich wenig vor den gewöhnlichen Indianerhütten auszeichnen. Die Hügel, zwischen welchen Tehuantepec liegt, sind die einzigen Erhebungen im Umkreise mehrerer Leguas. Das umliegende Land ist flach und sandig, durch viele Bäche und Flüsse bewässert und befruchtet. Im Norden lehnt sich die Ebene an die sanfte Abdachung der Cordillera, im Süden bildet der Ocean die Grenze.

Der nächstgelegene Punkt der Küste ist der Cerro Moro, ein etwa 115 Fuß hoher Hügel; westlich und östlich desselben ist sie mit Haffen behangen, welche durch schmale Landstriche vom Meere getrennt sind. Das nächste dieser Haffe liegt 1½ Legua östlich vom Meere und führt den Namen Laguna de San-Mateo. Es ist mehr als 6 Leguas lang und 2 Leguas breit, und liegt auf einer Landzunge, welche die nördlich gelegene Laguna de Tilema vom Meere scheidet. Diese letztere Lagune steht sowol im Osten wie im Westen mit dem Meere in Verbindung, aber Barren versperren den Eingang hier wie dort. Die östliche Barre führt den Namen Barra Boca, die westliche wird nach dem Dorfe gleiches Namens Barra de Tonala genannt. Diese Lagune ist gegen 28 Leguas lang und abwechselnd ½—1½ Legua breit.

Tehuantepec zählt 16 Kirchen, unter denen die Pfarrkirche der Aufmerksamkeit werth ist. Sie bildet ein imposantes, rechtwinkeliges Gebäude in etwas maurischem Stil, und wurde 1530 von dem letzten Zapotekenfürsten erbaut, der um diese Zeit zum Christenthum übertrat und in seinem Testament die Kirche dem Dominicanerorden zur Verfügung stellte. Ihre massiven Mauern, überwölbten Thorwege und die alternde Kuppel sprechen noch heute von der Größe eines Volks, von welchem nur elende Reste übriggeblieben sind. Im Westen der Kirche befindet sich eine geräumige Kapelle, und ein gewölbter Gang zur Linken führt zu einem Corridor, dessen Wände mit halbverblichenen Gemälden von Heiligen und Darstellungen längstvergessener Begebenheiten bedeckt sind. Von hier führt eine breite Treppe zu weitläufigen, unter rechten Winkeln sich kreuzenden Galerien, welche die düstern, unheimlichen Zellen der

ehemaligen Conventualen des heiligen Dominicus enthalten, deren Archive mit den Insassen vor langer Zeit schon nach Oaxaca wanderten.

Der Sage nach sollen die Huabes, ein aus Centralamerika nach Norden vordringendes Volk, die Gründer von Tehuantepec sein und die Mijes von dort vertrieben haben. Später sollen die Zapoteken sich dieser Gegenden nach dem Recht des Stärkern bemächtigt haben, und ihr letzter König, Cocijopi, war es, der im Jahre 1530 der spanischen Goldgier unterlag und, nachdem er nichts mehr zu schenken hatte, im Kerker das sanfte Joch des Christenthums trug. Die historischen Ueberlieferungen sind, soweit das Christenthum drang, überall sehr spärlich; denn die Mönchsscharen des Beherrschers der Gläubigen zu Rom folgten den Siegen der spanischen Eroberer, wie sie ehemals denen des fränkischen Majordomus gefolgt waren, und zertraten unter ihrer schleichenden Sohle die Spuren des indianischen Fußes, bauten ihre Klöster, gleich den Castra Stativas des alten Rom, auf den Trümmern indianischer Tempel, fälschten Mythen und Traditionen, vernichteten die historischen Denkmäler und schwiegen die Geschichte todt.

Die in Tehuantepec verfertigten Manufacturen sind Leder, Baumwollzeuge, seidene Gürtel, Schuhe, Hüte, Matten, Sättel und Saumzeug, Töpferwaaren, Sämischleder, Seife u. s. w. Der Exporthandel umfaßt Cochenille, Cacao, Fische, Sättel, Schuhe u. s. w., welche Artikel meist über Oaxaca gehen; dagegen werden über Guatemala englische und französische Waaren eingeführt. Der Markt von Tehuantepec gewährt einen sehr unterhaltenden Anblick; denn da alle auf den Ein- und Verkauf bezüglichen Geschäfte der Sorge des zarten Geschlechts anheimgegeben sind, so findet man hier ein buntes und drolliges Gemisch von Frauen und Mädchen jedes Alters, jedes Standes und jeder Farbe. Schon seit Tagesanbruch füllen Hunderte die langen Breterhallen, und ihre schrillen Kreischtöne wecken das Echo des Cerro del Tigre, der über die Plaza mayor herabschaut. Während des ganzen Morgens wogen Käufer und Verkäuferinnen auf und ab, und Schweine, Hunde, Esel drängen sich durch das Gewühl. Hier naht ein kleines Mädchen,

das Käse verkauft, dort bietet eine mannbare Dirne saftige Melonen feil, und gegenüber steht eine runzelige Alte mit gespreizten Beinen und gekrümmtem Rückgrat, die über dem Anpreisen ihrer Iguanas von einem asthmatischen Husten befallen wurde; hier Sättel und Saumzeug, dort Chicozapotes und Tamarindenwasser; Eier und Chile; Mais und Melonen; Fleisch und Knoblauch; und hier und da und allenthalben fliegenbedeckte Indianerkinder mit Taback und Dulces.

Da die einzelnen Hügel keinen Ueberblick gestatten, so ist man gezwungen, den Cerro del Tigre zu besteigen, um ein zusammenhängendes Bild der Stadt und Umgebung zu erhalten; allein der Reisende kehrt von einer solchen Tour ziemlich verstimmt zurück, denn vergebens sucht er das Gemälde gesunkener Pracht und Herrlichkeit, das er nach den gelesenen Beschreibungen erwartete; vergebens sucht er jene Miniaturfestungen und classischen Bauten, Bogengänge und Säulen, in deren Winkeln die Spinne nistet; vergebens auf den saatengeschmückten Ufern des Tehuantepec die Parks und Villen des spanischen Adels; vergebens die üppigen Waldungen und die reichen Pflanzungen, die einen der Ernte nahe, die andern in voller Blüte prangend, das Bild reicher, unversiegbarer Fülle, ewiger Schönheit, nie alternder Jugend; vergebens die lauten Menschen, die langen Züge beladener Mulas und auf dem Marsch begriffener kriegerischer Colonnen, die öffentlichen Gärten, die geräuschvollen Tavernen, die reichen Magazine, die üppigen Indianerinnen und alles das,

Wovon so viel die eitle Welt gedichtet.

Ein bei weitem lohnenderer Ausflug in die Umgebung von Tehuantepec ist der Besuch des Guiengola, eines etwa 5 Leguas gegen Nordwesten zur Seite der Lagune gelegenen Hügels, auf welchem sich ehemals eins der größten Heiligthümer der Zapoteken befand, dessen Name „Herz und Seele des Volks“ an ein Götzenbild und eine abgöttische Verehrung desselben nicht denken läßt, so wenig wie dies beim Stab Aaron's und dem übrigen Inhalt der Bundeslade der Fall war.

Die gewaltigen Trümmer, welche man auf dem Berge und in

der Nähe desselben allenthalben antrifft, sprechen dafür, daß er ehemals sehr zahlreich bewohnt gewesen sein muß. Auf dem Gipfel des Berges befindet sich eine Höhle mit engem Eingang und von circa 70 Fuß Tiefe. Von der Decke derselben starren glänzendweiße Stalaktiten nieder, die, mit einem harten Gegenstand angeschlagen, einen durch das Echo verstärkten, orgeltonartig vibrirenden Klang geben. Diese Höhle hat einen Einfallswinkel von 45 Grad und ist durch Scheidewände in Galerien von 3—8 Fuß Breite und kammerartige Räume geschieden. Die darin gefundenen Scherben von irdenen Gefäßen bezeugen, daß sie ehemals bewohnt gewesen ist. Den Gipfel des Kalksteinfelsens verlassend, gelangt man in ein enges und etwa eine halbe Stunde langes Thal, in welchem vor noch nicht langer Zeit ein vollkommen gut erhaltener Tumulus stand. Die Basis desselben war 105 Fuß lang und 90 Fuß breit; die Höhe betrug 33 Fuß; die Länge der obern Fläche maß 75 Fuß und ihre Breite 60 Fuß. Fünfundzwanzig Fuß breite Stufen führten auf die obere Plateforme. Zur Seite dieses Tumulus befand sich eine viereckige Anhöhe, welche ungefähr 2 Morgen einnahm und von einer 8 Fuß hohen und 12 Fuß dicken Mauer eingefaßt war. Soweit man das Thal und die Abdachungen des Berges durchforscht, überall begegnet man zum Theil sehr mächtigen Ruinen. Der Gipfel des Berges ist mit hohen, dichten Pinien bewachsen, welche die Aussicht hindern. Gibt man sich aber die Mühe, einen der Bäume zu besteigen, so lohnt der Anblick in die Tiefe reichlich für die gehabte Mühe. In der Ferne gewahrt man den breiten Golf von Tehuantepec, den Silbersee von Tilema; in der weiten Ebene erheben sich die kleinen Hügel, zwischen welchen sich die Stadt gebettet hat; ihre weißen Thürme und Häuser schimmern in der Sonne und bilden mit den grünenden Gebüschen, in welchen die Vorstädte sich verstecken, ein freundliches Bild. In den Archiven von Juchitan befindet sich ein Document, welches die Entvölkerung des Guiengola vor mehr als 300 Jahren stattfinden läßt. Wie lange aber jene Bauten vor dieser Periode aufgeführt worden seien, ist eine Frage, welche nur von der Vermuthung beantwortet werden kann.

Wenn aber auch Kriege und tausend andere Unfälle die Stadt Tehuantepec ihrer Größe beraubt haben, so steht sie doch, trotz der Farbe der Trauer, die sie trägt, am Vorabend besserer Zeiten, welche ihr unfehlbar die erste Locomotive bringen muß, welche von der Höhe der Cordillera in die Ebene herabbraust; denn das gewaltige Werk der Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ocean, ein Gedanke, mit welchem sich bereits der erste Europäer trug, der dieses Land betrat, schreitet der Verwirklichung entgegen, wenn auch in anderer Weise als Cortez und Alberoni dachten. Eine solche Verbindung aber, welcher Art sie auch sein mag, kann nicht verfehlen, Tehuantepec und den Golf dieses Namens zum Schauplatz des regsten Lebens und zu einem Hauptstapelplatz des Welthandels zu machen. Außerdem wird sie die reichen Schätze dieses Landes aufschließen; das geschäftige Summen der Industrie und des Handels wird die Stille der Wälder unterbrechen und ihre jetzigen Bewohner, die wilden Thiere, zwingen, sich eine neue Heimat zu suchen; sie wird die Nachfrage nach den Producten des Isthmus hervorrufen, welche so lange unbeachtet emporwuchsen, welkten und wieder aufblühten, gleichsam als wollten sie die gerühmten Fortschritte des Menschen verhöhnen. Ein Verzeichniß dieser Producte, welche England bis dahin nur auf einem Wege von 4—5000 Meilen holen konnte, genügt, den bedeutenden Umschwung des Handels und der Verhältnisse des Isthmus vorauszusehen, der, sobald beide Meere nicht mehr gesondert sind, Wachs, Honig, Seide, Gummi-elasticum, Cacao, Pfeffer, Sassaparille, Mais, Zucker, Taback, Baumwolle, Indigo, Vanille, Harze und Balsame, Perlen und Perlmutter, Korallen und Muscheln, Eichen, Cedern, Rosenholz, Ebenholz, Mahagoni und andere bis heute kaum gekannte Hölzer liefern wird.

Die Idee, beide Oceane zu verbinden, ist bekanntlich sehr alt; denn schon Cortez scheint mit diesem Plane umgegangen zu sein, da auf seinen Befehl die Mündung und das Bett des Guatzacoalco und des Chimalapa sorgfältig untersucht wurden. Unter der Regierung Philipp's V. nahm der Cardinal Alberoni die Plane des Cortez wieder auf; allein so sehr die Ausführung Spanien am

Herzen liegen mußte, das damals die ganze Westküste Amerikas, vom Cap Horn bis zur San-Franciscobai, die Philippinen und einen Theil der Malaiischen Inseln besaß, so gelang es doch der Eifersucht Englands, die Ausführung des Plans zu hintertreiben. Nach der Losreißung von Spanien griff die mexicanische Landesregierung das Project wieder auf, und ein Decret des Generalcongresses vom 4. November 1824 ermächtigte die Regierung, Vorschläge zur Verbindung beider Meere entgegenzunehmen. Infolge dieses Decrets wurde 1825 eine Commission, unter dem Befehl des Generals Don José Obregozo, nach dem Guatzacoalco und Tehuantepec gesandt, welcher man die erste genaue Beschreibung des Isthmus verdankt, und wodurch nachgewiesen wurde, daß der beabsichtigten Verbindung zwischen dem Flußgebiet des Golfs und dem des Stillen Oceans mittels des Guatzacoalco einerseits und den kleinern Flüssen der südlichen Abdachung andererseits durch einen schiffbaren Kanal sich Schwierigkeiten entgegenstellen würden, welche den Erfolg in hohem Grade unsicher machten. Dagegen hielt Obregozo die Führung eines Schienenwegs über den Kamm der Sierra für ausführbar. Trotz der offenbaren und großen Vortheile, welche das Unternehmen versprach, gestatteten die ungünstigen innern Verhältnisse der Republik dieser doch nicht, Hand an das große Werk zu legen.

Endlich überreichte Don José de Garay im Jahre 1842 dem damaligen Präsidenten der Republik, Santa-Ana, ein Promemoria, in welchem er sich von der Regierung die Berechtigung erbat, eine Dampfverbindung zwischen beiden Meeren auszuführen. „Der menschliche Geist“, sagte Garay, „vermag die Folgen nicht zu ermessen, welche aus dieser Verbindung entspringen werden. Europa wird dadurch um 2000 und Nordamerika um 3100 Meilen China näher gerückt. Die Zeit, welche die Ausführung dieses Werkes erlebt, wird in der Geschichte denkwürdiger und folgenreicher sein als die Entdeckung Amerikas.“

Schon am 1. März desselben Jahres erhielt Garay die nachgesuchte Bewilligung, mit der die mexicanische Regierung die Ertheilung zahlreicher und wichtiger Privilegien verknüpfte, und am

9. Februar 1843 wurden die Staaten von Oaxaca und Vera=Cruz, deren Territorien sich über den Isthmus ausdehnten, aufgefordert, Garay in den Besitz des nöthigen und reichlich bewilligten Landes zu setzen, und alle die Ländereien zu seiner Verfügung zu stellen, welche den frühern Colonisten angewiesen, aber nicht bewohnt und bebaut worden waren.

Am 6. October 1843 zeigte Garay der Regierung an, daß die Vorarbeiten vollendet, und bat, ihm die Arbeitskräfte der Verbrecher zu überlassen, was auch bewilligt wurde. Trotz diesem Entgegenkommen der Regierung hatten aber die Arbeiten nur geringen Fortgang. Im Jahre 1845 sah sich Garay genöthigt, die Regierung zu bitten, die Niederlassung auf dem Isthmus durch Bewilligung von Steuer= und Abgabenfreiheit zu befördern. Auch dieses wurde von der Regierung bewilligt und zu gleicher Zeit ein Aufschub der Arbeiten bis zum 5. November 1848 genehmigt. Alle diese Vortheile halfen aber dem Mangel an Arbeitskräften nicht ab.

Die Belehnung Garay's lautete auf ihn sowie alle In= und Ausländer, welchen er seine Rechte übertragen wolle. Entmuthigt von dem schlechten Fortgang der Arbeiten, und nicht im Besitz der gehörigen Geldmittel, sah sich Garay genöthigt, die ihm ertheilten Rechte an zwei englische Unterthanen, die Herren Manning und Mackintosh in Mexico, abzutreten, welche das erworbene Privilegium blos benutzten, um auf dem Isthmus Mahagonibäume und andere werthvolle Hölzer fällen zu lassen. Mittlerweile hatten die speculativen Nordamerikaner erkannt, daß ein leichter und bequemer Weg über den Isthmus ihre Interessen nicht weniger fördern würde, als dies damals unter Philipp V. der Fall für die spanische Regierung gewesen wäre. Ein Blick auf die Karte genügt, die allgemeinen Vortheile zu ahnen, welche diese Verbindung den Seemächten Europas bietet; den größten Vortheil aber gewährt sie den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Schiffe heutzutage von allen Märkten der Welt, mit Ausnahme der Caraibischen See und des Golfs von Mexico, zehn Tage weiter entfernt sind als

die englischen Schiffe. Dies Verhältniß kehrt sich um, sobald die Sperre des Isthmus nicht mehr besteht.

So große nationale Vortheile verbürgen demjenigen, welcher die Herstellung der Verbindung unternimmt und ausführt, entsprechende Privatvortheile. Amerikanische Kaufleute kauften den Herren Manning und Mackintosh ihre Rechte ab, und es bildete sich eine Gesellschaft von Kaufleuten in New-Orleans, deren Zweck war, eine Eisenbahnverbindung zwischen den Ufern des Guatzacoalco und dem Stillen Ocean herzustellen. Diese Gesellschaft, welche sich die Tehuantepec Railroad Company of New-Orleans nannte, schickte im Jahre 1850 eine Commission zur Untersuchung des Isthmus, und obwol deren Arbeiten in der Folge durch einen Machtspruch der mexicanischen Regierung Stillstand geboten wurde, so wurden sie doch in der Folge wieder aufgenommen.*)

---

*) Im Jahre 1857 waren die Arbeiten des Verbindungsweges zwischen Suchil und der Ventosabai so weit gediehen, daß die Commissare der Regierung, von deren Urtheil die Bewilligung zur Fortsetzung der Arbeiten abhing, in einem leichten Wagen die neue Straße befahren konnten. Seitdem wurden mittels Maulthieren die Waaren und Personen von der Gesellschaft hin- und herbefördert. Die verschiedenen Compagnien, welche sich ihre Rechte zur Herstellung der Straße vorbehalten hatten, einigten sich endlich dahin, der Louisiana-Tehuantepec-Compagnie die weitere Vollendung zu übertragen. Durch diese wurden die Messungen des Guatzacoalco von der Barre bis Suchil und die Nivellements von dort bis zur Ventosabai wieder aufgenommen, mußten aber sowie die Transitbeförderungen wegen Mangel an den nöthigen Fonds eingestellt werden. Da übernahm das Bankierhaus Jecker, Torre u. Comp. die Vermessung der Isthmusländereien gegen Entschädigung von einem Drittheil der darunter befindlichen unbebauten Staatsländereien, die man zu parcelliren und zu verkaufen gedachte. Das genannte Haus beauftragte mit der Ausführung den Hrn. von Heldreich, einen Deutschen, mit dem ich auf meiner Rückreise in Vera-Cruz zusammentraf, als er eben im Begriff stand, sich auf den Isthmus zu begeben. Seine Arbeiten schritten jedoch nur langsam fort, bis endlich mein früherer treuer Begleiter und Secretär, Hr. August Sonntag, und ein österreichischer Ingenieuroffizier, F. Nemegyi, die Arbeiten übernahmen und durchführten. Inzwischen waren durch die politischen Wirren in der Hauptstadt die Absichten dieser Arbeiten unmöglich geworden, und das einzige Resultat derselben war die Anfertigung einer Karte, mit der F. Nemegyi und Charles Lazlo im Jahre 1858 beschäftigt waren. Eine Intrigue vertrieb sie und brachte

Es kann nicht ohne Interesse sein, einen Boden kennen zu lernen, auf welchem seit 300 Jahren an einem der größten Werke gearbeitet wird, einem Werke, das Englands Einfluß so lange zu verhindern wußte, und um dessen Segen gegenwärtig Europa mit Amerika in den Kampf getreten zu sein scheint.

Unter dem Isthmus von Tehuantepec versteht man jenen Theil des mexicanischen Gebiets, welcher zwischen dem Golf von Mexico und dem Stillen Ocean liegt, da, wo beide Meere die geringste Entfernung voneinander haben. Er umfaßt das Flußgebiet des Guatzacoalco, der unter 18° 8′ 20″ nördl. Br. und 94° 32′ 50″ westl. L. von Greenwich in den Golf mündet, und besitzt von der Mündung dieses Flusses bis zur Bai von Ventosa eine Breite von 143 engl. Meilen in gerader Linie. Die Cordillera bildet, sobald sie, aus Chiapas kommend, den Isthmus erreicht hat, einen von Südosten nach Nordwesten geschweiften Bogen, dessen convexe Seite der südlichen Küste nahe tritt, sodaß die Flüsse, welche dieser Abdachung entspringen, nach kurzem Lauf die Küste des Stillen Oceans erreichen. Die hohle Seite des Bogens der Cordillera enthält die Quellen des Guatzacoalco und seiner Nebenflüsse, zwischen welchen die Ausläufer der Sierra sich bis an das Ufer des Hauptstroms selbst erstrecken. Diese Gebirge lassen auf dem Isthmus drei verschiedene, einander sehr unähnliche Gebiete unterscheiden. Das erste kann füglich die nördliche Abdachung, das zweite das Bergland und das dritte die südliche Abdachung genannt werden. Die nördliche Abdachung ist ein Saum von 40—50 engl. Meilen. Das Bergland umfaßt einen im Westen etwa 40 engl. Meilen breiten, gegen Osten aber sich auf 60—70 Meilen erweiternden Landstrich. Die Kette der Cordillera zeigt auf dem Gebiet des Isthmus nicht mehr die hohen, vulkanischen Kegel, welche sie sonst aufwirft, sondern senkt ihren Kamm so, daß einzelne Päſſe nur geringe absolute

---

Mexicaner an ihre Stelle, die sich aber bald als unfähig bewiesen, worauf zwei Schweizer, Rais und Kellersberger, die Beendigung der Karte übernahmen. Diese Karte wurde 1860 fertig, blieb aber in den Händen von Rais, weil inzwischen das Haus Jecker, Torre u. Comp. fallirt hatte.

Höhe haben: der Paß von La Chivela hat nach Barnard's Messungen 780 Fuß, der von Masahua 843 Fuß, der von Tarifa 684 Fuß nach Moro's Messung. Die südliche Abdachung ist ungefähr 20 engl. Meilen breit und bildet eine mit jeder Meile 10—15 Fuß abfallende Ebene, auf welcher sich nur einzelne isolirte Hügel befinden. Auf dieser Abdachung eilen sieben bis acht Flüsse dem Meere zu. Die bedeutendsten derselben sind im Osten der Ostuta und Chiapa, im Westen der Tehuantepec. Die beiden ersten haben ihre Quelle in den höchsten Regionen der Sierra, östlich von San-Miguel Chimalapa, und sind dadurch von Interesse geworden, daß man dachte, durch sie einen Kanal zu speisen, welcher das Flußgebiet des Guatzacoalco mit dem Stillen Ocean verbinden sollte. Alle Flüsse jedoch, welche auf dieser Seite ins Meer fallen, haben einen geringen Wassergehalt und versiegen während der trockenen Jahreszeit fast ganz. Anders verhält es sich mit den Strömen der nördlichen Abdachung. Die Quelle des Guatzacoalco liegt östlich von Sta.-Maria Chimalapa in undurchdringlichen Waldungen versteckt, ungefähr 190—200 Meter über dem Meere. Seine erste Richtung bleibt bis zu dem erwähnten Ort eine westliche, und hier führt der Fluß den Namen Rio del Corte, weil die spanische Regierung in den Forsten, welche hier seine Ufer begleiten, ehemals Pinien für die Werfte der Havaña fällen ließ. Etwas unterhalb Sta.-Maria fließen ihm auf dem linken Ufer die Flüsse Rio del Milagro und Iscuilapa zu; darauf wendet sich der Strom gegen Nordwesten, und zu gleicher Zeit nimmt die Höhe der ihn einschließenden Berge, welche sich bei Sta.-Maria bis 190 Meter über ihn erheben, ab. Im Norden der Hacienda la Chivela vereinigt sich mit ihm der durch die Vereinigung der Guelaguesa und Malatengo gebildete Alaman. Kaum 6 Leguas weiter mündet auf demselben Ufer der Sarabia, der aus Südwesten von den Mijesbergen kommt, und nun schlängelt sich der Strom in vielen und weiten Windungen gegen Norden, wendet sich dann plötzlich gegen Westen dem Jurumuapa entgegen, verbindet sich mit diesem und setzt die frühere nördliche Richtung fort, in welcher er auf den Jaltepec stößt, dessen Mündung ungefähr 6 Leguas unterhalb der

des Jurumuapa liegt. Der Jaltepec verfolgt die Richtung von Südwest nach Nordost, und in diese Richtung tritt der Guatzacoalco ein und behält sie bis zu seiner Einmündung in den Golf. Ungefähr 6 Leguas unterhalb des Jaltepec mündet auf dem rechten Ufer der Chalchijalpa, dessen Lauf noch wenig erforscht ist. Beinahe 10 Leguas unterhalb dieser Stelle trennt sich vom Hauptstrom ein linker Arm, der 9 Leguas weiter sich wieder anschließt und die schöne Insel Tacamichapa bildet. In diesen Arm fällt der Rio Manzaba. Etwa 3—4 Leguas unterhalb erwähnter Insel mündet auf dem rechten Ufer der Rio Cuachapa in derselben Richtung wie der erwähnte Chalchijalpa, und dann auf dem linken Ufer der Tlacojalpa. Nur 1 Legua weiter mündet auf dem rechten Ufer der aus Südost kommende Usquepanapa; noch 1 Legua weiter der San-Antonio, und kaum 1 Legua vor seiner Mündung der Rio de las Calzadas.

Die Ufer des schönen Guatzacoalco sind flach und zur Regenzeit in weiter Ausdehnung der Inundation unterworfen. Mächtige Bäume des kostbarsten Holzes bewalden dieselben; aber obgleich leicht zu transportiren, sind sie für den Augenblick nutzlos und ohne allen Werth, weil es an Armen mangelt, welche die Fällung und den Schnitt besorgen könnten. Hohe Palmen unterbrechen dann und wann die Einförmigkeit der Scenerie und heben das Auge von den undurchdringlichen Dickichten aus Bambus und anderm Rohr, welches wie ein grünender Deich sich hier und da dem Strom entgegenstemmt und seinen Wellen Widerstand leistet. An andern Stellen bilden Bänke von grobem Kies Hindernisse, die er nicht beseitigen konnte und die ihn zwangen, sich auf Kosten der Tiefe auszubreiten und die Ufer auszuwaschen, deren Sand er an andern Stellen wieder ablagerte und dadurch Stromschnellen und Erscheinungen wie die vorigen herbeiführte.

Die Vegetation des Isthmus bietet nicht die scharfe Sonderung der verschiedenen Zonen angehörigen Pflanzen, die wir auf dem übrigen Gebiet der Republik Mexico bemerken. Die nördliche und südliche Küste trägt die den tropischen Gestaden eigenthümlichen Gewächse, und im mittlern Theil gedeihen die innerhalb der Tropen

auf Höhen unter 5000 Fuß gewöhnlichen und am besten fortkommenden Species. Von der Nordküste bis zum Fuß der Sierra besteht die Vegetation vorzugsweise aus solchen Pflanzen, welche den wechselnden Einfluß der Sonne und der Feuchtigkeit lieben. Die zur Regenzeit überschwemmten Ufer der Flüsse sind mit Cascalotes, Custaricas, Eneinas (Quercus alba), Guanacastes (Lignum vitae), Guyabos (Psidium pyriferum), Huacillos, Javicues, Jobos (Spondias lutea), Macayas (Arbor lapidescere), Mangles (Rhizophora Mangle), Palobarias (Cordia gerascautoides), Robles (Tecoma pentaphylla), Sangre-dracos, (Pterocarpus draco) und andern breitästigen, aber hochaufschießenden, blatt- und saftreichen Kindern des Bodens bedeckt, und im Hintergrunde schaukeln Palmen in hundert Varietäten anmuthig über dichtem, dem Auge wie dem Fuß undurchdringlichen Laubwerk, und sind der Varietäten der Palmen viele, so ist ihre Verwendung kaum weniger mannichfach. Die eine liefert Brot und Milch, eine andere Zucker und Wein, eine dritte Oel und Essig, eine vierte Milch und Wachs, eine fünfte Harz, eine sechste Arznei und Geschirr, eine siebente Seile und Tauwerke, eine achte Papier und Kleidung, eine neunte die Wohnung und die Mobilien.

In weiterer Entfernung vom Ufer stehen Hölzer von größerm Werthe, die Swietonia mahagoni oder Cedrella odorata, die Ostrya mexicana, in mehrern Varietäten die Eiche, Chicozapotes, Quiebrahacha, Akazien u. s. w. Diese Bäume, welche oft einen Durchmesser von 5—6 Fuß erreichen, sind auf der nördlichen Abdachung so häufig, daß die Indianer nur die Stämme selbst benutzen und sie mehrere Fuß hoch über dem Boden abhauen, blos weil das Holz dort weicher als an der Wurzel ist. Trotz der gelegentlichen Fällungen, welche zur Ausführung des Holzes nach Europa vorgenommen wurden, gibt es hier noch Bäume, deren Werth noch erst zu bestimmen ist. Es sind Hölzer von großer Dichtigkeit, die wegen der unzureichenden Transportmittel bisher noch dem Markte fremd blieben. Von nicht geringerm Werthe ist die Siphonia elastica, oder der indische Gummibaum, der in erstaunlicher Menge in den Waldungen der Seitenthäler des Guatzacoalco

steht. Die Indianer sammeln das Gummi, von dem sie jedoch nur geringen Nutzen zu ziehen wissen, indem sie zwei Einschnitte, einen über den andern, in die Rinde des Baumes machen. Aus dem untern fließt ein Milchsaft, der aufgefangen und mit einem andern Pflanzensaft, von den Indianern Bejuco de joamole genannt, gemischt wird, wodurch er sogleich erhärtet. Auf diese Weise erhält man das weiße Gummi; wird aber die Milch den Strahlen der Sonne ausgesetzt, um zu gerinnen, so wird das Gummi schwarz. Das unter dem Namen Caoutchoulin verstandene Fluidum, dessen specifisches Gewicht geringer ist als das jeder andern, dem Chemiker bekannten Flüssigkeit, aber einen Rauch von solcher Schwere entwickelt, daß man ihn wie Wasser aus einem Gefäß ins andere übergießen kann, ist ein chemisches Product und bekanntlich das beste Lösungsmittel des Gummis. Nimmt man die Hälfte der am Uspanapafluß auf einem Raum von tausend Schritt stehenden Zahl Gummibäume als Durchschnitt an, und gibt außerdem zu, daß die atlantische Niederung keine trägt, so würden innerhalb der Grenze des Isthmus mindestens zwei Millionen dieser Bäume stehen, die einzeln jährlich 4—5 Pfund Gummi geben. Nimmt man an, daß von diesen Bäumen nur die Hälfte benutzbar und 1 Pfund Gummi der durchschnittliche jährliche Ertrag eines Baumes sei, so würden wir noch immer 1 Million Pfund haben, deren Werth auf 48 Millionen Gulden anzuschlagen ist. Zu den freiwilligen Gaben des Bodens gehört auch Cromelia pita, eine von der europäischen verschiedene Agave. Sie gedeiht in vielen Varietäten und trotzt dem Boden, dem Klima und der Jahreszeit. Sie liefert Zwirn, Cordeln, Seil, Leinwand und die Matte, in der der Indianer geboren wird, ruht und stirbt. Die Fasern der Pita liefern außerdem Papier; ihr Saft ist ein kaustisches Wundwasser, und die Stacheln dienen als Nadeln und Hafte.

Ueber Mais, Frijoles, Zucker, Cacao, Taback, Kaffee und Baumwolle läßt sich in Hinsicht des Gedeihens und der Güte kaum das richtige Prädicat finden. Mais gedeiht am vorzüglichsten auf den der Ueberschwemmung ausgesetzten Ufern der Flüsse, ohne Pflege, nur der Aussaat bedürftig. Er gibt jährlich zwei Ernten zu

80 preußischen Scheffeln auf jeden Morgen, und Säemann und Schnitter auf demselben Acker ist kein ungewöhnlicher Anblick.

Das Zuckerrohr gedeiht hoch und reich; die Schäfte haben nicht selten bis zu 28 Knoten und 2—3 Zoll Durchmesser. In den Thälern und Potreros wächst es sogar wild und üppiger fast als auf den Antillen. Cacao gedeiht am vortrefflichsten im Norden des Jaltepec und im Osten des Guatzacoalco.

Taback wächst besonders in den nördlichen und mittlern Gegenden des Isthmus. Die bei Chimalapa und andern hochgelegenen Orten gedeihende Sorte, Tabaco del monte, ist sehr narkotisch und hat 33 Zoll lange und 15 Zoll breite, derbe Blätter. Eine andere, in den Thälern gedeihende Sorte führt den Namen Corral; sie ist kleiner und der besten Vuelta de abajo von Cuba an Güte gleich.

Das östlich des Guatzacoalco gelegene Küstenland ist reich an Myrtus pimenta.

Die Ufer des Stromes selbst tragen wilde Kaffeestauden, um deren Pflege sich niemand kümmert, da der Indianer der Chocolade den Vorzug gibt. Baumwolle wird noch wenig angebaut, obgleich Boden und Klima dieser Cultur sehr günstig sind. Die, welche bei Minatitlan gewonnen wird, kommt an Weiße, Feinheit und Länge der Faser der besten Sorte aus dem Süden der Vereinigten Staaten gleich.

In den südlichen Gegenden des Isthmus gedeiht wild und üppig Añil cimarron (Indigofera citisoyedes nach Lindley) und Indigofera tinct. L. Auf die Gewinnung des Indigo sowie auf die bereits erwähnten Culturpflanzen Cacao und Taback werden wir weiter unten ausführlicher zurückkommen.

Der Reichthum an Farbholz ist ungeheuer. Die Caesalpinia crista, das Haematoxylum camp., Momstimt. L. oder Palo-amarillo, der Cascalote, der Uale und Guisachi, das Chloroxylum werden allenthalben angetroffen.

Die mittlern und südlichen Districte liefern das Myrospermium peruiferum, den Perubalsam, und ein sehr vortreffliches Surrogat für Chinarinde und Styrax officinalis L., das Liquidambergummi.

Die atlantischen Ebenen bieten in der Palo-baria einen sehr guten Leim, in den Akazien Gummi-arabicum, und in dem Cuapinol ein anderes, sehr wohlriechendes Gummi, das als Rauchwerk in den Kirchen dient und wunderbare Heilkräfte besitzen soll. Die Sapindus saponaria kommt auf der ganzen südlichen Abdachung vor, und liefert ein vorzügliches Ersatzmittel der Seife.

Die Zahl der Schlingpflanzen, besonders die sogenannten Bejucos de agua, welche das Laub der Wälder verdecken, ist nicht anzugeben. Sie dienen oft mehr als die Flüsse, die lechzende Kehle des Holzfällers zu feuchten. Zu ihnen gehört der Mondongo oder Tacalutejaba. Er wächst in allen Districten des Isthmus, in den Gründen wie auf den Höhen; zuweilen erreicht er eine Dicke von 1 Fuß Durchmesser, und windet sich wie eine kolossale Schlange in grotesken Windungen um die Stämme des Waldes. Diese Art besitzt kleine Blätter und trägt eine hellrothe, in Büscheln stehende Blüte. Eine andere Art (Tachicon) ist kleiner als die vorige, wächst gerade aufrecht, ist hart und dauerhaft, und trägt eine kleine, weiße Blume von köstlichem Geruch. Groß auch ist der Reichthum an solchen Pflanzen, welche sich durch wohlthätige Einwirkungen auf den menschlichen Organismus auszeichnen. Der seiner abstringirenden Eigenschaften wegen ausgezeichnete Guaco steht überall, und gilt auch hier als das beste Mittel gegen das Gift der Schlangen. Nicht weniger häufig aber stößt man auf Sassaparille, Vanille, Laurus Sassafras, Cubeba canina und tausend andere, die bis heute weder einen Namen noch eine Stelle im System erhalten haben. Die warmen, feuchten Thäler der Golfküste scheinen die wahre Heimat der Bananen zu sein. Die Frucht erreicht 8 Zoll im Umfang und 10—12 Zoll Länge.

Eine diesen Breiten eigenthümliche Erscheinung ist der Farrnbaum. Er ist ziemlich häufig zwischen dem Jaltepec und Sarabia, wo sein Stamm zuweilen einen Durchmesser von 5—ß Zoll erreicht. Diese baumartigen Farrn besitzen eine eigenthümliche Schönheit durch die tiefgrüne Tinte des Laubes und das anmuthige Hervorquellen der noch unentfalteten Blätter aus dem Scheitel des Baumes, und sind außerdem interessant als die Vertreter einer großen

fossilen Vegetation, der wir den größten Theil unserer Kohle verdanken.

Die breiten Säume an den Ufern der nördlichen Flüsse gewähren reiche Weiden für zahlreiche Heerden, die während der kurzen Dauer der Inundation zu den höher gelegenen Savannen getrieben werden können; auch dies ausgedehnte Tafelland der mittlern Region und die an den Stillen Ocean reichenden Ebenen gewähren vortreffliche Weiden; aber das hier grasende Rindvieh wird trotz der reichen Nahrung selten fett, entweder wegen des Mangels an Salz, oder wegen der unaufhörlichen Belästigung durch das Geschmeiß der Mosquitos, Rodadores, Garrapatos, Chaquistes, Gegins und wie diese Quälgeister alle heißen mögen. Die Indianer ziehen nur geringen Nutzen aus dem Fleisch und den Häuten ihrer Heerden, und Milch — wenn sie jemals gewußt haben, wofür sie gut ist, so scheinen sie es doch ganz vergessen zu haben.

Es ist nichts Ungewöhnliches, auf dem Gebiet einer Hacienda Heerden von 5-, 10- und 20000 Stück zu halten, die meist wild die Prairien durchstreifen, und im Fall des Bedürfnisses von Fleisch mittels des Lassos eingefangen werden, mit dessen Führung selbst Frauen vertraut sind; denn bereits die Kinder studiren an Hühnern, Hunden und Truthühnern das A-b-c des Lasso.

Die Pferde sind in diesem Theile Mexicos noch kleiner und unansehnlicher als im Norden und meist sehr mager; dennoch besitzen sie große Ausdauer und mehr Muth, als ihr Auge verräth. Sie sind sehr intelligent und leicht zu schulen. Meist dienen sie zum Reiten und nur ausnahmsweise zum Ziehen. In letzterm Fall aber wird die zu schleppende Last an den Schwanz des Thiers befestigt. So abscheulich und lächerlich ein solches Gespann aussieht, so soll es doch dem Pferde keinen Schmerz verursachen, und die gemüthliche Ruhe, mit welcher der Gaul sich diesem Gebrauch fügt, scheint die Behauptung zu rechtfertigen.

Zur Fortschaffung der Lasten bedient man sich jedoch auch hier der Maulesel, die an Kraft und Geschicklichkeit ihren Brüdern im übrigen Mexico nicht nachstehen. An einzelnen Orten des Isthmus hausen Schwärme, ja Wolken von Fliegen, Mücken und andern fliegenden

Insekten zur Qual von Menschen und Thieren, und in der Nähe von Boca del Monte leben Vampyre in unglaublicher Menge.

Ziegen und Schafe sind auf dem südlichen Theil des Isthmus verbreitet, ohne in den Augen des Indianers, der keine wollenen Zeuge trägt und das Schaffleisch nicht liebt, den geringsten Werth zu haben. In der Nähe von Guichicovi kommt das peruvianische Schaf vor, das man auf Südamerika beschränkt glaubte, und das so die unter dem Stamm der Mijes fortlebende Tradition von einer Wanderung ihrer Vorfahren von Süden nach Norden unterstützt.

Die Flüsse sind alle sehr fischreich; der Rio del Corte liefert der Fische so viele, daß sie eingesalzen und versandt werden.

Die indianische Bevölkerung besteht aus den Ueberbleibseln verschiedener, ehemals mächtiger Stämme, deren Charaktere sich trotz aller Wechselfälle ihres Geschicks unter ihnen erhalten haben. Die meisten sind Azteken, Agualulcos, Mijes, Zoques, Zapoteken und Huaben. Auf dem nördlichen Gebiet des Isthmus bis an den Sarabia wohnen Azteken. Sie unterscheiden sich von ihren übrigen Stammesgenossen in keinem Theile. Die Mijes, einst der mächtigste Stamm, der das westliche Gebirgsland des Isthmus besaß, sind nur noch in Guichicovi anzutreffen. Sie gleichen den Azteken, nur ist ihr Aeußeres abstoßender; ihr Dialekt ist rauh und mistönend; ihr Christenthum besteht nur dem Namen nach, in äußerlichen Formeln und eingelernten Gebeten. Sie treiben Ackerbau, und ihr Stolz besteht darin, eine recht große Zahl Mulas zu besitzen. Sie sind dem Trunk ergeben und äußerst diebisch.

Die Zoques bewohnten die gebirgigen Regionen des Ostens, südlich des Rio del Corte. Heute sind sie auf die Dörfer von San-Miguel und Sta.-Maria Chimalapa beschränkt. Sie sind in ihrer Bildung den Mijes ähnlich, aber stärker, und an den schärfer geschnittenen Zügen und der eigenthümlichen Gewohnheit, den Scheitel zu rasiren, kennbar. Sie lieben geistige Getränke übermäßig, und ihr Betragen ist rauh und gemein. Sie bauen Orangen, Mais und Taback, und ihre Manufacturen aus Ixtl und Pita sind auf dem Isthmus berühmt.

Die Zapoteken bilden den größern Theil der Indianer, und stehen in jeder Hinsicht über ihren Brüdern. Das gesunde Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannichfaltigkeit und der Reichthum seiner Producte, alles wirkte mit, ein Volk reich und glücklich zu machen, das von jeher im Rufe stand, große Fortschritte in der Civilisation gemacht zu haben. Die Einwohner von Tehuantepec sind intelligent, gelehrig und lebhaft. Ihre Körperbildung zeichnet sich durch Symmetrie aus; das Gesicht hat charaktervolle Züge, und ihr Auge ist lebhaft und intelligent. Die Frauen sind von leichtem, aber üppigem Wuchs und feurigem Temperament; sie besitzen eine gewinnende Weise sich auszudrücken und zu kleiden. Ihre Sitten sind locker und ihr Herz voller Intriguen, aber in ihrem häuslichen Thun und Lassen sind sie mäßig, bescheiden und rührig. Viele weben bewundernswerthe Zeuge aus Seide und Baumwolle. Die Männer sind Zimmerleute, Silberschmiede, Gerber, Schuster, Sattler, Bäcker u. s. w.

Die Indianer von Juchitan, obgleich nicht so zahlreich als die von Tehuantepec, bilden einen hervorragenden Theil der Urbevölkerung. Sie sind stolz, lieben die Unabhängigkeit, Fleiß und Mäßigkeit; sie besitzen große Muskelkraft und geistige Fähigkeit; doch sind sie weniger gelehrig und von ungestümerm Charakter.

Die Huabes kamen ihren Traditionen gemäß aus Peru, und bildeten damals einen mächtigen Stamm, der lange mit Mijes und Zapoteken um die Oberherrschaft kämpfte. Heute findet man sie, etwa 3000 Seelen, auf den sandigen Halbinseln an der Küste des Stillen Oceans, wo sie San-Mateo, Sta.-Maria, San-Dionisio und San-Francisco bewohnen. Ihre äußere Erscheinung ist ganz verschieden von der der übrigen Indianer. Sie sind stark und wohlgebildet; bei einzelnen findet man große Intelligenz, aber die Mehrzahl lebt in tiefster Unwissenheit. Beide Geschlechter gehen fast ganz nackt. Ihre Industrie ist Fischfang, mit dessen Ertrag sie einen ziemlich bedeutenden Handel treiben, ohne in dem Gewerbe selbst es zum Meister gebracht zu haben. Die Städte, Flecken, Dörfer und isolirten Ansiedelungen der Menschen bilden

einen zu wesentlichen Zug in der Physiognomie eines Landes, als daß sie selbst bei der flüchtigsten Zeichnung übergangen werden könnten. Um aber unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, habe ich gerade die bewohnten Orte des Isthmus im statistischen Theil dieses Werks ausführlicher abgehandelt, und verweise deshalb den Leser auf jenen Theil, welchem ebenfalls die Karte des Isthmus nebst Höhenprofil beigegeben ist.

II.

Von Tehuantepec nach Minatitlan.

10. März bis 9. April 1857.

Comitancillo, durch Fieber entvölkert. Ixtaltepec; die Cultur des Indigo. San-Jeronimo. Deutsche Arbeiter im Dienst einer amerikanischen Compagnie. Tigerjagd. Mustela barbara. Truthühner, Pecaris, Affen (Cebus apella). Urwäldliches Frühstück. Tapirjagd. Rückkehr nach Tehuantepec. Ueber endemische Fieber. Aufenthalt in El Bario. Der Cacao, seine Geschichte und Cultur. Die Kincajous (Cercoleptes caudivolvulus). Große Eisvögel (Megacerylus torquatus). Treulosigkeit der Eingeborenen. Abreise von El Bario. Sarabia-City. Eine tropische Gewitternacht. Indianische Gefräßigkeit. Reise auf dem Guatzacoalco. Der Gummibaum. Yankee-Gastfreundschaft. Factische Sklaverei der Indianer. Unverhofftes Nachtquartier. Die Existenz der Holzschläger im Urwald. Todbringende Wirkung der Mosquitostiche. Der Brüllaffe (Mycetes chrysurus). Begegnung mit einer Klapperschlange. Die Alligatoren. Los Almagres, französische Niederlassung. Europäische Einwanderungen nach dem Guatzacoalco. Ankunft in Minatitlan.

Dienstag, 10. März. Um 4 Uhr nachmittags verließ ich, von Hrn. Lafond und mehrern andern Herren begleitet, Tehuantepec, theilweise um einen Theil des neuen Isthmuswegs in Augenschein zu nehmen, theilweise um eine Tigerjagd zu veranstalten. Hr. Lafond, von Geburt ein Franzose, ist seit längerer Zeit in El Bario etablirt und treibt nach den beiden Küstenstädten Tehuantepec und Minatitlan Handel. Ich hatte seine Bekanntschaft

zufällig in meiner Posada in Tehuantepec gemacht und konnte mir dazu nur gratuliren; denn nicht nur, daß er mir alle Freundlichkeit erzeigte, sondern ich hatte an ihm auch einen landeskundigen und erfahrenen Begleiter nach Minatitlan.

Gegen Abend passirten wir das Dorf Comitancillo, welches während der vorigen Regenzeit überschwemmt worden war. Infolge des sumpfigen Bodens und der kleinen stehenden Wasser, welche nach der Ueberschwemmung zurückgeblieben, waren perniciöse Fieber im Orte aufgetreten und hatten beinahe die ganze Bevölkerung dahingerafft; denn in Zeit von zwei Monaten waren die Einwohner bis auf dreißig Personen, aus welchen jetzt noch das Dorf bestand, decimirt worden.

Um 10 Uhr abends langten wir in Istaltepec an, in dessen Umgebung hauptsächlich Indigocultur getrieben wird. Da diese Industrie von großer Bedeutung für den Handel ist, so wird es wol am Platze sein, ihrer kurz zu gedenken, sowie die Weise zu erwähnen, auf welche man hier mit dem Anbau und der Gewinnung der Farbe verfährt.

Wir hatten in dem Hause des Hrn. Alexandre de Givès gastfreundliche Aufnahme gefunden, und ihm, der sich seit langen Jahren nur mit Indigocultur beschäftigt, verdanke ich auch die nachstehenden Notizen.

Man legt die Indigopflanzung am liebsten im Walde an, wo man aber zu diesem Zweck ein ebenes Feld haben muß. Dasselbe wird vollständig gereinigt, und alles Unkraut und Strauchwerk sorgfältig verbrannt, um dem jungfräulichen Boden noch mehr Triebkraft zu verleihen. Zum Säen sind zwei Leute erforderlich, der eine, der die Löcher je eine Spanne voneinander macht, und der andere, der den Samen hineinwirft. Da dieser sehr fein ist, wird er vor dem Säen mit Sand vermischt. Zugedeckt wird er gar nicht, und geht sozusagen gleich auf. Im Fall Unkraut mit aufschießt, muß dasselbe sorgfältig ausgerodet werden. Nach drei Monaten hat die Pflanze durchschnittlich eine Höhe von 5 Fuß erreicht und treibt jetzt Knospen, ein Zeichen, daß sie zum Schneiden reif ist. Außerdem verräth ein starker, nicht unangenehmer

Geruch und die weiße Milch, die beim Brechen eines Stengels dick erscheint, daß die Zeit der Ernte da ist.

Morgens, so früh nur immer möglich, schneidet man den Indigo, damit man abends am nämlichen Tage noch die Pflanzen in die Pila bringen kann. Die Pila ist die Vorrichtung, in welcher aus den Pflanzen durch leichte Pressung und Gärung der Farbstoff ausgezogen wird. Sie besteht aus einem viereckigen, $1\frac{1}{2}-2$ Meter tiefen und 2 Meter im Geviert haltenden, wasserdicht ausgemauerten Trog, in dem sich am Boden eine Oeffnung zum Ablassen befindet. In diese Pila werden die Pflanzen geworfen, tüchtig umgerührt und mit Steinen beschwert. Alsbald beginnt die Gärung; ein dicker Schaum von kupferblauer Farbe steigt empor. Nach zehn bis zwölf Stunden ist die Gärung vollendet; man läßt durch den Hahnen die Flüssigkeit in ein niedriger gelegenes Bassin laufen, und die Operation, welche el batido heißt, beginnt, d. h. man schlägt das Wasser mit schaufelförmigen Stöcken, damit sich der Farbstoff niederschlägt. In diesem Bassin befinden sich an der Seite drei Ablaßlöcher übereinander. Das Wasser, welches grün aus dem ersten Bassin kam, nimmt nach einer Stunde fortwährenden Schlagens alle Regenbogenfarben an; man läßt aus dem obersten der Löcher einen Theil des Wassers ablaufen, und fährt mit dem Schlagen fort, bis der Indigo anfängt in kleinen Körnern zu Boden zu sinken, was nach drei bis vier Stunden statthat. Um diesen Niederschlag schneller zu bewirken, wirft man in die zweite Pila die Frucht eines Baumes, die man zermalmt hat; sie ist schleimig und heißt Uva blanca. Nachdem alles Wasser nach und nach abgelassen wurde, nimmt man den Indigo heraus und preßt ihn in Tüchern aus, worauf er noch fünf bis sechs Tage auf Tüchern in der Sonne getrocknet wird. Die beste Qualität muß leicht und einförmig blau sein, beim Strich mit dem Nagel kupferroth werden.

Die Indigopflanze (Indigofera añil) ist ein circa 3—5 Fuß hoher Strauch mit gefiederten, von sechs bis neun Paar eirunden, grünbläulichen Blättchen besetzten Blattzweigen. Die Blüten sind gewöhnlich rothgelb oder gelb mit Roth gesprenkelt, und bringen eine

schmale, knotige, schwarzbraune Schote hervor, die schwarze, graue oder schwarzgrünliche, kleine, harte Samenkörner enthält.

Eine Aussaat reicht in der Regel für drei Jahre. Im ersten Jahr heißt die Pflanze Plantilla, im zweiten Tronco, im dritten Retronco. In ganz guten Terrains (Virgenes) dauert die Pflanze vier, ja fünf Jahre, und heißt dann Soca und Resoca. Je älter die Pflanze, desto bessern Indigo liefert sie. Die Preise in diesem Jahre waren in Istaltepec:

Erster Qualität	10—11	Realen	pro	Pfund.*)
Zweiter »	8— 9	»	»	»
Dritter »	6— 7	»	»	»

Diese Preise sind sehr hoch, da seit vier Jahren die Wanderheuschrecke die Felder verwüstet hat. In frühern Jahren kostete die erste Qualität nur 6—7 Realen.

Der Indigo war ursprünglich in Ostindien bekannt, und die Chinesen benutzten ihn schon mehrere Jahre vor der christlichen Zeitrechnung zu Tinten und Farben verschiedener Stoffe und Geräthe.

Der farbhaltige Stoff, das Indicum, von dem Plinius (XXIII, 2) in seiner Naturgeschichte spricht, war zur Zeit Alexander's des Großen in Alexandrien schon bekannt. Plinius sagt ferner, daß dieser Farbestoff aus Indien gekommen sei, und wenn man ihn auflöse, so erzeuge er eine wunderschöne Mischung von Blau und Purpur (in diluendo mixturam purpurae coeruleique mirabilem reddit). Plinius, hat man behauptet, soll in Betreff der Indigoerzeugung im Irrthum gewesen sein; dann aber hatte und hat er bis in die neueste Zeit viele Gefährten; doch Beckmann in seiner „Geschichte der Erfindungen" (Bd. 4, Art. „Indigo") und Dr. Bankroff über „Permanent colours" (I, 241—252) untersuchten, jeder mit großem Scharfsinn, die Meinung des Plinius, und beide stimmen darin überein, daß das Indicum des alten Geschichtschreibers der Indigo indigofera und nicht der europäische Isatis oder Weid wäre.

Die Ruinen des höchsten Alterthums, die Ueberreste längst-

*) Acht Realen gehen auf einen Peso à 2 Fl. 30 Kr. südd. W. (1 Thlr. 13 Ngr.).

vergangener Größe indischer, chinesischer und japanesischer Vorzeit, die Ruinen und Hieroglyphen von Indra, Saba, Memphis, Theben, Luxor und Dendera mit ihren Indigogemälden sprechen für dessen Gebrauch im grauen Alterthum.

Die Europäer lernten zur Zeit der Kreuzzüge im Orient den Anbau, Handel und Gebrauch des Indigo kennen. Ein Document vom Jahre 1194 handelt zuerst mit Genauigkeit die Eigenschaft des Indigo als farbestoffhaltige Pflanze ab, obschon Johann Ventura Rosetti 1548 in seiner Abhandlung über die Färbekunst des Indigos als solchen nicht erwähnt, weshalb anzunehmen ist, daß diese Farbe ausschließlich in der Malerei angewendet wurde.

Im 13. Jahrhundert beschrieb Marco Paolo, der berühmte Reisende, mit vieler Genauigkeit die Indigobereitung in China und Hindostan, die man damals mit wenig Unterschied wie heute in Bengalen ausübte.

Verschiedene Arten der Indigofera waren von jeher in der Neuen Welt einheimisch. F. Columbo, der Sohn Christoph Columbus', zählt in der Geschichte und Lebensbeschreibung seines Vaters den Indigo unter die Producte Haïtis, und der Naturforscher Hernandez beschrieb sehr ausführlich die Indigobereitung der Einwohner von Mexico zur Zeit der Eroberung.

Die Gemälde, Handschriften, Landkarten, Idole und andern von den alten Azteken, Tlascalteken und Zapoteken gemalte Gegenstände zeugen von dem ungemein großen Gebrauch, den jene Völker von dem aus der Pflanze Hiuhguilipitzahuac gezogenen Farbestoff machten, deren ausgeschiedenen und in kleine Brötchen getrockneten Teig sie Mohuitli und die Schreib- und Malertinte Tleuchuitli nannten.

Die Sarazenen bauten viele Arten von Indigo, welchen sie Neer, Nir oder Nil und mit dem Artikel Añil nannten, welche Namen sich von ihnen auf die Spanier, wie die Benennung Indigo von dem lateinischen Indicum, und auf andere Völker vererbten.

Mittwoch, 11. März. Um 8 Uhr morgens verließen wir Ixtaltepec in der Richtung von San-Jeronimo. Die Ebene vor uns, mit Buschwerk abwechselnd überwachsen, dient meist als Vieh-

weide und ist reich an Wildpret; namentlich häufig ist der schwarzschwänzige Hase (Lepus nigricaudatus), sodaß wir mehrere Exemplare erlegen konnten. Er ist auf der Oberseite blaßbräunlich oder falb, von eigentlich schwer zu bestimmender Farbe, da jedes Haar mit verschiedenen Farben geringelt ist; die ganze Unterseite ist scharf abgegrenzt weiß, Füße unten rostbraun, Ohren schwarz mit gelbröthlicher Spitze, innen beinahe nackt; er hat stets mehrere Lager, in welchen er sich, wie unser gemeiner Hase, hält, während er in seinen Bewegungen dem Kaninchen gleicht.

Um 10 Uhr kamen wir in das Dorf San-Jeronimo mit 2000 Einwohnern. Wenn man von 2000 Einwohnern hört, ist man leicht versucht, an ein freundliches Städtchen zu denken, was hier ein großer Irrthum wäre; denn diese volkreichen Dörfer bestehen nur aus elenden, weit voneinander stehenden Lehmhütten, haben weder Handel noch Industrie, und scheinen ganz ohne Leben.

Von San-Jeronimo folgten wir dem Wege, welchen die Amerikanische Compagnie über den Isthmus anlegt. Aber leider ist derselbe noch an vielen Stellen in einem fast unpassirbaren Zustande; an andern Orten hat man ihn nur in aller Eile hergestellt, um ihn an dem festgesetzten Termin für fertig ausgeben zu können. Da man aber, um die jetzt trockenen Flüsse passiren zu können, anstatt Brücken zu bauen, nur Aeste und Erde in dieselben geworfen hat, werden die ersten Regen diese oberflächlichen Arbeiten wieder zerstören.

Der Weg führte in großen Bogenlinien auf die Cordillera und gewährte manchmal die prachtvollste Aussicht in diesen Theil des Gebirges, welches hier, den Isthmus bildend, Nord- und Centralamerika miteinander verbindet. Seine Höhen sind unbedeutend; aber da das Gebirge sehr schroffe und ausgeprägte Formen hat, gewährt die Landschaft überall einen pittoresken Anblick. Die Höhen übersteigen nicht 1000 Fuß; trotzdem ist der Unterschied in der Temperatur und Vegetation außerordentlich auffallend, was wol hauptsächlich in den fast beständig wehenden Seewinden seine Erklärung findet.

Ehe man die Hacienda von Chivela erreicht, gelangt man auf ein Hochplateau gleiches Namens, eine weite, rings von Bergen umschlossene Ebene, welche an das Thal von Mexico erinnert, obgleich die Seen hier gänzlich fehlen. Chivela selbst ist eine Hacienda, auf der jedoch keine Bodencultur, sondern blos Viehzucht betrieben wird. Hier ist das Hauptstationshaus der Amerikanischen Compagnie, wo wir uns bei den Angestellten derselben niederließen. Diese befanden sich, wie sie versicherten, in einer traurigen Lage, denn seit langer Zeit waren die Zusendungen von Geld und Lebensmitteln ausgeblieben, sodaß sie zu einem kümmerlichen ascetischen Leben verurtheilt waren.

Um 5 Uhr, nach einem den Verhältnissen entsprechenden Diner, ritten wir weiter und kamen mit Sonnenuntergang an ein Lager der Arbeiter, das aus einem Zelt und einer Hütte am Wege bestand. Die Leute waren gerade an ihrem Nachtessen. Ich hielt mein Pferd an, und fragte laut: „Sind auch Deutsche hier?" Wie ein Blitz fielen diese Worte in den Haufen; alle warfen ihre Tortillas weg, und wie ein Bienenschwarm stürzten sie heran und umstanden unter lauten Ausrufungen mein Pferd.

„Wie geht es euch, Landsleute?" fragte ich. Das schien aber auch das Losungswort für alle gewesen zu sein, denn alle fingen an wild durcheinander zu schreien, zu klagen und zu lamentiren. Da ich aber das wirre Schreien nicht verstehen konnte, ermahnte ich sie, einer nach dem andern zu sprechen, und nun erzählten sie mir mit allen Details, wie sie unter den glänzendsten Versprechungen in den Vereinigten Staaten von der Compagnie angeworben und hierhergebracht worden seien, um die neue Straße zu bauen, wie sie aber schon nach ganz kurzer Zeit eingesehen hätten, auf welch schändliche Weise man sie betrogen habe; denn nicht nur hätten die Beamten den wenigen unter ihnen, welche einiges eigenes Geld mitgebracht, dieses unter allerlei Vorwänden abgeschwindelt, sondern jetzt bezahle man ihnen auch nicht einen geringen Tagelohn, gebe ihnen schlechte und ungenügende Nahrung, ja häufig fehle es gänzlich daran, sodaß sie den bittersten Hunger leiden müßten. Das Aeußere aller dieser Leute war erbärmlich; die Kleider bis zu

den letzten Fetzen abgerissen, die Haare und Bärte lang und verwildert, glichen sie einer recht verwahrlosten Bande und erregten in hohem Grade mein Mitleiden; thun konnte ich aber momentan nichts für sie. Nun fragte ich noch: „Sind auch Würtemberger hier?“ „Ja, Herr“, rief es von verschiedenen Seiten, „von Marbach, Reutlingen, Kirchheim unter Teck“ u. s. w. „Ist denn einer da, der Bedienter bei mir werden will?“ „Ich, ich, ich!“ schrie es von allen Seiten; „wir alle gehen mit Ihnen!“ Das war nun freilich für mich zu viel; einer aber drängte sich nahe zu mir heran und sagte mir beinahe ins Ohr: „Nehmen Sie doch Rücksicht auf mich; ich bin der A. S., der mit Ihnen im Institut war.“ In der That entsann ich mich seines Namens und versprach ihm, ihn auf dem Rückweg mitzunehmen.

Ein kleiner Fluß, den wir zu passiren hatten, bot in der Dunkelheit ein neues und merkwürdiges Schauspiel. Seine Ufer waren vom Niveau des Wassers an so dicht mit Leuchtwürmern besetzt, daß eine vollständige Helle entstand und der ganze Bach, in dem sich dieses lebhafte rothgelbe Licht reflectirte, einem Strom glühender Lava glich.

Um 8 Uhr kamen wir in El Vario an, einem der bedeutendsten und ansehnlichsten Dörfer des ganzen Isthmus. Es hat 1500 Einwohner, und scheint sich rascher und blühender zu entwickeln als die meisten andern Orte. Die Indianer sind Misteken und beschäftigen sich mit Ackerbau, der Cultur des Zuckerrohrs und Einsammlung der Vanille. Der Ort gewährt dem Reisenden durch die beiden vorhandenen Kaufläden einige Ressourcen.

In ganz Mexico, ohne Ausnahme, fand ich überall die gastfreundlichste Aufnahme; an manchen Punkten übertraf dieselbe alles, was ich erwarten konnte; und so auch hier, wo Hr. Lafond mich durch seine allzu große Sorge in wirkliche Verlegenheit setzte.

Donnerstag, 12. März. Die beschlossene Jagdpartie war auf den folgenden Tag festgesetzt; deshalb verließen wir El Vario um 4 Uhr morgens und kehrten nach Chivela zurück, wo wir den Abend mit den Vorbereitungen zur Jagd vollends zubrachten.

Freitag, 13. März. Mit dem frühesten Morgen weckte uns das laute Gebell der Meute, die der Tigrero, der uns begleiten sollte, mit sich führte. Jede Hacienda hat nämlich ihren Tigrero, d. h. Tigerjäger, dessen Aufgabe ist, mit seiner Meute unablässig den Tigern und Löwen nachzustellen. Ich wiederhole, daß unter Tiger der Jaguar, unter Löwe der Puma zu verstehen ist.

Der Tigrero, ein noch junger Kerl von keckem, aber etwas verwahrlostem Aeußern, ist ganz in Leder gekleidet; er hat schon dreiundvierzig Tiger getödtet, und auch in einem der Handgemenge bereits ein Auge verloren. Die Meute bestand aus sechzehn kläffenden und heulenden, kleinen, meist unansehnlichen Hunden, von denen die meisten die Spuren früherer Kämpfe mit den wilden Thieren an sich trugen. Nur der Anführer der Meute, der stets el capitan heißt, war ein schöner Hund, eine Art Windspiel, aber starkleibiger als diese.

Bald saßen wir alle zu Pferde. Der Weg führte durch eine offene Gegend, in welcher wir einige gescheckte Hasen erlegten. Nach kurzem nahm uns der Wald auf, ein dichter, dorniger Urwald. Kaum waren wir in demselben, so gaben die Hunde Laut. Hr. Lafond stieg ab und stürzte ins Dickicht mit solcher Gewandtheit, daß es schwer war, ihm zu folgen. Die Hunde hatten einen Pangolin (Ameisenbär) aufgespürt, aber er war bereits verschwunden, als wir zur Stelle kamen, mit ihm zugleich aber ein anderes Thier aufgenommen, dem die Meute nachsetzte. Wir folgten so rasch wie möglich, bergauf bergab, bald von den Dornen festgehalten, bald in kleine Schluchten stürzend. Endlich standen die Hunde, und wir erreichten sie, wie sie bellend und vor Wuth laut heulend einen Baum umkreisten. Auf denselben hatte sich das Thier geflüchtet; es war was die Mexicaner Cabeza de vieja nennen, weil das schwarze Thier einen weißen Kopf und Nacken hat. Ein Schuß mit Rehposten berührte das Thier unangenehm; allein dieser Marder ist so zäh, daß er drei Schüsse brauchte, um ihn zum Fallen zu bringen. Aber noch hatte er die Erde nicht berührt, als ihn die Hunde in der Luft auffingen und mit unbeschreiblicher Wuth über ihn herfielen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, wie die

Hunde, auf einen Knäuel geballt, sich heulend um das Thier stritten. Da ich den Marder präpariren wollte und fürchtete, daß sie ihn zerrissen, mußten wir sie mit Gewalt wegtreiben, und traten mit unserer Beute den Rückweg an.

Dieses von den Indianern Cabeza de vieja genannte Thier ist unter dem Namen Mustela barbara bekannt, und bereits von Azara und später vom Prinzen Wied gut beschrieben worden. Es gleicht unserm Marder, ist aber weit stärker und größer; der Hals ist dick, der Schwanz länger als der Körper. Es tritt vorn mit ganzer, hinten mit halber Sohle auf. Die Farbe des Pelzes ist schwarzbraun oder schwarz; nur Oberkopf und Oberhals sind gräulichweiß und manchmal graugelblich, ebenso wie ein kleinerer oder größerer Flecken der Kehle. Der weiße Kopf erinnert an das Aussehen eines Greises, daher sein Name in Mexico. Die Haare sind hart und beinahe borstig, weshalb das Fell nicht als Pelzwerk zu verwenden; die Haut, wie ich beim Abziehen fand, ist merkwürdig dick. Nach dem, was mir Hr. Lafond und unser Tigrero über das Thier mittheilten, gleicht es in seiner Lebensweise dem Marder, bewohnt bei Tag meist die hohlen Bäume, und geht in der Dämmerung und nachts auf Beute aus, welche in Vögeln, vorzüglich den auf Bäumen schlafenden Hühnerarten, und allen kleinern Säugethieren besteht.

Hr. Lafond war unvergleichlich. Die lange Gewohnheit, die Wälder zu durchstreifen, hatte ihn gelehrt, von allem Nutzen zu ziehen, und während des ganzen Tages bereitete er uns durch seine praktischen Kenntnisse manche angenehme Ueberraschung.

Wir waren noch nicht lange wieder zu Pferde, als sich zwei Truthühner (Meleagris gallopavo) bemerklich machten. Die Henne fiel auf meinen Schuß, nachdem ich sorgsam angeschlichen war; der Hahn entkam schwer verwundet ins Dickicht. Plötzlich gaben die Hunde wieder Laut, und wir hörten das Knacken der Pecaris oder Warzenschweine (Dicotyles torquatus), hier Havalis genannt. Wie ein Blitz waren wir von den Pferden und im Dickicht; aber es war ein schwieriges Stück den Hunden zu folgen. Die Schweine, von den Hunden angegriffen, aber sich tapfer vertheidigend, liefen

einen steilen Berg hinan, der so eng verwachsen war, daß wir nur mit dem Machete einen Weg öffnend durchkommen konnten. Wir hörten beständig das Gebell der Hunde, noch übertönend das Knacken der Schweine, das genau lautet wie das Knacken unsers Uhus, konnten aber nicht näher kommen. Endlich stand aber die Meute, und wir erreichten sie bei einem jungen Pecari, das sie getödtet hatten. Die alten waren entkommen, und von den Hunden befanden sich mehrere, aus vielen Wunden blutend, in einem traurigen Zustande. Wir trugen unsere neue Beute zu den Pferden; das Thier war nicht, wie unsere Frischlinge, gestreift, sondern einfarbig gelbrostbraun.

Hokkos (Crax), die man hier Faïsanes nennt, hatten uns aufs neue ins Dickicht gelockt, als mir Lafond zuwinkte. „Affen!" sagte er leise, auf einen Baum zeigend, und zu meiner Freude erblickte ich deren drei. Das eine war ein Weibchen und hatte ihr Junges auf dem Rücken. Nachdem wir eine Zeit lang zugesehen hatten, wie sie mit ihren langen Armen und Beinen und ihrer fünften Hand, dem Wickelschwanz, sich mit bewundernswerther Geschicklichkeit von Zweig zu Zweig balancirten, schossen wir das Weibchen herab, um womöglich das Junge unverletzt zu erhalten; allein es war nicht geglückt: ein Schrot hatte ebenfalls den Kleinen erreicht, der sich noch im Tode fest an seine Mutter geschmiegt hielt. Es waren Kapuzineraffen, Cebus apella oder C. capucinus, zwei Arten, welche bestimmt zu unterscheiden mir noch nicht gelungen ist, obgleich ich viele derselben in ausgestopften Exemplaren, viele lebendig, in Gefangenschaft oder in Freiheit, gesehen und beobachtet habe. Die hier vorkommende Art gehört einer der beiden oder beiden Arten an, und ich glaube, daß dieselben doch wol wieder zu einer Species zu vereinigen sein dürften. Die, welche ich lebendig besaß, waren alle sanft und gutmüthig. Der eine benahm sich gegen alle Männer äußerst freundlich und zutraulich, während er sich gegen das weibliche Geschlecht falsch und heimtückisch bewies, und gerne unversehens biß. Eine eigenthümliche Erfahrung machte ich während der Jahre, in welchen ich zoologische Gärten unter meiner Aufsicht hatte, und mich also in täglichem Umgang mit Thieren befand,

welchen, wie besonders Affen, eine höhere geistige Befähigung zutheil geworden ist. Ich hatte nämlich zu jener Zeit als Diener einen jungen Neger, den ich vom Weißen Nil mitgebracht. Obgleich derselbe von gutmüthigem Charakter war, und gegen Thiere sich nie boshaft bewies, so hatten doch alle Affen und alle Fleischfresser, wie Jaguare, Löwen, Leoparden u. s. w. eine solche Antipathie gegen ihn, daß, wenn er sich vor den Affenkäfigen zeigte, in der ganzen Reihe ein augenblickliches Hallo entstand: alle sprangen wie wüthend an die Gitter, erhoben ein mörderliches Geschrei und geberdeten sich wie toll, solange sie ihn sehen konnten; ebenso die Katzenarten. Was aber noch auffallender erschien, war, daß selbst viele Vögel diese Antipathie theilten. Die Kapuzineraffen stoßen, um ihre Freude auszudrücken, einen sanftflötenden Ton aus, der wie Tü, tü, tü klingt; im Zorn oder in Furcht aber, und letzteres ist am häufigsten der Fall, da sie sehr furchtsam sind, schreien sie unausstehlich lamentabel, daß man sie dem Tode nahe glaubt. Spielen geht ihnen über alles, und selbst wenn sie ganz allein sind, amusiren sie sich tagelang damit. Wenn man ihnen mit der Hand droht, rollen sie sich wie eine Kugel zusammen, den Kopf zwischen den Hinterbeinen und den Schwanz über Hals und Kopf auf den Rücken gelegt. Dieselbe Stellung nehmen sie an, wenn man ihnen Tabacksrauch ins Gesicht blasen will.

So wenig ich bei allen übrigen Affen von dem von alten Schriftstellern übertrieben geschilderten Nachahmungstrieb gefunden habe, so macht doch der Kapuziner hierin eine Ausnahme. Als Schreiner in seiner Nähe arbeiteten, sah er denselben aufmerksam zu, verschaffte sich dann einen eisernen Haken und schlug denselben sehr geschickt mit einem Stück Holz in eine Bretspalte, indem er von Zeit zu Zeit versuchte, ob er festsitze. Hierauf wollte er ihn auch wieder herausziehen, und als dies für seine Kräfte zu viel war, steckte er ein Stück Holz auf sehr vernünftige Weise unter den Haken und bediente sich desselben als Hebel, um ihn herauszuziehen, was ihm auch wirklich gelang.

Wir gelangten nun zum trockenen Bett des Rio Almoloya, und zogen in demselben abwärts. Nach einer Stunde fanden wir

Wasser und die ersten Tapirfährten. Es war Mittag, und da sich bei uns allen der Hunger eingestellt hatte, machten wir halt, um unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren. Zum allgemeinen Schrecken stellte es sich aber heraus, daß der Sack mit Lebensmitteln im Nachtquartier zurückgelassen worden war. Nach langem Suchen fanden sich vier kleine Brote, die wol schon seit langer Zeit ihren Platz in meiner Satteltasche gehabt hatten und jetzt unerwartet ans Tageslicht gezogen wurden. Auch ein Stück Panela (brauner, noch mit dem Sirup vermischter Rohrzucker) fand sich, Branntwein war noch in unsern Feldflaschen, und Wasser, um unsere Brote einzuweichen, lieferte der Fluß. So machten wir uns ans Frühstück. „Welch ausgezeichneten Geschmack dieses Brot hat!" bemerkte der eine, „und wie vortrefflich der Zucker dazu schmeckt!" fiel der andere ein, kurz, alle fühlten wir uns glücklich, und nie hat ein Frühstück besser geschmeckt als dies trockene Brot und der braune Zucker im Dunkel jenes Urwaldes. Fürwahr, der Hunger ist der beste Koch!

Noch hatten wir nicht zum Beschluß unsers Mahles zu den Cigarren gegriffen, als die Hunde ein Geheul im Dickicht erhoben. Wir griffen zu den Gewehren, eilten ihnen nach, und fanden sie, ein todtes, angefressenes Pferd umstehend. Es war die Beute eines Tigers, welcher das Thier aus weiter Entfernung hierhergeschleppt haben mußte. Da es aber schon mehrere Tage alt war, konnten wir der Spur nicht mehr folgen und kehrten zurück, um unsere Pferde zu besteigen und weiter zu ziehen.

Die Fährten der Tapire wurden immer häufiger und zeigten ausgewachsene Thiere an. An einem der großen Wassertümpel standen die Hunde einen Augenblick still und zogen an. Plötzlich sprang ihr Anführer, el capitan, ins Gebüsch und die Meute folgte. Wir thaten dasselbe, aber im Nu waren die Hunde verschwunden und ließen nichts von sich hören. Trotzdem folgten wir, uns mit dem Säbel Bahn durch das endlose Gewirr der Schlingpflanzen und Dornen brechend. Nach zehn Minuten gab ein Hund Laut, und gleich darauf fiel die ganze Meute ein und setzte das Gebell fort. Wir wußten nun, daß sie das Wild gestellt hatten, und eilten, so

rasch als es die Schwierigkeiten des Terrain gestatteten, dem Punkte zu, von welchem die Laute zu uns drangen. Nach einer erschöpfenden Tour gelangten wir zum Ziel, und der Anblick, der sich uns bot, war für alle Mühe entschädigend. Ein ungeheuerer Tapir war im Kampf mit den Hunden, die ihn von allen Seiten angriffen. Aber von vorne mit dem Rüssel, seiner einzigen Waffe, um sich hauend, schützte ihn hinten seine dicke Haut gegen die Bisse. Ich hatte schnell mein Gewehr angelegt, als Lafond mir zugleich zurief: „Eilen Sie nicht, wir haben Zeit genug; der entgeht uns nicht mehr"; und nun belehrte er mich, daß wahrscheinlich nur im Kopfe meine Kugel Wirkung hätte. So suchte ich den Kopf; aber im Gewühl der Hunde und der raschen Bewegungen des Tapir, um sich zu vertheidigen, war es nothwendig, vorsichtig zu schießen. Mein Schuß krachte, und die Kugel saß mitten auf der Stirn, oberhalb der Augen. Der Tapir hatte zwar eine Bewegung zum Stürzen gemacht, schüttelte dann aber nur den Kopf, als wie von einer Erbse des Blaserohrs getroffen, und vertheidigte sich weiter gegen die Hunde, von uns gar keine Notiz nehmend. Hr. Lafond sandte ihm eine zweite Kugel. Wir fanden sie nachher abgeplattet auf dem Unterkiefer, während die meinige, unter stumpfem Winkel auf den Schädel treffend, am Knochen abgeglitscht und 3 Zoll vom Schußloch wieder herausgekommen war. Nun sprangen wir mit den Säbeln auf ihn zu. Mit einem Hieb schlug Lafond den Rüssel ab, während ich meine gerade Klinge mit vieler Mühe in der Gegend des Herzens in den Leib stieß, sodaß zwei gewaltige Blutströme hervorsprudelten. Noch einige Augenblicke widerstand das kolossale Thier, dann stürzte es verendend zusammen.

Unterdessen waren die andern herbeigekommen und theilten unsere Freude an der schönen Beute. Nachdem die ersten Betrachtungen vorüber waren, kam die Frage: Wie das Thier fortbringen? Es wog nach unserer Schätzung 500 Pfund, und es war also nicht daran zu denken, es auf ein Pferd zu laden; auch konnten wir es nicht bis zum Flusse, wo die Pferde standen, schleppen; man schlug vor, den Tapir in Stücke zu zerhauen und davon so viel mitzunehmen, als jeder von uns tragen könne. Dem aber widersetzte ich

mich, da ich die Haut unverletzt haben wollte, und schlug vor, das Thier abzustreifen, die Haut mitzunehmen und das Fleisch den Wölfen und Pumas zu überlassen. Allein dem stand eine andere Schwierigkeit entgegen. Die Arbeit des Abziehens erfordert eine Zeit von vier bis sechs Stunden; wir hatten aber noch wenigstens 8 Leguas durch den Wald zu machen, und über Nacht konnten wir nicht im Freien bleiben, da wir weder Futter für die Pferde, noch Decken oder Mäntel für uns selbst hatten; sich aber ohne diese dem Thau der Nacht auszusetzen, hätte unzweifelhaft den meisten von uns ein Fieber zugezogen. Zudem wollten wir noch einen Tiger schießen. So wurde denn beschlossen, den Tapir dick mit Holz und Dornen zu bedecken, und ihn am folgenden Tag zu holen. Während die andern rasch ans Werk gingen, und mit den Säbeln und Machetes Holz hieben und herbeischleppten, benutzte ich die Zeit, um für alle Fälle eine kurze Notiz über das Thier aufzuzeichnen; obgleich dasselbe nun nicht allein dem Naturforscher, sondern auch den meisten Laien bekannt ist, so glaube ich doch vielen meiner Leser schuldig zu sein, über den Tapir (Tapirus americanus) einige beschreibende Worte beizufügen.

Der Tapir ist das größte Säugethier Amerikas und wurde lange Zeit für die einzige Art seines Geschlechts gehalten, bis ihm die Entdeckung des indischen oder zweifarbigen Tapir, und endlich die des Pinchaque oder T. villosus, welch letzterer ebenfalls Amerika, und zwar die hohen Anden bewohnt, zwei Verwandte lieferte. Der von uns erlegte war 6 Fuß 1 Zoll lang, bis zur Mitte des Rückens 3 Fuß 3 Zoll hoch; der Schwanz maß 3½ Zoll Länge. Er gleicht in seinen äußern Formen am meisten dem Schwein, doch ist der Körper gewölbter, der Kopf dicker und die Beine stärker. Seine Nase ist zu einem ziemlich langen, beweglichen Rüssel verlängert, der am Ende keine aufgeworfene Ränder, wie beim Schweine, hat. Sein ganzer Leib ist mit kurzen, glattanliegenden Haaren bedeckt, die denen der Pferde gleichen. Dadurch erhält das Thier ein weit gefälligeres Aeußere, als die Schweine. Die Augen sind klein, die Ohren dagegen groß, oben abgerundet und sehr beweglich. An den Vorderfüßen hat er vier, an den Hinterfüßen drei

Hufe; seine Fährten im sumpfigen Boden sind so groß, daß, wer sie nicht kennt, sie einem Thier von der Größe eines Pferdes zuzuschreiben geneigt ist. Die Farbe des alten Tapir ist braun; die jungen Thiere sind viel heller, mit röthlichgrauen Flecken und Streifen.

Der Charakter dieses Thieres ist friedlich und sehr ängstlich, sodaß es vor jedem Feinde flieht und sich nur gegen die verfolgenden Hunde stellt, wenn keine Flucht mehr möglich ist. Sein liebster Aufenthalt sind Wälder mit offenen Feldern in der Nähe, wenn Wasser, sei es in Flüssen, Bächen, Seen oder Tümpeln, vorhanden ist; denn es badet gern und viel, um sich der stechenden Insekten zu entledigen. Jung eingefangen, ist es in wenigen Wochen ganz zahm; übrigens gewöhnen sich auch die Alten leicht an die Gefangenschaft, lernen ihren Herrn kennen, folgen ihm auf Wald und Feld, und werden vollkommene Hausthiere. Der Gedanke, den Tapir ganz zu domesticiren, lag deshalb sehr nahe und wurde auch schon verschiedenemal ausgesprochen. In Südamerika soll man sogar diesen Versuch ausgeführt und ihn zum Fortschaffen kleiner Lasten verwandt haben. Dies mag in Ländern, wo dem Reisenden nur unwegsame Pfade als Straße dienen müssen, von einigem Nutzen sein, der aber bei uns nicht in die Wagschale fiele; dagegen würde ihn sein vorzügliches Fleisch und seine Haut, welche zu dauerhaftem Leder verarbeitet wird, zur Acclimatisirung bei uns empfehlen. Ein Umstand, welcher seiner raschen Verbreitung und dem zu gewährenden Nutzen jedenfalls hindernd entgegentritt, ist seine geringe Fruchtbarkeit, da das Weibchen jährlich nur ein Junges wirft, das der Mutter ein ganzes Jahr lang folgt und auch so lange gesäugt wird. Immerhin wäre aber der Versuch, ihn als Hausthier zu benutzen, nicht ohne Interesse.

In einer halben Stunde war das Thier mit einem 6 Fuß hohen Haufen Dornen und Aesten vollständig verdeckt, und wir traten den Rückweg zu den Pferden an.

Wir setzten unsern Weg im Flußbett fort. Mehrere der Wassertümpel waren mit Fischen angefüllt, von denen ich einige sammeln wollte. Wir hatten kein Netz; aber der an Ressourcen unerschöpf-

liche Lafond wußte gleich Rath. In wenigen Augenblicken schöpfte er mit einer Kalebasse das Wasser aus, und wir sammelten mit leichter Mühe so viel Fische ein, daß sie zu einem Abendessen für uns alle reichten.

Nach kurzer Zeit schossen wir einen andern Affen, der sich mit seinem Wickelschwanze noch im Tode festhielt und uns mehr als eine halbe Stunde raubte, ehe wir ihn vom Baume herunterbrachten.

Ein Tigrillo (Felis pardalis) war die nächste Beute, auf welche Hokkos, große Penelopen, ein Königsgeier, eine Schlange und endlich eine ganze Affenfamilie folgten. Die Mutter der letztern stürzte mit dem Jungen herab, welches diesmal unverletzt geblieben war. Ich nahm den kleinen Schreihals aufs Pferd und mit nach Hause.

Die Nacht war hereingebrochen, und die Hoffnung, einen Tiger zu schießen, war dahin. Der Wald erstreckte sich noch mehrere Leguas vor uns, ehe wir auf einen Weg kommen konnten, und so sehr wir auch jetzt eilten, war die Nacht im Walde doch so finster, daß wir nur mit großer Beschwerde uns durch die Dornen und Lianen durchwinden konnten. Um 8 Uhr kamen wir auf den Weg, der nach Chivela führt. Ein heftiger Orkan, den man im Innern des Waldes nicht viel fühlte, riß uns beinahe von den Pferden. Um 10 Uhr nachts langten wir in Chivela an, verzehrten unser vergessenes Frühstück, und brauchten darauf den Schlaf nicht lange zu suchen.

Sonnabend, 14. März. Hr. Lafond war schon mit Tagesgrauen mit zwei Mozos und einem leeren Maulthier nach dem Platz gezogen, an dem wir den Tapir erlegt hatten, um denselben unter allen Umständen nach Chivela zu schaffen.

Wir waren den ganzen Vormittag eifrig mit Präpariren der erlegten Thiere beschäftigt. Gegen 11 Uhr kam Hr. Lafond sehr niedergeschlagen zurück. Während der Nacht hatte eine Heerde Wölfe, Cojotes genannt, unser Verhau aufgewühlt, und mit Hülfe der Pumas und am Morgen der Königs- und Aasgeier das Thier fast vollständig aufgezehrt. Als Hr. Lafond in die Nähe des Platzes kam, hörte er schon von weitem den Lärmen, welchen die heulenden und streitenden Cojotes verursachten, und schilderte mir den

Anblick, den er genoß, nachdem er leise hinangeschlichen, als höchst merkwürdig. In buntem Gewühl stritten sich die Wölfe, resp. Füchse, mit den Geiern, von welchen einige bereits so vollgefressen waren, daß sie schnell die verschluckte Nahrung erbrechen mußten, um sich vom Boden erheben zu können, nachdem Hr. Lafond mit zwei Schüssen einen Cojote und einen Vultur papa erlegt hatte.

Am Nachmittag beschloß ich den Rückweg nach Tehuantepec anzutreten, da dort inzwischen wichtige Briefe für mich aus Europa angekommen sein sollten. So trennte ich mich um 4 Uhr von Hrn. Lafond, der nach El Bario zurückkehrte, wohin ich ihm bald zu folgen versprach. Ich selbst ritt den Abend noch bis San-Jeronimo, wo ich die Nacht zubrachte.

Sonntag, 15. März. Um 4 Uhr morgens verließ ich beim Licht der Sterne das Dorf. Vor demselben begegnete uns ein Reiter, der mit meinem auf dem Wege zurückgebliebenen Diener einige Worte wechselte, worauf letzterer mir nachgesprengt kam und sagte: der vorüberziehende Mann habe ihm mitgetheilt, daß diese Nacht ein Kurier mit Briefen für mich von Ixtaltepec nach Chivela abgegangen sei. Gerade dieser Briefe aus Europa halber hatte ich meine Rückkehr nach Tehuantepec beschleunigt, und jetzt waren dieselben in einer andern Richtung mir nachgeschickt worden. So unangenehm mir auch diese Verzögerung war, so ließ sich doch an der Sache momentan nichts ändern. Ich beorderte einen meiner Leute, dem Kurier ventre à terre nachzujagen und mir die Briefe nach Ixtaltepec zu bringen. Ich selbst verließ den Weg und schlug die Richtung nach diesem Orte ein, wo ich auch um 7 Uhr ankam und erfuhr, daß der Kurier bereits um 11 Uhr nachts abgegangen sei. Da ich wenig Hoffnung hatte, meinen Diener hier erwarten zu können, so ließ ich blos ein frisches Pferd für denselben zurück, und ritt um 9 Uhr weiter.

Der Weg von Ixtaltepec nach Tehuantepec ist einförmig und beschwerlich. Er führt durch eine flache, offene Gegend, tiefen Sand, in dem die Pferde nur Schritt gehen können. Die Sonne brannte über alle maßen heiß (42° R.), und als ich um 2 Uhr in Tehuantepec ankam, fühlte ich mich unwohl und den ersten Choc

des Fiebers. Erst am Abend brachte eine heilsame Transpiration mir Erleichterung.

Der nach Briefen abgeschickte Diener kam schon um 4 Uhr nachmittags zurück, und hatte also eine Strecke von 27 Leguas in 12 Stunden zurückgelegt, was bei der großen Hitze alles war, was man nur verlangen konnte.

Dienstag, 17. März. Der Fieberanfall kehrte verstärkt zurück; denn bei den Wechselfiebern tritt jeder neue Anfall, wenn es nicht möglich war, das Fieber zu coupiren, weit furchtbarer auf, sodaß der dritte oder vierte schon von schwachen Naturen nicht mehr überwunden wird.

Ich erinnere mich hier einer Unterhaltung mit einem erfahrenen und wissenschaftlich gebildeten Arzte der Hauptstadt, Hrn. Dr. Jourdanet. „Unsere endemischen Fieber", sagte er, „sind weder durch die allgemeine geographische Lage noch durch die Nahrungsmittel erklärlich. Sie sind lediglich die Folge von Miasmen, welche ihr Dasein den Sümpfen verdanken; doch genügt das Vorhandensein der letztern zu ihrer Erzeugung noch nicht, und das Thal von Mexico kennt, trotz aller seiner Sümpfe, keine endemische Intermittentes. Zwar ist es noch nicht gelungen, und wird vielleicht nicht gelingen, das Paludin sichtlich darzustellen, aber seinem Verhalten nach scheint es eine Kohlenwasserstoff-Verbindung zu sein, die zu ihrer Entwickelung der Nacht (weil das Tageslicht die Wasserstoff-Verbindungen zersetzt) und einer gewissen Temperaturhöhe bedarf. In der Umgebung der Hauptstadt kann sich wegen der tiefen nächtlichen Temperatur dieses Paludin entweder gar nicht entwickeln, oder es wird in der dünnen Atmosphäre einer absoluten Höhe von über 7000 Fuß sogleich verflüchtigt und von der reinen und lebhaftern Luftströmung theils abgeführt, theils zersetzt."

Freitag, 20. März. Trotz der heftigen Fieberanfälle hatte ich meine Vorbereitungen zur Abreise beendigt, den Tag zuvor mein Gepäck mit den Maulthieren vorausgeschickt, und verließ Tehuantepec um 3 Uhr morgens. Mit Sonnenaufgang kam ich nach Tlacotepec und um 8 Uhr nach Chihuitan. Der Ort liegt höchst malerisch, von dem klaren Silberstrom Rio de los Perros

durchflossen. Die Einwohner genießen des Rufs großer Gastfreundlichkeit. Obgleich während des ganzen Jahrs ohne bedeutenden Verkehr, bot das Dorf heute doch das Schauspiel des regsten Lebens, denn es war gerade die jährlich wiederkehrende Marktwoche, die aus allen Theilen des Isthmus Tausende hier versammelte. Schon in weiter Entfernung war die Straße mit Indianern übersäet, und im Orte selbst wogten bunte, phantastisch aufgeputzte Gestalten, eine lebendige Galerie aus Indianern aller umwohnenden Stämme in den sonderbarsten Trachten dieser Nation.

Zu meiner Beunruhigung waren die Diener mit dem Gepäck nirgends aufzufinden. Wie sich später herausstellte, waren sie bis El Bario vorausgereist. Um 10 Uhr, ehe ich noch Zeit gehabt hatte, den Markt zu besichtigen, stellte sich ein neuer Fieberanfall ein, der diesmal so außerordentlich heftig auftrat, daß weder ich noch die Europäer, die ich hier gefunden hatte, an mein Durchkommen glaubten. Ich traf daher soviel wie möglich meine Anordnungen, dictirte einige Briefe und ergab mich in mein Schicksal, bis das Delirium mich der Wirklichkeit entriß. Aber meine Stunde hatte noch nicht geschlagen. Abends erwachte ich bedeutend besser, und ein tiefer, wohlthuender Schlaf während der Nacht gab mir Kraft, meinem fernern Schicksal entgegenzugehen.

Um 3 Uhr morgens hatte ein starkes Erdbeben stattgefunden, welches alles erschüttert und mehrere Häuser eingestürzt hatte. Mein Schlaf war aber so tief gewesen, daß ich nichts davon empfunden hatte.

Hr. A. de Gives hatte einen Diener nach Chinin geschickt, der in unglaublich kurzer Zeit den sehr weiten Weg zurückgelegt und das Verlangte gebracht hatte. So konnte ich denn hoffen, das fatale Fieber bekämpfen zu können.

Nachdem ich den folgenden Tag ruhig in Chihuitan gelegen hatte, da meine Schwäche das Reisen nicht gestattete, verließ ich

Sonntag, 22. März, morgens um 4 Uhr, das Dorf, welches als sehr ungesund bekannt ist. Die vom Markt heimkehrenden Indianer lagerten längs des Weges und gaben demselben dadurch ein sehr belebtes Ansehen. Man passirt zuerst den kleinen

Rio de los Perros, übersteigt einen niedern Bergrücken und durchreitet auf der andern Seite desselben den kleinen Bergstrom Guichilona. Die beiden genannten Flüßchen ergießen sich in den Rio Verde, der noch zum Stromgebiet des Stillen Oceans gehört. Hierauf steigt der Weg sehr steil an; man passirt den Cerro Guievixia und hat auf dessen anderer Seite bereits das Stromgebiet des Golfs betreten. Obgleich das Gebirge hier sehr niedrig ist, bietet es doch schon prachtvolle Fernsichten.

Um 10 Uhr kamen wir in El Vario an; der treffliche Hr. Lafond hatte bereits das schönste Haus des Dorfes für mich in Bereitschaft gesetzt, und so war ich in kurzem so comfortable installirt, als dies unter obwaltenden Umständen möglich war.

Mein Reiseplan war, von El Vario auf dem neuangelegten Wege der Amerikanischen Compagnie Suchil zu erreichen, eine von den Amerikanern neuzugründende Stadt an der projectirten Straße, und von hier mich in Canots auf dem Guatzacoalco einzuschiffen und bis nach Minatitlan, einer ebenfalls neu emporblühenden Hafenstadt, der Wasserstraße zu folgen. Hr. York, einer der Directoren der Amerikanischen Tehuantepec-Road-Compagnie, den ich in Tehuantepec kennen gelernt hatte, war so freundlich gewesen, mir für die Strecke von El Vario bis Suchil einen Wagen anzubieten, um in meinem durch die Fieber geschwächten Zustande den Weg mit größerer Geschwindigkeit zurücklegen zu können. Sein Hauptmotiv bei diesem Anerbieten war, wie mich Hr. Lafond versicherte, sobald wie möglich rühmen zu können, daß ein reisender Europäer die neue Straße bereits passirt sei, und der Umstand, daß dieser der schriftstellernden Klasse angehöre und weite Verbindungen unterhalte, schien für ihn besonders angenehm. Ich schickte somit einen meiner Diener mit Hrn. York's Ordre nach Sarabia ab, um den Wagen zu bestellen.

Dienstag, 24. März. Hr. Lafond, der alles aufbot, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, schlug eine Tour nach Petapa vor. Dieser Ort liegt nur eine Viertelstunde von El Vario entfernt, hatte ehemals 5000 Einwohner, ist aber jetzt zum elenden Dorf herabgesunken, während El Vario, welches

als Vorstadt von Petapa angesehen wurde, sich zusehends hebt. Ein hier wohnender unternehmender Mestize hat angefangen, sich mit dem Anbau des Cacaobaums zu beschäftigen, welcher in den letzten Decennien in Mexico außerordentlich vernachlässigt wurde. Der Mexicaner kannte zur Zeit des Naturforschers Hernandez vier Arten von Cacao, und unterschied Quauheahuatl, Mecacahuatl, Xochicucahuatl und Tlalcacahuatl, welch letztere Spielart kleiner ist und von Humboldt an den Gestaden des Orinoco und den nördlichen Mündungen des Yao wildwachsend angetroffen wurde. Jetzt unterscheidet man beim Anbau nur noch zwei Arten, den einheimischen el cacao criollo und den ausländischen el cacao añicro.

Die erste dieser Varietäten hat einen weit angenehmern Geschmack, erzeugt aber eine geringere Menge, obschon ihre Bohne größer, süßer und ölreicher ist, da sie ungefähr 55 Procent Butter enthält.

Die zweite Art ist ergiebiger, aber im Handel nicht so geschätzt, und dem Verderben beim Transport auf der See oder in den Magazinen ungleich mehr unterworfen. Sie wird leicht bitter, grau und erdig.

Der Same wird in Baumschulen gesteckt, von wo aus nur schöne, kräftige Stämmchen in zartem Wachsthum verpflanzt werden. Die Setzlinge haben eine bereits sehr ausgebildete Wurzel, welche beim Versetzen in einer Entfernung von je 4 Ellen voneinander geschont werden muß; außerdem bedarf der Cacaobaum, besonders die junge Pflanze, viel Schatten und Feuchtigkeit. Der Baum erreicht eine Höhe von 7—8 Ellen; die Blüten wachsen unmittelbar aus den dickern Aesten ohne Blattstengel hervor; die Frucht, den Gurken ähnlich, wird gelb und in reifem Zustande bräunlich, ist 7—8 Zoll lang, und schließt unter ihrer Schale in einem weißlichen Fleische die bohnenartigen Samenkörner ein, welche man nebst einem Theil des Fleisches in Tonnen legt, um sie gären zu lassen, was sehr schnell vor sich geht; hierauf scheidet man die Samen aus und trocknet sie am besten in der freien Luft im Schatten, da die Sonnenhitze ihnen viel Aroma entzieht.

Der säuerliche Saft, der nach Entfernung der Bohnen zurück-

bleibt, liefert nach einigen Tagen ruhigen Stehens ein sehr wohlschmeckendes und erfrischendes Getränk. Mittels Destillation kann man aus dieser Masse, dem eigentlichen Fruchtfleische des Baumes, ein geistiges Getränk bereiten, welches mit dem Jamaicarum viele Aehnlichkeit hat.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die zum Aufbewahren oder für den Handel bestimmte Cacaobohne alles Keimvermögen verloren hat, und man zum Säen die frischen Bohnen reifer Früchte verwenden muß.

Die alten Mexicaner bereiteten aus dem Cacao ein Getränk, das sie Chocolatl hießen, indem sie ihn mit etwas Maismehl, Vanille (Tlilxochitle in der Sprache der Azteken) und der Frucht einer Pfeffergattung (Mecaxochitl) vermischten, den Teig in Täfelchen preßten und somit die Kunst der Fabrikation, die Mahlwerkzeuge, die Art und Form des Teiges, ja selbst das Wort „Chocolade" von der Hochebene von Anahuac aus über alle Erdtheile verbreiteten.

Wie zu Zeiten des Hernan Cortez, so bedienen sich noch heute die Indianer der Cacaokörner, um ihre Münzen zu wechseln, indem sie 72 derselben für 1 Medio = ½ Real de Plata (8 Realen = 1 Peso oder Thaler à 2 Fl. 30 Kr.) geben und nehmen. Die Maya-Indianer theilen diese kleinste Silbermünze, den Medio, in 2 Quartillos, die 36 Cacaokörner gelten und gewiß eine bessere und solidere Valuta sind, als die ehemals üblichen Kupferquartillos im Innern von Mexico, deren plötzliche Preisherabsetzung im Jahre 1836 dem Handel so großen Schaden brachte.

Hr. Lafond hatte die weitere Freundlichkeit für mich gehabt, den Indianern der Umgegend sagen zu lassen, sie sollten ihm alle Thiere bringen, welche sie fangen könnten. So war bei unserer Rückkehr ein Mann gekommen, der zwei seltene Vierfüßler (Cercoleptes) gebracht hatte. Ihr deutscher Oken'scher Name „Augenbär" ist unpassend, da sie weder Bären sind, noch sich durch ihre Augen auszeichnen; es sind vielmehr Thiere, welche am meisten vom Naturell der Affen haben, im System von den Naturforschern überall herumgeworfen, am häufigsten aber zu den

Viverren gestellt wurden. Ohne weiter die Stellung im System berühren zu wollen, die dem Naturforscher von Fach hinlänglich bekannt ist, für den Laien aber kein Interesse hat, werde ich einiges von meinen beiden neuen Gästen erzählen, welche ich dem Indianer abkaufte und während längerer Zeit in Gefangenschaft beobachtete.

Die beiden Cercoleptes caudivolvulus, oder Kinkajous, wie sie die Franzosen nennen, machten mir viel Vergnügen; obgleich sie vollständige Nachtthiere sind und den Tag mit Schlafen zubringen, so gelingt es doch manchmal, sie aufzuwecken. Dann rollen sie sich auf, dehnen und recken sich, sind vollständig schlaftrunken und brauchen mehrere Minuten, bis sie das Tageslicht ertragen können.

Der Kinkajou hat ungefähr die Größe der Hauskatze. Sein Greifschwanz ist so lang als der Körper und dient ihm vollkommen als fünfte Hand. Sein Pelz besteht aus sehr feinen, wolligen, gekräuselten Haaren und ist so dick, daß er ihn recht gut gegen den Stich von Bienen beschützt, deren Stöcke er in der Freiheit gern plündert. Seine Farbe ist bräunlichgelb, mit hellern Extremitäten und hellgelber Unterseite. Unter den Augen ist ein kreisförmiger brauner Fleck; die Schnauze ist braunschwarz, die Augen groß, schwarzblau, mit außerordentlich erweiterter Pupille, woher es kommt, daß er das Licht der Sonne nicht ertragen kann, und bei Tag auf jede mögliche Weise seine Augen dagegen zu schützen sucht. Die Ohren sind aufrechtstehend und abgerundet. Sehr bemerkenswerth ist ihre Zunge, die sie 3—4 Zoll lang hervorstrecken und sich damit Gesicht und Hände belecken können. Sie dient ihnen zur Erlangung der Nahrung, wie die der Myrmekophagen, oder besser, wie die der Spechte zum Hervorholen von Insekten aus den Baumrissen und zum Lecken des Honigs aus den Zellen. Ihr Charakter ist äußerst sanft und gutmüthig; sie thun keinem Menschen etwas zu Leide, sondern zeigen im Gegentheil nach kurzer Zeit der Gefangenschaft die größte Anhänglichkeit an denselben. Es sind sehr reinliche Thiere; wenn sie Urin lassen oder ihre Excremente von sich geben, setzen sie sich dazu auf einen vorspringenden Punkt und recken nach Art der im Neste befindlichen Vögel den Hinterleib

hinaus. Der Schwanz ist als Greiforgan sehr ausgebildet; auch haben sie ein feines Gefühl darin, und bedienen sich seiner zum Ergreifen eines Gegenstandes beinahe ebenso häufig als der Hände. Manchmal sah ich sie lange Zeit an ihrem Schwanze aufgehängt, in welcher Lage sie gern zu fressen scheinen. Ihre Nahrung nehmen sie in der Freiheit aus dem Pflanzen- und Thierreich. Sie fressen alle süße und mehlige Früchte, holen sich mit vielem Geschick aus hohlen Bäumen den Honig, stellen den kleinen Säugethieren sowie den Vögeln in ihren Nestern nach, fressen aber auch Insekten, Würmer u. dgl. In der Gefangenschaft ernährte ich sie mit Milch, Brot und von Zeit zu Zeit mit einem Stückchen Fleisch. Im Affect lassen sie einen zischenden Ton hören, ähnlich dem einer Katze, wenn diese einem Hunde gegenüber ist. Wenn sie sehr zornig werden, verwandelt sich ihre Stimme in ein leises Bellen, wie das eines jungen Hundes.

Mittwoch, 25. März. Der Diener kam mit einem Briefe von Sarabia zurück, der mir mittheilte, daß der Wagen für mich in zwei Tagen in El Bario eintreffen würde.

Die Zwischenzeit benutzten wir zu Ausflügen in die Umgegend und zur Vermehrung der Sammlung. An einem kleinen Arroyo, eine kleine halbe Stunde von El Bario entfernt, bemerkte ich zwei schöne, große Eisvögel (Alcedo cyanea Wied oder Megacerylus torquatus), welche mit dem Bau ihres Nestes beschäftigt waren. Dasselbe wurde in einer Uferwand von Lehm angelegt. Mit großer Anstrengung arbeiteten beide Gatten und löſten sich gegenseitig beim Graben der Höhle ab. Ich wollte sie nicht schießen, sondern womöglich einfangen und einige Zeit lebend beobachten, und stellte deshalb Roßhaarschlingen. Es dauerte auch nicht lange, so hatte ich das Männchen in meiner Gewalt; das Weibchen, vorsichtiger, wollte lange nicht mehr zum angefangenen Neste zurückkehren. Nach zwei Stunden näherte es sich wieder und stieß einen pfeifenden Lockton aus, auf welchen das Männchen, welches ich in ein Tuch gebunden hatte, antworten wollte. Nach und nach kam das Weibchen näher und fing sich ebenfalls in den Sprenkeln. Erfreut trug ich meine Beute nach Hause und setzte sie, in Ermangelung eines

Käfigs, in ein kleines Zimmer. Diese Eisvögel sind von der Größe einer kleinen (Turtel-) Taube, 17 Zoll lang, wovon 6½ Zoll auf den Schwanz, 3½ Zoll auf den Schnabelrücken kommen. Die ganze Oberseite ist schön graublau, ins Meergrüne schillernd, mit einzelnen dunkelgrauen Schaftstrichen. Die Federn des Hinterkopfs sind beim Männchen zu einer Holle verlängert; die Kehle, Gurgel und Binde um den Hals sowie ein Fleck vor dem Auge sind weiß, Brust und Bauch lebhaft rostroth-gelb, Beine fleischroth, Schnabel röthlichgrau mit dunkler, horngrauer Spitze, im Alter ganz roth; Unterleib, Schwanz und Deckfedern weiß, Schwingen und Steuerfedern schwarz, letztere mit unpaar stehenden weißen Querflecken; Iris hellroth. Beim Weibchen ist der Fleck vor dem Auge weißer und größer, der Bürzel und Steiß rostgelb; die Oberbrust grauweiß gefleckt.

Ich gab mir alle Mühe, für meine beiden Eisvögel Fische aufzutreiben, welche ihre ausschließliche Nahrung bilden, und dann hoffte ich, sie nach und nach an Fleisch und Brot gewöhnen zu können; allein trotz aller Bemühung bekam ich nur so wenig Fische, daß sie nicht hinreichten. Beide Gatten wurden zusehends schwächer, hielten sich aber auf rührende Weise zusammen, und schienen die Leiden der Gefangenschaft sich gegenseitig abnehmen zu wollen. Mir kamen die Worte des dorischen Dichters Alkman ins Gedächtniß, der in einem uns noch aufbewahrten schönen Fragmente singt:

> Nie mehr trägt mich die eigene Schwinge, süßstimmige Jungfraun!
> Ach, daß ich Cerylus wär', und wie er vergäße der Sorgen,
> Ueber die trennenden Fluten von Halcyonen getragen!*)

Die stumme Klage rührte mich, und ich schenkte ihnen die Freiheit wieder.

Mehrere Tage vergingen mit vergeblichem Warten auf den Wagen, der mir versprochen. Hr. Lafond und die übrigen, mit den Verhältnissen der Amerikanischen Isthmus-Compagnie vertrauten

---

*) Die Alten glaubten, daß das Männchen des Meereisvogels, Cerylus genannt, wenn es durch Alter entkräftet ist, vom Weibchen über das Meer hingetragen wird.

Europäer sagten mit Bestimmtheit, daß ich mich nicht auf den Wagen verlassen sollte, da die Verhältnisse der Gesellschaft sich in solcher Desorganisation befänden, daß keiner mehr vom andern Befehle annehmen wolle. Durch das Ausbleiben von Geld und Proviant, welches der in Nordamerika befindliche Verwaltungsrath der Gesellschaft liefern sollte, war eine solche Widerspenstigkeit und Confusion bei den Angestellten eingerissen, daß, wie man trivial zu sagen pflegt, niemand mehr wußte, wer Koch, wer Kellner sei.

Am 28. gaben wir deshalb die Hoffnung auf den Wagen definitiv auf und beschlossen, unser schweres Gepäck auf gemietheten Maulthieren nach Malpaso zu senden, es dort einer Barke aufzuladen und den Guatzocoalco hinab bis nach Suchil gehen zu lassen, während wir mit unsern Pferden und Maulthieren über Sarabia ganz zu Land auf dem neuen Isthmusweg nach Suchil zögen. Allein ehe dieses Project zur Ausführung kommen konnte, war eine lange Reihe von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten zu besiegen. Für mehrere der Herren, welche sich uns anschließen wollten — Hr. Lafond beabsichtigte nämlich, mich bis nach Minatitlan zu begleiten —, mußten Pferde, für das Gepäck nach Malpaso Mulas, für dieses auf dem Guatzacoalco eine Barke und endlich für letztere Bogas oder Matrosen gemiethet werden. Der Eigenthümer des Canots, welches in Malpaso vor Anker lag, wohnte in El Bario; mit ihm wurde unterhandelt und er für seine Barke vorausbezahlt; ebenso wurden die Pferde und Mulas gemiethet und bezahlt; allein die Eigenthümer, welche wohl wußten, daß wir die von ihnen bedungenen Lieferungen nothwendig haben mußten, kamen am folgenden Tage einer nach dem andern und erklärten, für den ausgemachten Preis nicht liefern zu können. So wurde mit jedem ein neuer Vertrag geschlossen und der Preis verdoppelt. Dasselbe Manöver wiederholte sich noch einigemal. Endlich wurden die Bogas gemiethet und mit Proviant für die Reise versehen. Sie sollten unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes am folgenden Morgen nach Malpaso abgehen; in der Nacht aber gingen zwei von ihnen durch und stahlen die Hälfte des erhaltenen Proviants.

Am andern Tage mußten wieder andere gesucht und gemiethet, und der Proviant erneuert werden. Kurz, die Kniffe, Schliche und Betrügereien wollten kein Ende nehmen; ich hatte sie zwar unter den Arabern in Aegypten, Nubien und im Sudan bereits auf dieselbe Weise erfahren, nur mit dem Unterschied, daß man sich dort mittels einer guten Rhinocerospeitsche zum Rechte verhilft, während man sich hier rein ausplündern lassen und noch höflich dazu sein muß.

Montag, 30. März. Die lange Reihe von Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten war endlich überwunden. Um 2 Uhr nachmittags schüttelten wir den Staub von unsern Füßen und stiegen zu Pferde. Jagend und sammelnd waren wir den Maulthieren vorausgeritten, und machten, diese zu erwarten, bei einem kleinen Bache halt.

Meine Begleitung war diesmal zahlreich und größtentheils angenehm: Hr. Lafond, Hr. Metteyé, Colonist am Guatzacoalco, Hr. de la Valle, ein Maler, sämmtlich Franzosen; Hr. Sch., ein Holländer, mein Mayordomo, mein Präparateur, ein Koch und mehrere mexicanische Diener. Von den Europäern sprachen alle, mit Ausnahme meines Kochs und des Präparateurs, zweier Deutschen, französisch, sodaß dies unsere allgemeine Sprache war.

Unsere Mulas waren bald nachgekommen. Zwei derselben trugen mein Gepäck, vier andere waren schwer mit Mundvorräthen beladen, da man auf dem ganzen Wege außer Wild, das man erlegt, nichts Genießbares zu finden hoffen darf.

Wir ritten auf dem Wege der Compagnie, der als Fahrweg für die Diligencen ausgegeben wird; allein sehr häufig ist von einem angelegten Weg nichts zu sehen, und man folgt blos dem von den Indianern getretenen Fußpfade. An andern Stellen, wo der Weg zwar angelegt, wurde er so ohne Kenntnisse hergestellt, daß er für beladene Wagen unpassirbar ist.

Um 6 Uhr machten wir in einer freundlichen Gegend am Fuße eines grünen Hügels, um den sich ein krystallheller Bach herumschlängelt, halt, um die Nacht zuzubringen. Alsbald entwickelte sich die regste Thätigkeit. Jeder übernahm einen Theil der Arbeit: der eine die Pferde, ein anderer die Küche, ein dritter das Nacht-

lager. So kam es, daß im Umsehen alles in Ordnung war, und wir uns mit gutem Appetit unter Lachen und Scherzen zu unserm frugalen Essen niederlassen konnten. Wir hatten für die Nacht kein Zelt aufgeschlagen; allein am andern Morgen erkannten wir die Nothwendigkeit eines solchen für die Folge, da der Thau über Nacht so reichlich fällt, daß unsere doppelten Decken vollständig durchnäßt waren, und wir sie auswinden mußten, um sie aufpacken zu können.

Erst um 7 Uhr morgens verließen wir unser freundliches Lager. Die Gegend, welche wir durchzogen, war ein grünes Hügelland; die Grasfluren wechselten angenehm mit Gehölzen und Wäldchen ab; zahlreiche Flüßchen und Bäche schlängelten sich wie Silberfäden überall durch; kurz, wenn man auf einer der Anhöhen einen Ueberblick erhielt, glaubte man einen großartigen englischen Park vor sich zu haben.

Um 1 Uhr durchritten wir den Rio Malatengo. Er hat eine Breite von 50—60 Fuß bei einer Tiefe von 2—2½ Fuß. Es ist in dieser ganzen Gegend von wenig Nutzen, die Breite und Tiefe der Flüsse zu messen, da dieselben gar zu veränderlich sind. Ein scheinbar kleiner Bach, fast ohne Wasser in der trockenen Jahreszeit, schwillt nach dem ersten Regen zum reißenden Strome an. Um ein Resultat zu erzielen, müßte man bei diesen Flüssen eine lang fortgesetzte Reihe von Beobachtungen anstellen. Am andern Ufer des Malatengo lagerten wir uns, um das erlegte Wildpret theils für die Sammlung, theils für den Magen zu präpariren. Es bestand aus Hockos (Crax globicera) und zwei Species von Penelope, hier Pava und Chachalaca genannt. Das Arbeiten wurde an diesem Orte aber ungemein erschwert, denn es wimmelte von kleinen Mosquitos oder Sandfliegen, Rodadores genannt. Diese zeigen sich nur bei Tage und verschwinden mit einbrechender Nacht, um den großen Mosquitos Platz zu machen. Ihr Stich ist unendlich giftig, sodaß viele derselben Geschwulst und Fieber erzeugen. Das einzige Hülfsmittel gegen dieselben ist der Tabacksrauch; allein im Moment, wo die Cigarre ausging, wurde der Zustand, in den sie uns versetzten, in hohem Grade peinlich.

Um 2 Uhr zogen wir weiter. Die Hitze war beinahe unerträglich. Um $3\frac{1}{2}$ Uhr sahen wir zur Linken einen kleinen grünen Hügel, oben mit einem Geländer eingefaßt. Es ist das Grab eines jungen Mannes von 25 Jahren, der bei der Compagnie angestellt war und sich aus Verzweiflung über die trostlose und verlassene Lage, in der er sich befand, auf schreckliche Weise selbst entleibt hatte. Das Grab trägt die Inschrift: „J. W. May, Cleveland, Ohio."

Nach 4 Uhr passirten wir den Rio Mozañe, der sich in den Malatengo ergießt. Auf der andern Seite desselben sind verschiedene Hütten errichtet, welche ein Lager der Arbeiter des amerikanischen Wegs bilden. Diese Camps sind gewöhnlich an reizenden Orten gelegen und bilden dann liebliche Landschaftsbilder.

Bei einem andern kleinen Flusse ohne Namen schlugen wir um $5\frac{1}{2}$ Uhr unser Lager auf. Der Platz war schlecht gewählt, denn die Zahl der Rodadores überstieg hier alle Beschreibung und alles Glaubliche; zuweilen waren die Schwärme, welche sie bildeten, so dick, daß man sich auf einige Schritt Entfernung kaum sehen konnte. Dabei war ihr Summen so stark, daß es im Sprechen störte. Uebrigens verging einem das Sprechen schon deshalb, weil die Thiere dutzendweise in den geöffneten Mund hineinstürzten. Mit Sonnenuntergang verschwanden glücklicherweise die Quälgeister, und die nachfolgende größere Art erschien wenigstens nicht in derselben Masse. Wir hatten unser Zelt aufgeschlagen und befanden uns in demselben wohl und gegen den Nachtthau trefflich geschützt; allein wir hatten versäumt, einen von uns als Wache bei den Indianern zu lassen; deshalb fand es sich denn auch am Morgen, daß einer dieser diebischen Schlingel sich mit einem Sack Mundvorrath aus dem Staube gemacht hatte.

Mittwoch, 1. April. Um 10 Uhr vormittags kamen wir nach Sarabia, ein Ort, wo die Amerikanische Compagnie ein Hauptlager aufgeschlagen hatte, das aus drei Zelten und einigen Palmhütten bestand. Zwei Häuschen stehen im Bau begriffen und bilden den Anfang zu der projectiven großen Stadt, die bereits zum voraus den pompösen Namen Sarabia City erhalten hat. Von hier abwärts

steigend kamen wir zu dem Rio Sarabïa, der breit und ziemlich tief ist und sich bei Malpaso in den Guatzacoalco ergießt. Ueber denselben haben die Amerikaner eine Brücke gebaut; diese ist aber in so zerbrechlichem Zustande, daß niemand wagen wollte, darüber zu gehen, geschweige zu reiten. Mein Koch entschloß sich, die Brücke zu passiren, und kletterte zu unserer Belustigung auf Händen und Füßen von einem Knüppel zum andern. Auf der entgegengesetzten Seite, nachdem wir ein kleines Palmgehölz durchritten hatten, eröffnete sich vor uns eine weite, prachtvolle Prairie, die Ebene von Sarabia genannt. Einzelne Holzpflöcke bezeichneten die Richtung, welcher der Weg folgte. Hier und da hatte man die Erde geschürft, um die verrichtete Arbeit zu zeigen. Bedauerlich ist, daß man, ohne genaue Einsicht vom Terrain zu nehmen, einem alten Fußpfad der Indianer gefolgt ist, der einen unnöthigen Umweg von anderthalb Stunden macht.

Nachdem wir abermals einen kleinen Fluß passirt hatten, lag eine hügelige Gegend vor uns, die mit vielen kleinen Eichen bewaldet ist, welche unzählige Orchideen tragen. Hätte Cortez bei seinen beschwerlichen Märschen diese Orchideen näher untersucht, so würde er nicht mehr nöthig gehabt haben, sich über Wassermangel zu beklagen. Diese Pflanzen sind nämlich das ganze Jahr hindurch mit einem guten Wasser angefüllt, das zwischen den Blättern steht und vom Thau herrührt. Eine große Orchidee lieferte uns meist eine Kürbisflasche voll Wasser, das durch ein Tuch geseit, frisch und rein schmeckt.

Um 4 Uhr kamen wir zum Arroyo del Tigre — nicht zu verwechseln mit dem Rio del Tigre, in den er sich ergießt —, durchritten denselben und zogen auf dem andern Ufer an einem hübschen amerikanischen Camp vorbei. Der Weg führte von da während einer Stunde durch einen prachtvollen Wald zum Rio del Tigre Dieser ist ziemlich breit, war aber damals nur 1—2 Fuß tief. Eine halbe Stunde weiter unten vereinigt er sich mit dem Arroyo del Tortuguero, der von da an den Namen Rio Jumuapa führt.

Am andern Ufer des Rio del Tigre, den wir bei der Furt

Paso de la Puerta durchritten hatten, schlugen wir unser Lager, trotz der unzähligen Rodadores, die über uns herfielen, auf.

Es war Nacht. Unser Thee war geschlürft, und behaglich streckten wir uns, einer neben den andern, unter unser Zelt, dicke Tabackswolken in die Luft blasend, um einigermaßen die unerträglichen Mosquitos zu verjagen.

Wir waren alle Weitgereiste; so erzählte denn jeder ein Jagd- oder Reiseabenteuer aus seinem Leben, bis einer nach dem andern verstummte und in tiefen Schlaf versank.

Um 9 Uhr weckte mich der Ruf: „Regen!" Dieses Wort brachte schnell alle auf die Beine, denn in unsern Verhältnissen war seine Wirkung eine ähnliche, als wenn in der Stadt der Ruf „Feuer!" erschallt. Noch fielen nur einzelne dicke Tropfen aufs Zelt, aber beim Leuchten des Blitzes erkannten wir die rabenschwarzen, schweren Wolken, welche das ganze Firmament bedeckten. Schneller folgten sich die Blitze, und der Donner rollte wachsend in stets kürzern Zwischenräumen, sodaß unsere anfänglich gehegte Hoffnung, das Gewitter möchte eine andere Richtung nehmen, von Secunde zu Secunde schwächer wurde. Unser Zweifel sollte auch nicht lange dauern. Zehn Minuten nach dem Beginn der ersten Tropfen öffneten sich die Schleusen des Himmels, die schweren Wolken entluden sich wie mit Einem Schlage über unsern Häuptern; ein vollständiger Wolkenbruch erfolgte. Unser Zelt hielt nichts mehr ab, und im Nu strömte das Wasser handhoch über unsere Betten, und die dabei niedergelegten Kleider wurden weggeschwemmt; unsere Sättel, Koffer, Kisten, kurz, das ganze Gepäck, lag bereits im Schlamm begraben, und dies alles ereignete sich viel schneller, als es sich erzählen läßt. Indessen folgte Blitz auf Blitz, von so furchtbaren Donnerschlägen begleitet, daß die Erde erzitterte. Wir hielten uns in der Mitte des Zeltes zusammengekauert, theils im Schlamm und Wasser sitzend, theils auf Knie und Elnbogen gestützt, unfähig, das Geringste zur Rettung unserer Effecten zu thun. Mitten im Toben der Elemente zischte vor uns ein Blitz zur Erde; ein Donnerschlag von solcher Macht begleitete ihn, daß wir betäubt wankten. Ein Baum, einer jener Riesen, dessen

Jugend längstvergangenen Jahrhunderten angehörte, stürzte mit lautem Krachen zur Erde, alle die unzähligen Parasiten, Lianen und Schlingpflanzen, deren Stütze und Ernährer er war, mit sich reißend. Das Getöse seines Sturzes übertönte auf einen Augenblick das Brüllen der Elemente. Eine rothe, unheimliche Feuerglut schlug gen Himmel auf und wurde ebenso schnell wieder vom Regenstrom erstickt. Der Riese hatte geendet; seine Vernichtung glich dem plötzlichen Sturze einer Dynastie.

Eine ewige Stunde hatten das Ungewitter, die Blitze und der Donner ohne Unterbrechung mit gleicher Macht getobt. Noch immer goß der Regen in Strömen; aber wir mußten dem selbst unbedeutenden Schutze des Zeltes entsagen, denn eine neue, viel schrecklichere Plage hatte sich eingestellt. Vom Instinct getrieben, hatten sich Mosquitos, Rodadores, Sandflöhe, Tausendfüßler, Skorpione und Taranteln nach dem Zelt geflüchtet und suchten auf unsern Körpern wie auf einer aus der Ueberschwemmung hervorragenden Insel Schutz und Wärme. Die Zusammenkunft und Berührung mit all diesem kriechenden, krabbelnden Gewürm in stockfinsterer Nacht war nicht nur unheimlich und unerträglich, sondern auch höchst gefährlich. So stellten wir uns denn, halb entkleidet, wie wir jeder von seinem Lager aufgesprungen waren, in den Regen, die Nacht, den Sturm hinaus.

Um Mitternacht ließ das ärgste Ungestüm des Gewitters nach, und wir versuchten, ein Feuer anzumachen, um unsere vor Nässe und Frost zitternden Körper zu erwärmen. Aber alles war durchnäßt, das Holz, die meisten Zunderbüchsen, ja bis auf meinen Taschenchronometer, den ich, dick eingewickelt, auf dem bloßen Leibe getragen hatte. Das Wasser war in denselben eingedrungen, und da stand er natürlich still. Dies war wol der herbste Verlust in dieser Nacht.

Verschiedenemal, wenn es uns mit größter Anstrengung gelungen war, ein kleines Feuer in Gang zu bringen, kam ein neuer Regenguß und löschte es wieder aus. Damit brachten wir abermals drei ewig scheinende Stunden zu. Wie oft richteten wir nicht den Blick nach Osten, zu sehen, ob das Grauen des neuen Tages

uns noch nicht bald Erleichterung bringe; aber unsere Nacht schien nicht enden zu wollen.

Um 3 Uhr gelang es uns, im Schlamm und Sumpf aus der grenzenlosen Verwirrung unsere Kiste mit Mundvorrath herauszufinden. Eine Flasche Catalan, der stärkste spanische Branntwein, den man sonst nur mit Wasser vermischt genießt, war im Nu geleert. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und es gelang uns, mit neuen Lebensgeistern beseelt, ein Feuer zu Stande zu bringen, das unsere Lage merklich verbesserte. Ja, wahrlich, die Nacht ist keines Menschen Freund. Sobald nur die Flammen des Lagerfeuers wieder lustig emporloderten, hob sich auch die Stimmung, und meine muntern Reisegefährten hatten schnell ihren pariser Humor wiedergefunden und eröffneten ein Kreuzfeuer in Calembourgs über unsere Situation, welcher eine komische Seite abzugewinnen doch gewiß schwierig war. Wir hatten jeder blos die zwei unentbehrlichsten Kleidungsstücke an, und über diese nasse, wollene Decken geschlagen; an ein Wechseln der Kleider war nicht zu denken, da wir nichts Trockenes mehr hatten, und es von Zeit zu Zeit wieder stark regnete. Beim Schein des Feuers erkannten wir den traurigen Zustand unsers Reiseequipements: die Kisten waren theils weggeschwemmt und umgeworfen, die Sättel der Pferde und die Packsättel der Mulas durchnäßt und ganz mit Schlamm überzogen, was namentlich bei den letztern, welche dick mit Heu ausgestopft sind, fatal ist, da sie mehrere Tage zum Trocknen brauchen.

Die Nacht endlich erreichte, wie alles, auch ein Ende.

Mit dem neuen Tage hörte der Regen auf, aber nur, um einer neuen Plage Platz zu machen. Von allen Seiten her überfielen uns Billionen von Rodadores und zerstachen uns so, daß bereits nach einer Stunde den meisten von uns Gesicht und Hände bis zur Unkenntlichkeit aufgeschwollen waren. Diese Qual war über alle Beschreibung groß; die meisten liefen wie toll umher, irgendwo Rettung suchend; aber überall hin folgten die ausgehungerten Mosquitos. Dazu überfiel uns alle große Müdigkeit, eine natürliche Folge der schlecht zugebrachten Nacht. Wir hielten nun Rath, was in dieser Lage zu thun sei. Hinter uns lag am

Rio del Tigre das Camp der Amerikaner; aber der Rio de Jumuapa trennte uns davon und schien es unmöglich zu machen, dahin zurückzukehren, da der Fluß durch den Regen zum reißenden Strome angeschwollen war. Vorwärts zu gehen war ebenfalls ganz unmöglich, da die sämmtlich durchnäßten Sachen ein so großes Gewicht hatten, daß die Mulas dieselben nicht hätten schleppen können. Unter solchen Umständen mußten wir uns ins Unvermeidliche fügen und bleiben.

Obgleich der Himmel noch dick bewölkt war, und wir jeden Augenblick noch neuen Regen erwarten konnten, mußten wir doch den Versuch machen, unsere Sachen zu trocknen. Unsere Betten glichen einem Haufen Morast; die Waffen, welche theilweise an einem Baum aufgehängt, theilweise neben unsern Lagerteppichen auf der Erde gelegen hatten, waren in einem erbarmungswerthen Zustand; am meisten ging mir aber mein Chronometer zu Herzen. Eine Zeit lang hängten wir, wie fleißige Waschweiber, unsere Sachen über gespannte Stricke und Lassos; aber der unaufhörliche Kampf mit den Insekten rieb uns vollends auf, sodaß wir um 1 Uhr nicht länger widerstehen konnten und uns, wie wir waren, ein nasses Bettuch über den Kopf gezogen, auf den morastigen Boden zum Schlafen hinlegten. Schon nach einer Viertelstunde fing es von neuem an, stark zu regnen. Wir sprangen auf und retteten die etwas abgetrockneten Sachen soviel als möglich unter das Zelt, aus dem uns wieder Millionen von Insekten verjagten.

Um dieser wirklich unhaltbaren Lage ein Ende zu machen, beschlossen wir, à tout prix den Fluß zu durchreiten und nach dem Lager der Amerikaner zurückzukehren. Da die Flüsse hier ebenso rasch verlaufen als sie anschwellen, durften wir ohnedies bereits auf eine Abnahme des Wassers zählen. Somit sattelten wir die Pferde mit den triefenden Sätteln, ließen zwei Diener beim Gepäck zurück, und stürzten uns in den Fluß. Die Höhe des Wassers hatte wirklich schon abgenommen, sodaß wir ohne Unfall durchkamen und nach einer Stunde im amerikanischen Lager anlangten.

Donnerstag, 2. April. Die Leute nahmen uns sehr

freundlich auf. Leider aber hatten sie außer dem gastlichen Dache und Schutz gegen das Unwetter nichts weiter zu bieten; deshalb erheiterten sich ihre Mienen sichtlich, als wir einen unterwegs erlegten fetten Truthahn zum Vorschein brachten und in die gemeinschaftliche Küche ablieferten. Der Nachmittag verging uns recht behaglich. In der Mitte des Schuppens loderte ein erwärmendes Feuer, um welches wir, im Kreise gelagert, auf Bänken aus Rohrstäben gezimmert, „süßes, heiliges Vergessen" suchten. Gegen Abend, als die sämmtlichen Bewohner des Camp nach und nach sich um die gastliche Flamme versammelt hatten, schwand der Groll über unser Misgeschick, der wie düstere Wolken auf unserer Laune gelastet hatte, und die Sonne fröhlicher Scherze verklärte die Stirne der Wirthe wie der Gäste. Erst gegen Mitternacht streckten wir uns aufs neue auf die Rohrbänke, die uns merklich härter als bei unserer ersten Besitzergreifung vorkamen, und versuchten noch einmal, was Jugend und Müdigkeit über ein hartes Lager vermögen.

Freitag, 3. April. Ziemlich gerädert von dem Rohrroste, auf welchem wir ohne jede Unterlage eine Art Lattenstrafe verbüßt hatten, verließen wir am frühen Morgen das Camp, um nach Paso de la Puerta, unserm eigenen Lager, zurückzukehren, das wir seit gestern Abend nicht anders mehr als mit dem Namen Malcampo zu benennen einig geworden waren, wie die Nacht vom 1. auf den 2. April la noche triste hieß, gleich jener, die Cortez' Rückzug aus Tenochtitlan sah. Unsere Mulas waren beladen, unsere Waffen nothdürftig in brauchbaren Zustand versetzt, und mit frohem Herzen flohen wir Malcampo. Nach einer Stunde passirten wir den Arroyo del Tortuguero und lenkten in einen herrlichen Wald von Palmen, deren schmucke, luftige Wipfel sich hoch über die undurchdringlichen Laubmassen erhoben, welche in den Strom überhingen und seine Wellen stauten, während im Innern kostbare Nutzhölzer, wie Switonia mahagoni, Lignum vitae, Chico-zapote, Quiebra-hacha, Acacia, die Siphonia elastica (indischer Gummibaum) und andere mit den schlanken Palmenschäften abwechselten und durch das Gewebe der Schlingpflanzen mit tausend Blüten die Landschaft schmückten.

Gegen Mittag kamen wir wieder bei einem Camp der Amerikanischen Compagnie an, das unter der Direction eines deutschen Ingenieurs stand. Hr. Frank empfing uns freundlich, theilte mit uns sein Mittagsbrot, zu dem wir unser Contingent an Wild beisteuerten, und begleitete uns beim Aufbruch bis an die Grenze seines Reviers. Wir überstiegen einen Bergrücken, welcher die Lösung der Hrn. Frank gegebenen Aufgabe schwierig gemacht hatte; allein mit voller Unparteilichkeit darf ich versichern: es war die einzige rationell und mit Sachkenntniß und Berufstreue angelegte Strecke, die wir noch gesehen hatten. Allerdings hätte Hr. Frank sich viele Mühe ersparen können, wenn es ihm von der Direction erlaubt worden wäre, dem Laufe eines Baches zu folgen; allein er mußte der ihm gegebenen Vorschrift nachkommen. Als ich unter anderm auf den Uebelstand zu sprechen kam, daß die Arbeiter gezwungen seien, in weiter Entfernung ihr Trinkwasser zu holen, machte mich Hr. Frank auf die zahlreich vorhandenen Schlingpflanzen aufmerksam und sagte, indem er ein etwa 2—3 Fuß langes Stück der Cissus mexicana seines Wassergehalts sich entleeren ließ, der die untergestellte Calabasse vollständig füllte: „Mutter Natur hat uns freundlicher bedacht als die Direction."

Vor Einbruch der Nacht erreichten wir die hübsche Ansiedelung unsers Reisegefährten, Hrn. Meteyé. Ein luftiges Haus aus Rohrstäben mit Palmdach ist jahrelang die erste Behausung des Ansiedlers, aber wenige mögen zu so frohen Hoffnungen berechtigen. Frisch, jugendlich, freundlich liegt es unter einem herrlichen Himmel, in einem Meere der köstlichsten und reichsten Spenden einer jungfräulichen Erde. Aber wie viele Hände sind nöthig, die Kräfte der Natur dem Geiste des Menschen dienstbar zu machen! Wird der entnervte Indianer, der arbeitsscheue Mexicaner sich gewinnen lassen, zur Herstellung einer andern Ordnung der Dinge mitzuwirken?! Mit diesen Bedenken im Herzen boten wir unserm freundlichen Wirthe die Hand, als wir im Begriff waren, dem Schlafe unsere eigenen Kräfte zur Herstellung zu übergeben, und genossen eine Ruhe, wie wir sie nun schon lange nicht mehr gefunden hatten.

Sonnabend, 4. April. Wir waren nur eine Stunde von Suchil entfernt. Die Sonne schien warm und freundlich. Wir brachten den Morgen damit zu, unsere Kleider, Decken, Betten u. s. w. vollends zu trocknen, die Waffen vom Rost und Schmuz zu reinigen und überhaupt alle Andenken unserer noche triste zu entfernen. Nach dem Mittagsmahle brachen wir auf und erreichten um 3 Uhr das vielbesprochene Suchil. Mehrere Breterhütten und Zelte am Ufer des Guatzacoalco bilden die zukünftige Stadt. Sie ist einstweilen nur von Beamten der United-States-Road-Company bewohnt, unter denen ein Zustand herrscht, der sich nur mit der Formel höchster Anarchie: Omnes contra omnes, bezeichnen läßt und die Folge der Gewissenlosigkeit ist, mit welcher die Direction der Gesellschaft ihre Beamten im Stiche läßt. Das Ausbleiben der zur Zahlung der Gehalte nöthigen Fonds hat das Band des Gehorsams, die Macht der Autorität, der Pflicht und Ehrlichkeit aufgelöst. Wir fanden hier dem Verderben preisgegebene Vorräthe an Lebensmitteln und andern Gegenständen, deren Mangel die Arbeiter und Chefs der innern Stationen zur Verzweiflung bringt, und mit denen hier der abscheulichste Unterschleif fast offen geschieht; denn in Chihuitan wurden mir von einem Beamten Gegenstände zum Kauf angeboten, welche ohne Frage das Eigenthum der Compagnie waren. Beamter oder Nichtbeamter, Fremder oder Nichtfremder, alle werden, wenn die Verhältnisse es gestatten, auf gleiche Weise geprellt und ausgebeutet, und ein Koch, der uns aus unsern eigenen Vorräthen ein Mittagessen bereitete, dem er nur etwas Brot zulegte, rechnete dafür die bescheidene Summe von 12 Pesos (30 Gulden).

In einem Zelte, das wir aufschlugen, erwarteten wir die Ankunft unserer Barke. Endlich kam sie, aber — zu klein, um alle aufzunehmen. Sie bestand übrigens aus nichts anderm als einem ausgehöhlten Baumstamm, denn die spanische Civilisation hat während dreier Jahrhunderte den Schiffbau, insofern der Transport und Reisende dieser Kunst bedurften, nicht über die ersten Erfindungen derer hinausgehoben, welche „die gehöhlte Fichte zuerst dem unwirthlichen Ocean anvertrauten“. Endlich gelang es, noch

ein zweites Canot aufzutreiben, das einen Theil der Ladung fassen konnte, und wir glaubten, am frühen Morgen flott zu werden, allein

Der König sagte: Segle!
Der Wind jedoch sprach: Nein!

Als Hr. Lafond in aller Frühe noch einmal sich von der guten Ausführung unserer Anordnungen überzeugen wollte, fand er die Bude der Matrosen leer und die Canots ohne Aufsicht. Fluchend sahen wir ihn auf die Pferde losstürzen, in den Sattel sich werfen und verschwinden, ehe wir noch die Natur des Ereignisses kannten, das uns bedrohte. Da meldeten die Mozos, daß die Bogas durchgegangen seien. Im Nu saßen auch wir andern im Sattel und sprengten Hrn. Lafond nach, der die Flüchtlinge aber bereits erreicht und zum Stehen gebracht hatte. Als die Kerle unsere Geduld erschöpft und uns selbst entschlossen sahen, mit Gewalt sie zur Lösung ihrer Verbindlichkeit zu zwingen, wurden sie nachgiebig und erklärten ihre Flucht als vom Hunger eingegeben. Die Untersuchung ergab, daß sie ihre sämmtlichen Speisevorräthe, welche ihnen für volle vierzehn Tage, und noch dazu sehr reichlich, zugemessen waren, in fünf Tagen bis auf die letzte Krume aufgefressen hatten. So war es 8 Uhr morgens geworden, und statt längst im bewimpelten Schifflein getragen zu werden, mußten wir uns nach Zwieback umsehen und uns nochmals von den Beamten der Amerikanischen Compagnie schinden lassen.

Das ist die so oft gerühmte Genügsamkeit des Indianers! Wenn er auf eigene Kosten lebt, ist er bis zur Unglaublichkeit frugal; sobald er aber auf anderer Kosten lebt, kann er ebenso viel zu sich nehmen und vertragen, als sechs gewöhnliche Sterbliche.

Als wir endlich zum Abstoßen bereit waren, stand ein junger Mensch von 16—17 Jahren, mit einem kleinen Bündel auf dem Arm, am Ufer. Er sagte zwar nichts, allein sein wehmüthig flehender Blick ging mir zu Herzen. Ich sprach ihn englisch an und fragte, ob er ein Anliegen habe. Ermuthigt, bat er, ihn mitzunehmen; er sei ein Engländer, und zu Fuß von Nicaragua gekommen. Krank und elend, wie er aussah, dauerte er mich, und ich hieß

ihn einsteigen. Auf der Reise hatte ich manche Last mit ihm, denn er hatte das Fieber in hohem Grade, und besaß nicht einmal eine Decke, um während der Froststadien sich einzuwickeln. Ich überließ ihm einen Theil meines Bettes und sorgte für ihn, so gut es geschehen konnte. Trotz alledem kam nicht ein einziges mal ein Wort des Dankes über seine Lippen, und in Minatitlan verschwand er wie ein Schatten.

Die Ufer des Guatzacoalco zeigen die schönsten Laubpartien. Die Stämme der köstlichsten Bäume sind durch undurchdringliches, grünendes Bambusdickicht verborgen, über welches nur ihre stolzen Kronen hervorragen. Dieses Bambusrohr bildet häufig eine mehrere Meilen lange Schlechte, welche das Wasser förmlich anstauet und wie das beste Pfahlwerk das Betreten des Ufers unmöglich macht. Dieser Gürtel von Bambus hat meist eine Breite von 50—100 Fuß, und wehe dem, der sich darin verirrt hat! Denn trotz der scheinbar geringen Entfernung wird es ihm selten möglich, den festen Boden wieder zu erreichen, da die mehr als fingerlangen, gekrümmten, eisenharten Dornen der Bambusse jeden Schritt, ja jede Bewegung beinahe unmöglich machen. Tiefer im Innern schlingen sich an den mächtigen Stämmen riesenhafte, mannsdicke Schlingpflanzen empor, und wie das Tauwerk eines Schiffs spannen sich ihre Arme von einem Stamm zum andern. Gleich riesigen Schlangen haben die sogenannten Palomato (Baumtödter) ihre erstickenden Ringe um 3—5 Fuß dicke Stämme geschlungen und dieselben entweder durch ihre Last gebrochen oder langsam erdrückt.

Die Wälder sind reich an den kostbarsten Bäumen. Zahlreich ist hier der Gummibaum (Siphonia elastica) vertreten, der manchmal ganze Strecken erfüllt und nur des Menschen zu harren scheint, um ihn von seiner weißen Milch, von der er strotzt, zu befreien. Diese Milch ist eben das unentbehrlich gewordene Kautschuk, das erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als eine große Seltenheit nach Europa kam, ohne daß man seinen Ursprung kannte, bis Lacondamine am Amazonenstrom in Erfahrung brachte, daß es von einem Baum herrühre, und dreißig Jahre später, 1768,

Anblet die erste Abbildung und Beschreibung des Baums lieferte. Die Gewinnung des Kautschuk, wenn es hier jemand einfällt, denselben einzusammeln, geschieht auf die leichteste Weise. In die Rinde des Baums wird ein ringförmiger, nach einer Seite geneigter Einschnitt gehauen; da wo derselbe am tiefsten ist, steckt man ein Stückchen Holz in den Baum, an welchem nun alsbald der Milchsaft in ein untergestelltes Gefäß herabläuft. Da diese Bäume nahe am Flusse stehen, so bietet auch der Transport der mit Gummi gefüllten Fässer gar keine Schwierigkeit, und es wäre somit leicht, hier in kurzer Zeit durch diesen Handelsartikel allein große Reichthümer zu erwerben, denn bekanntlich gibt es in letzterer Zeit keinen gesuchtern Handelsartikel als Kautschuk. Wenn man noch vor 60—70 Jahren das Gummi-elasticum zu nichts anderm als zum Auswischen von Bleistiftstrichen auf dem Papier zu verwenden wußte, so scheint es jetzt berufen, mit Eisen und Glas die wichtigsten Stellen in der Industrie und Kunst einzunehmen, und wozu wird es heute nicht mehr verwendet?

Anders als der Gummibaum tritt der ebenfalls durch sein schönes Holz berühmte Mahagonibaum auf. Er bildet nie zusammenhängende Wälder, sondern erhebt, einzeln stehend, seine hellere Laubkrone bis zu einer Höhe von 60 Fuß über das Dickicht, welches seinen Stamm umgibt.

Außer diesen sind es noch, wie wir bereits im frühern Abschnitt gesehen, unzählige andere Bäume, welche hier als unberührte Schätze des Augenblicks harren, wo ihre köstlichen Hölzer der Industrie überliefert werden.

Um 10 Uhr erreichten wir die Mündung des Rio Jaltepec, der nach meinen Beobachtungen und Erkundigungen, die ich an Ort und Stelle einzog, der Hauptstrom des Isthmus ist; denn außerdem, daß der Guatzacoalco bei seiner Vereinigung mit dem Jaltepec seine eigene Richtung aufgibt und im Bette des Jaltepec weiter fließt, ist auch die Wassermenge des letztern viel bedeutender, denn er behält selbst in der trockenen Jahreszeit immer noch 4—5 Fuß Tiefe, während der Guatzacoalco kaum 2—3 Fuß in derselben Periode hat.

Seitdem beide Ströme ihren Wassergehalt vereinigt haben, hören die Gefahren, welche von den Sand- und groben Kiesanhäufungen der Schiffahrt erwuchsen, zum Theil, und besonders für kleinere Fahrzeuge, auf; aber nun erfordern die vielen Baumstämme, welche im Strome treiben und wegen der Schwere ihres Holzes meist vom Wasser bedeckt sind, neue und vermehrte Vorsicht bei Booten, wie das unserige. Und doch ist ein solches Canot ein sichererers Vehikel als das bestgebaute Schiff, das je eine Rhede verließ. Zu dieser Betrachtung veranlaßte mich das halb im Sand und Kies vergrabene Dampfboot Leonora, das von der Amerikanischen Compagnie den Fluß hinauf nach Suchil geschickt worden war, und nun schon seit vier Monaten hier liegt in Erwartung des zum Schwimmen nöthigen Wassers von 5 Fuß Tiefe. Wir gingen an Bord und fanden die ganze Equipage bis auf den Kapitän und den Ingenieur zerstoben. Die unfreiwilligen Eremiten empfingen uns freundlich, und vergaßen ihre Langeweile und Entbehrungen, solange uns das leidliche Frühstück, das unsere Vorräthe bestritten, vereinigte.

Eine halbe Stunde unterhalb des gestrandeten Dampfers sollten wir eine Stromschnelle finden, von der ich mir nach der Sorge unserer Bogas eine hohe Vorstellung gemacht hatte; doch konnte sie keinen Vergleich mit der unbedeutendsten des Nil aushalten.

Es ist ein fruchtloser Versuch, die Schönheit dieser üppigen Wildniß beschreiben zu wollen, wo duftige Blütentrauben über krystallhellen Wellen schaukeln und tausend Arten von Schlinggewächsen, mit Blumen bedeckt, sich an den mächtigen Stämmen der bis 10 Fuß im Durchmesser haltenden Ceibas hinaufranken, als Guirlande von Krone zu Krone sich hinüberschwingen und, in reicher Fülle niedersteigend, phantastische Bogen, Lauben und Hallen bilden, unter deren Schirmdach hundert kleine Flüßchen und Bäche dem großen „Vater der Ströme" den Tribut ihrer Berge zutragen. Waldungen, auf deren Boden kein Strahl der Sonne dringt; riesige Bejucos, von Titanenarmen zum Lichte emporgehoben; die Pracht der Orchideen, das Rauschen der Stromschnellen, der Gesang der befiederten Bewohner der Wälder: alles vermehrt den Zauber einer Scenerie wie die am Ufer des Guatzacoalco, auf dessen Wellen

unser Canot trieb, ein Wunder den Affen, die unserer Barke mit neugierigen Augen nachschauten.

Um 5 Uhr kamen wir bei der Ansiedelung eines Amerikaners, Hrn. Brewer's, an. Auf einem steilen Hügel, der seinen Fuß in den Wellen des Guatzacoalco badet, erhebt sich ein aus Steinen solid aufgeführtes Wohngebäude, und einige Indianerhütten liegen vereinzelt in geringer Entfernung, von Aeckern und Anpflanzungen umgeben. Wir ließen die Barken unter der Hut eines europäischen Dieners und kletterten auf einem jähen und scheinbar nicht allzu betretenen Pfade den Hügel hinan. Das Haus zeigte sich als ein ziemlich festes Gebäude, mit massiven Mauern, vergitterten Fenstern und einer einzigen, aber starken Thür. Es war von einem kleinen und ziemlich vernachlässigten Garten umgeben, der die Plateforme des Hügels bildete, auf dem das Wohnhaus stand. Auf der Schwelle des Hauses trat uns die riesige und kolossale Herrin der Ansiedelung, Frau Brewer, mit der Bemerkung entgegen, daß Hr. Brewer nicht zu Hause sei, auch erst in einigen Tagen erwartet werde. Indessen ließen wir uns weder durch die männliche Figur noch durch das ungastliche Schnuppern der großen Hunde abhalten, an die Hausfrau die Bitte zu stellen, in ihrem Hause, aber von unsern eigenen Vorräthen, uns ein Nachtessen bereiten zu dürfen. Ein solches Verlangen konnte nicht füglich abgeschlagen werden. Während aber meine Begleiter der Herstellung unsers Souper oblagen, machte ich einen Ausflug in die Umgebung und sprach bei einem Indianer ein. Hier erfuhr ich, daß Hr. Brewer vor ungefähr zehn Jahren hierherkam und von diesem Hügel in höchst eigenem Namen Besitz ergriff, ohne sich um die Regierung zu kümmern, in deren Territorien der Hügel liegt. Sein Gewerbe ist nicht Ackerbau, sondern der An- und Verkauf von Indianern. Es scheint unglaublich, daß in einem republikanischen Staate, der grundsätzlich die gleiche Berechtigung aller Bewohner und aller Rassen und Farben anerkennt, ein Handel bestehen könne, durch den ein Theil seiner Bürger der Sklaverei anheimfällt. Und doch ist die Thatsache vollkommen richtig, und wird folgenderweise erklärlich:

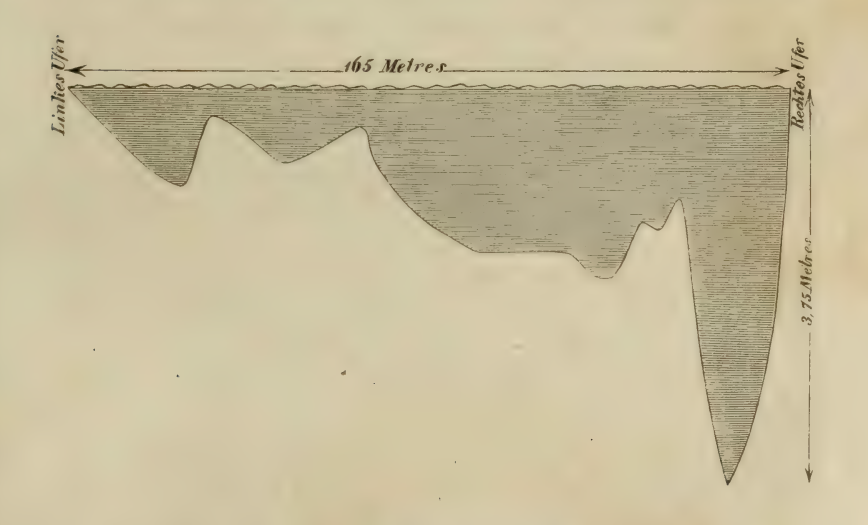
Die meisten Indianer, welche in der Nähe von Haciendas wohnen, ziehen es vor, sich in den Anpflanzungen als Tagelöhner zu verdingen, statt auf eigene Faust für ihren Lebensunterhalt sorgen zu müssen. Es ist dies eine ganz natürliche Folge ihres sorglosen und leichtsinnigen Charakters, der sie nie daran denken läßt, von ihrem täglichen Erwerb irgendetwas für außerordentliche Fälle zurückzulegen. Im Gegentheil, der Wochenlohn reicht nicht aus, sondern wird am Sonnabend und Sonntag meist verraucht und vertrunken, und für die übrigen Bedürfnisse an Kleidern, Fleisch, Wachslichtern für die Heiligen u. s. w. muß der Credit in der Tienda (Kaufladen) des Guts herhalten. Tritt aber zu dem noch ein besonderes Ereigniß, eine Hochzeit, eine Kindtaufe, ein Begräbniß ein, so wird der Herr des Guts um baare Vorschüsse angegangen, da die Kirche und der geistliche Herr nichts auf Borg geben.

Diese sämmtlichen Schulden, welche der Indianer auf diese Weise beim Gutsherrn contrahirt — denn der Kaufladen gehört ja ebenfalls letzterm —, sollen durch Arbeiten des Schuldners abgetragen werden; allein da er deshalb weder von seiner Sorglosigkeit noch von seiner angeborenen Trägheit abläßt, wie der Gutsherr dies wohl weiß, so bleibt der Indianer auch quasi als Faustpfand in der Gewalt seines Brotherrn, der mit seinen Vorschüssen nun auch nicht weiter geht, als eben nöthig ist, um den Indianer stets in derselben Abhängigkeit zu erhalten, wobei die Kinder ebenfalls solidarisch für den Vater haften. Hat nun ein Mann, wie z. B. Hr. Brewer (und deren gibt es viele), eine Anzahl dieser leichtsinnigen Indianer durch Vorschüsse von Branntwein, Cigarren, elenden baumwollenen Stoffen u. dgl. m. in seine Gewalt gebracht, so sucht er einen Hacendado oder Colonisten, welcher arbeitende Arme und Hände gebraucht, und tritt diesem, gegen Vergütung der Schuldforderung, welche auf jedem Kopfe lastet, und mit Hinzuschlag eines kleinen Nebenprofits, die von ihm gewünschte Anzahl Indianer ab. Letztere haben hierzu zwar ihre Zustimmung zu geben, allein da sie keine andere Alternative haben, als entweder ihre Schuld zu bezahlen, was sie nicht können, oder sich an

den neuen Herrn abtreten zu lassen, so ist diese Einwilligung eine leere Form, und sie müssen ruhig in die Sklaverei gehen.

Man sollte nun denken, das Beispiel solcher Vorfälle sollte die übrigen belehren, sie abschrecken in dieselbe Falle zu gehen. Durchaus nicht. Leichtsinn und Sinnlichkeit beherrscht diese Unglücklichen so vollständig, daß sie selbst mit der Perspective lebenslänglicher Sklaverei dem Anblick einer Flasche Branntwein oder einer Hand voll Cigarren nicht widerstehen können.

Die Geschwindigkeit des Stroms, welche ich maß, beträgt 1½ Meile pro Stunde. Die Breite des Flusses, vom Fuße des Hügels, auf welchem Hrn. Brewer's Haus steht, bis zum jenseitigen Ufer, berechnete ich trigonometrisch auf 165 Meter, und indem ich in Abständen von 5 Meter die Tiefe quer sondirte, erhielt ich das untenstehende Profil des Strombettes.



Mittlerweile war es Nacht geworden, und die Frage, wo wir unser Nachtlager aufschlagen könnten, lag uns nahe, noch näher aber deren Beantwortung durch Frau Brewer, die unsere Frage gar nicht abwartete, sondern uns zu verstehen gab, daß wir die

Nacht unmöglich in ihrem Hause zubringen könnten. So kletterten wir nach eingenommenem Mahle den steilen Hügel hinab, unter Betrachtungen über den Unterschied zwischen der chevaleresken Gastfreundschaft der spanischen Rasse und dem schmuzigen Krämergeist der Yankees.

Bei unsern Booten angekommen, erwartete uns ein neuer Verdruß. Die indianischen Matrosen hatten unsere Abwesenheit benutzt und, trotz der Gegenwehr meines deutschen Dieners, sich der Vorräthe bemächtigt, nachdem sie sich betrunken hatten. Wir kamen noch gerade zur rechten Zeit, um sie zu verhindern, mit den gestohlenen Lebensmitteln durchzugehen.

Nachdem die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, schlugen wir unser kleines Zelt auf und versuchten zu schlafen; allein die betrunkenen, streitenden Indianer hinderten uns zuerst daran, und gegen Mitternacht fiel ein so starker Regen, daß wir gezwungen wurden, eiligst mit unsern Decken in eine nahestehende Hütte zu flüchten, in welcher aber bereits schnarchende Indianer, Flöhe, Mosquitos und Ungeziefer aller Art in Masse Aufenthalt genommen hatten. Zum Liegen fanden wir auch wirklich keinen Platz; wir rollten deshalb unsere Decken auf und setzten uns darauf. Dennoch blieb diese Hütte der einzige Zufluchtsort für die Nacht. Der Regen goß in Strömen nieder, und an ein Schlafen war nicht zu denken. Fieberfrost schüttelte meine Glieder, und die Mosquitos und Flöhe thaten das ihrige, daß keiner von uns ein Auge schloß, sondern mit Ungeduld das Grauen des Tages erwartet wurde.

Der Morgen war nicht freundlicher als die Nacht: der Himmel war grau; von Zeit zu Zeit regnete es stark.

Angenehm war es unter solchen Umständen nicht, eine Wasserfahrt in offenem Canot zu machen; aber ebenso unangenehm ist es, in einer schmuzigen Hütte, wie dieser, allem möglichen Ungeziefer preisgegeben zu sein, und außerdem reichte am Lande die anstrengendste Wachsamkeit von unserer Seite nicht aus, die Bogas am Trinken und Durchgehen zu hindern. So beschlossen wir, uns einzuschiffen, und verließen um 9 Uhr unsern Ankerplatz.

Die Schwäche, welche auf meinen Fieberanfall gefolgt war, und der Regen, welcher unser Canot halb anfüllte und uns bereits bis auf die Haut durchnäßt hatte, machte unsern Zustand äußerst ungemüthlich und legte den Wunsch nahe, bald irgendeine menschliche Niederlassung zu gewahren, welche Zuflucht vor dem Regen, einen trockenen Ort zum Liegen und zum Ausrecken unserer Glieder, und dabei die Möglichkeit, die Bogas am Durchgehen zu verhindern, bieten könnte. Allein alle Ufer des Flusses waren bis ans Wasser dicht bewaldet und unbewohnt.

Schon war es 4 Uhr nachmittags geworden. Unaufhörlich stürzte der Regen nieder, und mit Grauen sahen wir der Nacht und damit der Aussicht entgegen; dieselbe abermals in einem trostlosen Zustande, ohne Obdach, hungerig, triefend, schaudernd vor Frost und vielleicht alle vom Fieber erfaßt, zubringen zu müssen; in der That eine traurige Perspective! Allein der Himmel erbarmte sich unser. Um 6 Uhr entdeckten wir nahe am Ufer eine Lichtung des Waldes, ja wir glaubten sogar ein Palmdach erkennen zu können. Noch befürchtend, dieses letztere möchte, gleich einer Fata-Morgana, wieder verschwinden, lenkten wir die Barken ans Ufer, arbeiteten uns mühsam durch das Sumpfgestrüpp bis auf die Höhe, und siehe da! zu unserm unendlichen Entzücken lag eine nagelneue, reinliche und geräumige Hütte vor uns. Das Innere, wenn man den nach allen Seiten offenen, blos vom Palmdach bedeckten Raum so nennen kann, war trocken und sauber; der gereinigte Boden mit Sand bedeckt, und alles schien zum Empfang eines neuen Herrn vorbereitet; selbst das trockene Brennholz unter Dach zu bringen, war nicht vergessen worden. Vergebens sahen wir uns nach dem eigentlichen Herrn dieses Etablissements um, das uns wie ein Palais erschien; aber niemand war zu finden. So nahmen wir denn ohne weiteres Besitz und installirten uns bestens. In kurzem loderte ein helles Feuer, welches einen dreifach wohlthätigen Zweck erfüllte, es trocknete und erwärmte uns behaglich, diente zur Beleuchtung: denn es war inzwischen Nacht geworden, und bald briet es zwei Hokkos am Spieß, die unsere Mahlzeit bilden sollten.

Es ist dem Menschen angeboren, daß sein Gefühl und seine Sehnsucht ihn in Himmelsfernen trägt,

> Wenn über ihm im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
> Wenn über schroffen Fichtenhöhen
> Der Adler ausgebreitet schwebt,
> Und über Flächen, über Seen,
> Der Kranich nach der Heimat strebt;

doch ist er auch bisweilen selig froh, ein solides Dach über seinem Haupte zu haben, das da wäre eine Scheide zwischen Wassern und Wassern, den Fluten des Himmels und den Fluten der Erde, und wie wir in die gastliche Flamme eines flackernden Feuers blinzeln zü dürfen. Alma flamma, Jupiter mihi atque Egeria!

Alle Sorgen, alle Entbehrungen waren vergessen; die Schatten des Unmuths schwanden von der Stirn, und heitere Scherze flossen von den Lippen, als erst die „süße Begier nach dem leckern Mahle gestillt war". Die Nacht war schon weit vorgerückt, als wir uns fester in unsere Decken hüllten und, um das Feuer gestreckt, uns von Gedanken an die ferne Heimat und die fernen Lieben in das süße Land der Träume und des Schlafes tragen ließen.

Dienstag, 7. April. Es war lichter Tag, wenn auch kein heller Morgen, als wir erwachten. Noch hatte der Regen nicht aufgehört; aber es schien, des Himmels Vorrath gehe zur Neige. So rüsteten wir uns zum Aufbruch.

Die Ufer waren beiderseits, wie bisher, mit dichtem Urwald bedeckt; aber allmählich erschienen einzelne Palmen, auf deren schwankenden Kronen der Blick gerne von der Monotonie des übrigen Bildes ausruhte. Die Uferränder waren meilenweit mit undurchdringlichem Bambusgestrüpp eingefaßt, gleichsam das Betreten des jungfräulichen Bodens zu wehren, und wehe demjenigen, der diesen Cordon von Bambus zu durchbrechen wagt, denn lange, gekrümmte und starke Dornen erfassen ihn und lassen nicht los, ohne ein Stück Kleidung oder Haut zurückzubehalten.

Um Mittag erreichten wir eine kleine Ansiedelung von Holzschlägern. Es ist nicht leicht, sich von dem mühevollen, an

Entbehrungen reichen Leben dieser Leute eine Vorstellung zu machen. Fern von aller menschlichen Gesellschaft, den Unbilden des Wetters, den Ueberschwemmungen, dem Mangel an allem und jedem Comfort, und namentlich den unausgesetzten Stichen der Mosquitos preisgegeben, führen sie eine Existenz schlimmer als das Thier des Waldes. Meistens sind es Mestizen und Mulatten, welche die von ihren spanischen Aeltern ererbte Gewinnsucht, gepaart mit des Indianers Hang nach Ungebundenheit, diese Lebensweise jeder andern hat vorziehen lassen.

In der Hütte fanden wir, außer einem ältern Mann, eine Frau und ein junges Mädchen von 15—16 Jahren. Der Mann empfing uns freundlich, und stellte mit spanischer Höflichkeit sein Haus, wie er es nannte, zu unserer Verfügung. Mit wohlthuender Gastfreundschaft brachte er uns Tortillas und einige gebackene Fische herbei; es war alles, was er anbieten konnte, aber der gute Wille war nicht zu verkennen und bildete den schärfsten Gegensatz zu der filzigen amerikanischen Aufnahme in Brewer's Haus.

Das kleine Mädchen lag auf einem der als Bettstellen dienenden Rahmen, das Gesicht und alle bloßen Theile des Körpers schrecklich entstellt. Auf unsere theilnehmende Frage erfuhren wir, daß die Mosquitos das arme Wesen in diesen Zustand versetzt hatten. Selbst meine in Afrika gemachten reichen Erfahrungen über Mosquitos hatten es mir noch nicht glaublich gemacht, daß die Stiche dieser Insekten den Tod eines Menschen herbeiführen könnten; in Amerika jedoch hatte ich häufig die Bestätigung gehört, und ebenjetzt sahen wir ein neues Beispiel davon. Die nur wenig bekleideten Bewohner dieser Striche werden nämlich am ganzen Körper zerstochen, die Stiche verursachen nach den ersten Schmerzen heftiges Jucken, und da die Leute sich nicht enthalten können, zu kratzen, löst sich die Epidermis ab und es entsteht ein Wundfieber, welchem sie rasch erliegen.

Nachdem wir wieder eingestiegen und den Lauf des Flusses weiter verfolgt hatten, hörten wir plötzlich das laute Schreien eines Brüllaffen, welchem bald aus verschiedenen Richtungen geantwortet

wurde. Man kann sich über diesen Ton, selbst auf Meilen Entfernung, nicht täuschen. Er gleicht dem Brüllen des Tigers an Stärke, dem des Ochsen an Tiefe und dem Bellen des Hundes an Ausdruck. Unverzüglich ließen wir die Barken anlegen, um Jagd auf die Thiere zu machen. Nachdem wir mit vieler Mühe uns mit Machetes einen Weg durch das dicke Gestrüpp gebrochen hatten, folgten wir dem Gebrüll und fanden nach einer halben Stunde einen großen Baum, auf dessen Zweigen eine ganze Familie dieser Thiere saßen. Es war ein sehr ergötzliches Schauspiel, diese großen und schönen Vierhänder zu beobachten, die, ohne die geringste Furcht zu zeigen, die höchsten Aeste verließen, um uns in größerer Nähe bequemer mustern zu können. Sie zeigten über unsern Anblick das höchste Erstaunen, legten sich flach über einen Ast, und mit den Händen gesticulirend, schienen sie sich gegenseitig die Frechheit dieser Eindringlinge schildern zu wollen. Diese gegenseitigen Demonstrationen schienen nach und nach das anfängliche Erstaunen in Zorn zu verwandeln und sie zu Feindseligkeiten zu ermuthigen und anzuregen. Einzelne sprangen auf schwächere Aeste, schüttelten dieselben drohend mit beiden Händen, und stießen von Zeit zu Zeit einen rauhen Gutturalton aus. Der größte und, wie es schien, einflußreichste von ihnen, sprang endlich in seinem Eifer auf einen dürren Ast, der unter ihm brach und ihn ins Fallen brachte; aber noch lange ehe er den Boden erreichte, hatte er mit dem geschickten Greifschwanz einen andern Zweig erfaßt und im Nu die Höhe wieder erklettert. Wir waren über dieses Manöver in lautes Lachen ausgebrochen; diese Verhöhnung ihres Anführers schien aber den ganzen Stamm tief zu empören, denn jetzt schritten sie zum Gebrauch ihrer Angriffswaffen und eröffneten mit ihren Excrementen ein wahres Kreuzfeuer gegen uns.

Lange Zeit, nachdem wir uns aus ihrer Schußweite gezogen, fuhren wir noch fort, die interessanten Thiere zu beobachten; am Ende aber mußten einige von ihnen der zoologischen Sammlung zum Opfer fallen.

Ein großes, altes Männchen stürzte erst auf den dritten Schuß; dennoch war es noch nicht todt. Mit vollständig menschlicher Ge-

herde legte sich der Gestürzte auf der Erde nieder, den Kopf in die Hand gestützt, bis er verendete. Ein großer zweiter Affe, den wir schossen, blieb auf dem Baume, indem er sich der Länge nach auf einen dicken Ast niederlegte, und war trotz verschiedener Kugeln nicht zu erlangen, bis es einem der Diener gelang, an einer Schlingpflanze, welche wie eine Strickleiter vom Baume herabhing, hinaufzuklettern und das Thier hinabzustoßen. Nach diesem erlegte ich noch zwei ganz junge, welche die Mutter mit sich herumgetragen hatte. In der Regel haben sie blos ein Junges, und der Fall, daß sie Zwillinge gebären, gehört zu den Ausnahmen. Die Mutter sowie drei bis vier Angeschossene entkamen.

Dieser größte amerikanische Brüllaffe, hier Zambo genannt (Cebus chrysurus Fisch., Mycetes chrys. Schreb., Stentor chrysur. Is. Geoffr. St.-Hil., auch Mycetes Caraga Wagn.), ist über einen großen Theil des warmen Südamerika, über Centralamerika und einen Theil von Mexico verbreitet. In den Wäldern am Guatzacoalco soll er häufig vorkommen. Er hält sich stets in Familien zusammen, welche morgens, eine Stunde vor Tagesanbruch, anfangen, ihre Stimmen ertönen zu lassen; zugleich setzt sich die Familie in Bewegung und wandert mit der nur den Affen mit Greifschwanz eigenthümlichen Geschicklichkeit von Baum zu Baum, die aus Früchten aller Art bestehende Nahrung einzunehmen. Eine Stunde nach Sonnenaufgang ist die Wanderung für den Tag beendet; die Familie läßt sich auf einem hohen Baume nieder und bringt den Tag damit zu, sich das Ungeziefer abzusuchen, zu schlafen und von Zeit zu Zeit zu schreien. Häufig kommen während des Tags die andern kleinern, weit beweglichern Affenarten in die Nähe und necken die Zambos; diese aber benehmen sich dabei wie alte Leute gegen Kinder, indem sie von Zeit zu Zeit die kleinen Affen anbrüllen, sie auch wol eine kurze Strecke verfolgen, im ganzen jedoch für solche Spiele sich für zu vernünftig zu halten scheinen.

Ihre Größe kommt der eines mittlern Pudelhundes gleich. Ihr Fell ist dicht mit ziemlich starken, etwas rauhen Haaren besetzt, welche auf dem Oberarm abwärts, von der Hand bis zum Eln=

bogen aber aufwärts liegen. Die Farbe der ganz alten ist dunkelbraun, beinahe schwarz, mit dunkelrostbrauner, dünnbehaarter Unterseite. Die Jungen sind ganz röthlichbraun. Das Innere der Hand ist hellfarbig, beinahe weiß zu nennen. Das Gewicht der erlegten Alten betrug 25 und 30 Pfund.

Am Abend legten wir an einem Strand an, wo einige Hütten standen, deren ungastliche Bewohner uns aber nicht einmal Tortillas verkaufen wollten.

Von der heutigen Jagdpartie im Walde her waren wir über und über mit Garapatos, zu deutsch Zecken (Ixodes), bedeckt. Auch diese Thiere tragen nicht wenig zu den Unannehmlichkeiten der Reise bei. Sie finden sich überall, namentlich aber in den Wäldern in ungeheuerer Anzahl, schlüpfen durch alle Kleider hindurch und bedecken manchmal den ganzen Körper, in dessen Haut sie sich mit dem Kopfe eingraben und sich nun fest- und vollsaugen. Man darf, um sich von ihnen zu befreien, diese Thiere ja nicht abreißen, weil in diesem Falle der Kopf in der Haut stecken bleibt und lästige Geschwüre verursacht. Dagegen besteht ein sicheres und rasches Mittel darin, den ganzen Körper mit Branntwein oder verdünntem Spiritus zu waschen, worauf die Garapatos von selbst loslassen und abfallen. Nachdem wir diese Operation glücklich beendet, versuchten wir zu schlafen, allein die unausstehlichen Mosquitos waren hier wieder so schlimm wie irgendwo, und trotz der Mosquitonetze war an keinen Schlaf zu denken.

Mittwoch, 8. April. Gegen Morgen, als ich es nicht mehr aushalten konnte, sprang ich auf, um den Quälgeistern zu entgehen. Der Morgen graute, und ich lief im Gebüsch einem schönen, großen Käfer nach. Plötzlich fühlte ich etwas unter meinem Fuße, und in demselben Augenblick ringelte sich eine Schlange um mein Bein. Instinktmäßig blieb ich stehen und vermuthete, da ich noch keinen Biß gefühlt hatte, daß sich der Kopf der Schlange unter meinem Fuße befinden müsse. So war es auch. Das Thier, eine Klapperschlange, reckte seinen Kopf ein paar Zoll lang unter meinem Stiefel hervor und suchte sich so weit umzudrehen, als hinreichte, mich zu beißen. Ich dachte nun, auf welche Weise ich das Thier

tödten könne, denn ich hatte weder ein Messer noch irgendeine andere Waffe bei mir, weil meine Jagdtasche auf dem Bett liegen geblieben war, und ich mich überhaupt, außer den langen Stiefeln, im tiefsten Négligé befand. Das Gebüsch, welches ich mit der Hand erreichen konnte, war zu schwach, um einen Stock zu liefern, und der nächste Stein lag 3—4 Fuß entfernt. Die geringste Bewegung aber hätte hingereicht, die Klapperschlange freizulassen oder doch mich ihrem Biß auszusetzen. Das Einzige, was mir übrigblieb, war, zu versuchen, den Kopf der Schlange in die Hand zu bekommen. Ich bückte mich behutsam nieder, und näherte die Hand meinem Fuße. Das Thier aber schien meine Absicht zu ahnen, und machte die gewaltigsten Anstrengungen, sich zu befreien, wodurch die Sicherheit meines Griffs beeinträchtigt wurde. Nach einem verfehlten Versuch griff ich rasch zu, und die Bestie war in meiner Gewalt. Den Kopf in beiden Händen vor mir haltend, konnte ich nicht wehren, daß sie sich mir um Hals und Arme wand, trat aber, dadurch unbeirrt, den Rückweg an, und brachte das Thier in einer großen Spiritusflasche unter, wo es ein rasches Grab fand.

Der ungastliche Ort, an dem wir die Nacht zugebracht hatten, heißt Cuapinoloya Noch einmal überließen wir unsere Barken den Wellen des Guatzacoalco. Allmählich lichteten sich die Ufer und bildeten hier und da flache Bänke, welche stets mit Alligatoren bedeckt waren. Wir schossen wol etliche zwanzig derselben; aber immer behielten sie nach dem Schuß noch Leben genug, im Wasser zu verschwinden. Nur einer blieb auf den Schuß im Wasser liegen; wir ruderten auf ihn zu und wollten ihn ins Boot ziehen, allein das Thier besaß noch Leben genug, einen starken Bootshaken mit einem Japp durchzubeißen, und hätte das Boot durch den Schlag seines Schwanzes umgestürzt, wenn es dasselbe getroffen hätte. Nach einem zweiten Schuß auf wenige Fuß Entfernung in den Kopf schien das 10—12 Fuß lange Ungethüm todt zu sein, und sank unter. Der Fluß war gerade hier so tief und reißend, daß er uns die Beute entführte, ehe wir ihrer habhaft werden konnten. Die Alligatoren, welche am Ufer lagen, waren meist mit

Schlamm bedeckt; die längsten, welche ich sah, mochten 15 Fuß gehabt haben; doch sind diese sehr selten. Die Leute behaupten zwar, es gebe deren von 40 Fuß Länge, was ich aber entschieden für eine Uebertreibung halte.

Gegen Abend langten wir in Los Almagres an, einem großen Dorfe, in welchem einige französische Familien wohnen. Sie sind Ueberbleibsel der in den dreißiger Jahren hierhergekommenen französischen Colonisten.

Kurz nach der Unabhängigkeit war die Bevölkerung der Landenge durch europäische Colonisten Gegenstand kaufmännischer Speculation geworden; denn kaum war der Bericht des von der mexicanischen Regierung mit der Untersuchung des Isthmus beauftragten Generalstabsoffiziers, Don José de Obregozo, erschienen, als ein londoner Handelshaus bereits wegen der Lieferung von Colonisten mit der Regierung Unterhandlungen anknüpfte, und am 18. August 1824 erschien ein allgemeines Colonisationsgesetz, welches die Nationalländereien an den Ufern des Guatzacoalco zur Verfügung der Centralregierung stellte. Das betreffende Handelshaus fallirte aber, ehe zur Ausführung der Plane der Anfang gemacht worden war. Einige Eingeborene und Indianer erhielten jedoch von der Regierung die Erlaubniß, sich anzusiedeln, und der gute Fortgang erregte von neuem die Unternehmungslust. Endlich kam im Jahre 1828 ein neuer Colonisationsvertrag zwischen dem Staate Vera-Cruz und einer französischen Actiengesellschaft zu Stande, der auch von der Centralregierung die Genehmigung erhielt. Infolge dessen überließ der erwähnte Staat der Gesellschaft ein Terrain von 3000 Quadrat-Leguas, zwischen dem Golf und dem Busen von Tehuantepec, jedoch ohne Küste. Die Gesellschaft verpflichtete sich, innerhalb dreier Jahre 500 Familien aus verschiedenen Nationen überzusiedeln, welche die Landesculturzweige pflegen, daneben auch Seiden-, Oel- und Weinbau einführen sollten. Einer der Directoren erhielt Staatsbürgerrecht in Mexico, und nahm seinen Sitz am Ort der Niederlassung. Allein die unruhigen Jahre von 1828 und 1829 verhinderten die Regierung, sich um die Colonie zu bekümmern. Die Vorkehrungen zum Empfang der Colonisten, die Ausfertigung

der auf die Colonie bezüglichen Actenstücke unterblieb; die drei ausbedungenen Jahre reichten nicht hin, die erforderliche Anzahl an tüchtigen Colonisten aufzubringen, und da die Regierung in Vera-Cruz auf diesem Punkt des Vertrags hartnäckig bestand, so rafften die Unternehmer zusammen, was sie bekommen konnten. Noch ehe man in Europa Nachricht hatte, ob die zum Empfang nöthigen Vorkehrungen getroffen seien, ging der erste Transport schon von Havre unter Segel. An der Mündung des Guatzacoalco scheiterte das Schiff; der größte Theil der Bagage ging verloren, und die Douane legte Beschlag auf den Rest, da diese in Betreff der Einwanderung ohne Instruction von der Regierung geblieben war. Schiffbrüchig und von allem entblößt, langten die Colonisten am Ort der Niederlassung zwar an, zerstreuten sich aber sofort, mit sehr wenigen Ausnahmen, in den anliegenden Staaten.

Einige Monate später kam ein zweiter Transport an der Mündung des Guatzacoalco an. Auch dieses Schiff scheiterte an der Barre; diesmal aber nicht aus Unkenntniß, sondern durch die Verruchtheit des Kapitäns, der auf alle Warnungen und Vorstellungen erwiderte, das Schicksal der Colonisten kümmere ihn nichts, und sein Schiff sei versichert. Der größte Theil der Ladung ging unter, und da die Douane noch immer ohne Instruction war, nahm sie wieder den Rest an sich.

Etwas weniger unglücklich liefen vier weitere, aufeinanderfolgende Expeditionen ab, die zusammen aus 450 Köpfen, meist Franzosen und Schweizern, bestanden. Allein die einzelnen Abtheilungen waren zu schwach und durch das Schicksal ihrer Vorgänger zu entmuthigt; sie zerstreuten sich, ehe die folgende nachkam.

Im Jahre 1831 nahm ein auf der Rhede von Vera-Cruz liegendes französisches Schiff diejenigen Colonisten, welche die Rückkehr wünschten, auf, und dies waren gerade die bessern Elemente.

Vierzig bis funfzig Franzosen und Schweizer hatten sich jedoch am Guatzacoalco wirklich niedergelassen und alle Schwierigkeiten überwunden.

Die französisch-mexicanische Gesellschaft gab trotz alledem das Project nicht auf, ließ 1839 den Vertrag prolongiren, und veröffentlichte unter dem Namen „Colonisations-Gesellschaft von Tehuantepec" einen neuen Prospectus. Nach diesem sollte die Colonisation des Landes, der Verkauf und Anbau der ihr überlassenen Ländereien, die Betreibung des Handels mit Europa, mit dem Innern der Landenge, den Provinzen Mexicos und Guatemalas, der Küstenhandel an beiden Meeren, die Bearbeitung der sich vorfindenden Erzlager und die Errichtung von Verbindungswegen zwischen dem Golf und dem Stillen Ocean mit allen Mitteln angestrebt werden. Infolge dieser glänzenden Versprechung waren von neuem starke Colonnen nach dem Isthmus abgegangen, um im allgemeinen das Schicksal der frühern zu theilen.

Die Familien, welche ich in Los Almagres antraf, waren die letzten Ueberbleibsel dieser unglücklichen Colonisten. Es war haarsträubend, die Schilderungen zu hören, welche mir diese Leute von dem Schicksal machten, welches sie infolge der verrätherischen Umtriebe der Mexicaner erlitten hatten, welche sogar die Indianer aufgereizt hatten, ihre Saaten in Brand zu stecken, ihre Häuser und Vorräthe zu plündern u. s. w.

Bis 8 Uhr abends verweilte ich in dem Hause einer französischen Familie, in deren Mitglieder ich vortrefflich gebildete Menschen fand, welche ein ganz anderes Los verdient hätten.

Als wir uns dem Strande näherten, um unsere Barke wieder zu besteigen, war ein eben vorgefallenes Ereigniß der Gegenstand der Unterhaltung und die Veranlassung zu einer zahlreich versammelten Volksmenge. Kurz zuvor nämlich wollte ein Junge von beiläufig 8—9 Jahren in einem kleinen Canot über den Fluß setzen. Ein großer Alligator folgte dem zerbrechlichen Fahrzeuge, und in der Mitte des Stromes angekommen, stemmte das Unthier mit einem plötzlichen Ruck seine beiden Vorderfüße auf das niedere Bord des Canots, brachte dasselbe zum Umschlagen und verschwand alsbald mit dem Knaben, welchem man trotz seines

herzzerreißenden Geschreies nicht schnell genug hatte zu Hülfe eilen können.

Die Nacht brachten wir schlafend in den Booten zu, welche, blos von einem Steuermann geleitet, der Strömung überlassen blieben, bis wir uns den folgenden Morgen um 8 Uhr angesichts Minatitlans befanden.

III.

Minatitlan.

Die neue Handelsstadt Minatitlan. Der Taback; seine Vergangenheit, gegenwärtige Cultur und Zukunft in Mexico. Hahnenkämpfe. Ein Fandango. Die Arrieros-Termiten; ihre Sitten und Lebensweise. Der Pangolin (Myrmecophaga tridactyla); dessen Kampf mit einem neufundländer Hunde.

Der Anblick, welchen diese kleine Stadt dem Reisenden bietet, welcher den Guatzacoalco herabkommt, ist überraschend, denn die vielen großen Schiffe, welche im Flusse vor Anker liegen, lassen glauben, daß man sich bereits in einem Seehafen befinde, während der Guatzacoalco doch noch 8 Leguas von hier bis zu seiner Mündung ins Meer zu fließen hat. Bei meiner Ankunft lagen am Ufer folgende Schiffe: ein englischer Dreimaster, eine amerikanische Barke, zwei oder drei amerikanische Schoner und ein mexicanischer Kriegsdampfer. Letzterer war, wie in der Regel alle mexicanischen Schiffe, seeuntüchtig, und lag schon geraume Zeit hier, weil etwas an der Maschine zerbrochen. Es liegt im Charakter der Mexicaner, nichts Schadhaftes repariren zu lassen, bis das Ganze werthlos geworden ist.

Die Anzahl der anwesenden Schiffe schien mir für den Ort bedeutend; allein man versicherte mir, daß schon manchmal zwanzig

bis dreißig Seeschiffe zu gleicher Zeit die Fluten des Guatzacoalco vor Minatitlan bedeckt hätten. In der That sind die zum Export geeigneten Reichthümer des Landes so bedeutend, daß sie die Schiffe aller Nationen anlocken müßten, wenn einerseits die natürliche Trägheit der Einwohner nicht die Veranlassung wäre, daß die Schiffe monatelang liegen müßten, bis die Ladung zusammengebracht ist, und wenn andererseits die Einfahrt in den Guatzacoalco durch seine Barre nicht viele Gefahr böte. Letzterm Uebelstand könnte die Regierung leicht durch eine an der Mündung zu etablirende Baggermaschine abhelfen, deren Unterhaltungskosten reichlich durch die einlaufenden Schiffe gedeckt würden.

Die Lage von Minatitlan ist eine in jeder Beziehung unglückliche. Die eigentliche Gründung der Stadt fällt erst ins Jahr 1822 oder 1823, wo sie auf dem Platze entstand, den man bis dahin Fabrica del Paso nannte, und wo nur ein mit Palmblättern gedeckter Schuppen gestanden hatte.

Die Veranlassung zur Gründung der Stadt gaben hauptsächlich die unglücklichen Colonisationsversuche, welchen Minatitlan als Hauptstapelplatz und Hafen dienen sollte. Wir haben bereits im vorigen Abschnitt das traurige Los jener Unglücklichen erwähnt, welche von dem Franzosen Jourdan zur Einwanderung hierher verleitet wurden. Ein anderes Opfer jenes heillosen Schwindels war ein Deutscher Namens Wilhelm Theksmann (so wurde mir der Name angegeben), der sich durch die übertriebenen und fabelhaften Anpreisungen der Guatzacoalco-Ufer durch einen gewissen Lainé (de Villevecque) dazu verleiten ließ, mit seinem ganzen, aus 80000 Pesos (200000 Fl.) bestehenden Vermögen nach Minatitlan zu gehen, um sich der neuen Colonie anzuschließen. Hier fiel er in die Hände zweier nordamerikanischer Gauner, welche ihm zuerst sein Vermögen abschwindelten, dann einen Proceß vor mexicanischen Gerichten mit ihm anfingen, was für letztere ebenfalls eine angenehme Beute war, und es dahin brachten, daß der biedere Deutsche ruinirt und blutarm als Bettler im Gefängniß in Acayucan starb.

Minatitlan ist, selbst nach mexicanischen Begriffen, eine kleine Stadt. Sie zählt 4—500 Einwohner, von welchen mehr als die

Hälfte Fremde sind. Daher kommt es aber, daß dieselbe einen verhältnißmäßig großen Handel treibt und dem Reisenden viele Ressourcen bietet; denn alle Ausländer, welche sich hier niedergelassen haben, sind äußerst thätige Leute, welche nur die Aussicht auf großen und raschen Gelderwerb veranlassen konnte, sich den Entbehrungen und Qualen eines Orts wie Minatitlan auszusetzen. Die Stadt besteht eigentlich nur aus einer Straße, welche, vom Fluß unter einem rechten Winkel ansteigend, an ihrem Ende 50—60 Fuß über dem Wasserspiegel liegt. Zu beiden Seiten dieser Straße, also hinter den Häusern, sind Niederungen, welche ebenso wie der untere Theil der Stadt regelmäßigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind; deshalb sind die Häuser dort alle auf Blöcken und Pfählen von 3—5 Fuß Höhe errichtet. In den Niederungen, zu beiden Seiten der Stadt, bleibt das Wasser nach den Ueberschwemmungen lange Zeit zurück und bildet mephitische Sümpfe, welche unausgesetzt die Luft mit ihren tödlichen Miasmen erfüllen. Die Hitze im Sommer ist sehr groß, dabei aber regnet es so viel, daß die Bewohner mir versicherten, auf nicht mehr als sechzig Tage ohne Regen pro Jahr rechnen zu können.

Dadurch, daß die nächsten Umgebungen der Stadt aus Sumpf bestehen, verhindern sie nicht nur die weitere Ausbreitung derselben, sondern machen es hauptsächlich auch unmöglich, die für den Unterhalt der Bewohner nöthigen Bodenerzeugnisse zu produciren. So denke man sich, daß bei meiner Ankunft in Minatitlan kein Mais, außer zu solch enormen Preisen aufzutreiben war, daß man ihn unmöglich als Pferdefutter benutzen konnte. Nach einigen Tagen erst kamen von New-Orleans zwei mit Mais beladene Schoner an, und versorgten dadurch ein Land, welches die Kornkammer der Welt sein sollte, mit dem nöthigen Brot.

Aus dem bisher Gesagten gehen bereits die Nachtheile hervor, welche dem Aufblühen dieser jungen Stadt entgegenstehen: heißes Klimat; Tag und Nacht die Plage der Mosquitos, welche allein schon genügen, die Menschen aufzureiben; drei Krankheiten: Typhus, Dysenterie und intermittirende Fieber, herrschen das ganze Jahr und fordern ihre Opfer. Die Lebensbedürfnisse sind theuer und,

trotz der hohen Preise, zu manchen Zeiten im Jahr theilweise gar nicht zu erlangen. Trotz all dieser großen Nachtheile hat bisher die Stadt nicht nur fortgefahren zu existiren, sondern sie wächst sogar beständig, und dies ist der sprechendste Beweis für die Wichtigkeit des Platzes als Stapelplatz für die ein- und ausgehenden Waaren sowie für die großen Reichthümer, welche das Land birgt und liefern kann.

Würde nun blos die Regierung die Stadt an einen andern Platz in der Nähe verlegen, welcher eine gesunde Lage hat, z. B. auf die ganz nahen, fruchtbaren und trockenen Llanos von Taco-teno, so wäre das rasche Aufblühen der Stadt unzweifelhaft.

Unter den Handelsartikeln Minatitlans ist zu erwähnen das Fett, welches von den Manatis gewonnen wird. Dieses Thier, Atlantische Seekuh (Manatus atlanticus, Trichechus atlanticus) genannt, lebt in einigen tief in den Wäldern versteckten Seen, 6—8 Leguas von Minatitlan entfernt, in großer Anzahl. Jährlich ein- oder zweimal unternehmen die Bewohner von Minatitlan eine Jagdpartie nach diesen Seen, bei welcher Gelegenheit mehrere hundert Thiere mit Aexten erschlagen werden. Von den Häuten derselben sah ich eine große Anzahl, am Strande aufgeschichtet, zum Einschiffen bereit liegen, welche sich aber alle in einem für zoologische Zwecke vollständig unbrauchbaren Zustande befanden. Nach diesen Häuten hatten die meisten Thiere eine Länge von 15—20 Fuß. Die Farbe war bei allen gleich, ein helles Gelbgrau, mit einzelnen kurzen, gräulichbraunen Haaren besetzt. Die beiden vordern Extremitäten sind in Pinnen mit vier Nägeln verwandelt, auf welche sich das Thier außerhalb des Wassers stützt. Seine Nahrung besteht blos aus Wassergräsern. Sein Fleisch ist schmackhaft und gut.

Von Minatitlan wird ein nicht unbedeutender Theil des Tabacks ausgeführt, welchen die umliegenden Landstriche erzeugen. Zu den gegründetsten Vorwürfen, welche man den frühern mexicanischen Regierungen machen muß, gehört bestimmt derjenige, daß sie den Taback theilweise als Monopol behandelten, theilweise seinem Anbau alle möglichen Schwierigkeiten entgegensetzten, während

doch dieses einzige Product schon hinreichen würde, den Wohlstand des ganzen Landes zu begründen. Der Taback (Nicotiana tabacum) wächst in vielen Theilen des Landes wild, und es bleibt dahingestellt, ob derselbe in frühesten Zeiten vom Festland auf die Inseln, oder umgekehrt, verpflanzt wurde. Die ganz ungewöhnliche Wichtigkeit, welche diese Pflanze im Handel der ganzen Welt einnimmt, wird es entschuldigen, wenn wir die Aufmerksamkeit des Lesers während kurzer Zeit für dieselbe in Anspruch nehmen und einen Blick auf seine Geschichte werfen.

Als die Spanier Haïti, das heutige Sto.-Domingo, entdeckten, fanden sie dort diese Pflanze in der Provinz Tabaca, wo sie die Eingeborenen unter dem Namen Petun anbauten, und ihre getrockneten Blätter in Pfeifen von gebranntem Thon und Silber, oder auch in Röhren von Holz, Bambus und Schilf rauchten, welche sie in ihrer Sprache Tabacoos nannten; viele dieser Pfeifen hatten zwei Röhren, welche die Indianer in die Nasenlöcher steckten, den Rauch einsogen und sich damit ebenso gern narkotisirten, wie die Chinesen heute noch mit der Opiumpfeife.

Sei es nun von diesem Instrument Tabaco oder von der Provinz Tabaca, so ist immerhin gewiß, daß dieser Pflanze der Name Taback verblieb, selbst dann, als die Spanier sie auch während ihrer Eroberungen in Mexico unter dem aztekischen Namen Yetl, und in Peru unter dem peruanischen Namen Sayri dort selbst wiederfanden.

Auch jene Völker des großen amerikanischen Continents kannten diese Pflanze seit den Zeiten ihrer Einwanderungen in jenen Ländern, wo sie dieselbe schon regelmäßig cultivirt fanden. Die Eingeborenen bedienten sich ihrer zu Rauch- und Schnupftaback sowie auch als Gegengift gegen den Biß der Schlangen und anderer giftiger Thiere, und nicht minder als narkotisches Heilmittel gegen Zahnschmerzen, Katarrh, Kolik, Ausschläge u. s. w.

Auf der zweiten Reise des Entdeckers Christoph Columbus, im Jahre 1496, zog diese Pflanze zuerst die Aufmerksamkeit des spanischen Geistlichen Ramon Pane auf sich, der sie vor allen zuerst beschrieb. Bald darauf verpflanzte sie der berühmte Naturforscher

Hernandez de Toledo von der kleinen Antille Tabago, die ihm ihren Namen verdankt, nach Spanien.

Im Jahre 1559 säete man sie schon in Portugal, und im Jahre 1560 brachte sie Jean Nicot, damals französischer Botschafter in Lissabon, nach Paris und präsentirte sie der Königin, weshalb man sie einige Zeit l'herbe à la reine, l'herbe d'ambassade und Nicotiana nannte, welch letztere botanische Benennung ihr auch bis auf den heutigen Tag verblieb, obwol dem Spanier Hernandez mit weit größerm Rechte als Hrn. Jean Nicot die Ehre gebührte, seinen Namen damit zu verewigen, zumal der Cardinal Santa-Croce, von seiner Botschaft in Spanien nach Italien zurückkehrend, schon einige Jahre früher als Nicot in Frankreich sie seinen Landsleuten kennen lehrte.

Im Anfang hatten die Europäer einen starken Widerwillen zu überwinden, um Taback zu rauchen.

Die Engländer Raphelengi, Harriot und andere Abenteurer, welche den Sir Walter Raleigh auf seiner Entdeckungsreise begleiteten, lernten in Virginien das Rauchen und führten die Gewohnheit in England ein, von wo aus sie sich bald in alle Gegenden Europas verbreitete.

Heute bleibt uns nicht mehr der geringste Zweifel, daß der Gebrauch einer Art von Taback unter verschiedenen asiatischen Völkerschaften lange vor der Entdeckung Amerikas bekannt war. Unter vielen trefflichen Berichten über die allgemein verbreitete Tabackscultur sagt das „Asiatic Journal" (XXII, 142): „Wenden wir uns östlich, so finden wir fast in allen Ländern den Gebrauch des Tabacks eingeführt." In der Türkei verläßt die Pfeife den Mund des Rauchers zu keiner Stunde des Tags, und die feierlichsten Verhandlungen werden im allgemeinen bei einer Freundschaftspfeife geschlossen, die hier ganz das Friedensrohr (Calumet) der Indianer vertritt. In Ostindien schmauchen nicht nur alle Klassen, sondern sogar beide Geschlechter diesen duftenden Rauch. Der einzige Unterschied zwischen den Rauchern besteht in Form und Stoff der Pfeifen und der Gattung des Rauchtabacks.

In China ist das Rauchen vorherrschende Gewohnheit, und

Hr. Barrow, der in neuerer Zeit jene Länder durchreiste, versichert, daß jede Chinesin, von 8 oder 9 Jahren an, eine kleine Börse mit Taback und Pfeife, als gleichsam zur Kleidung gehörig, mit sich trägt.

Aus dieser uralten Gewohnheit, welcher die Chinesen und andere asiatische Völkerstämme schon in so zartem Alter huldigen, schließt Pallas mit vielem Scharfsinn, daß das Tabackrauchen in Asien, und besonders in China, weit älter sein müßte als die Entdeckung der Neuen Welt.

Pallas bemerkt auch noch, daß unter den Chinesen und Mongolen die Gewohnheit des Tabackrauchens so allgemein, so häufig ist, daß es als ein unentbehrlicher Luxus betrachtet wird. Der Tabacksbeutel mit der Pfeife macht eins der gewöhnlichen Kleidungsstücke aus. Die Form ihrer Pfeifen, welche die Holländer zuerst nachmachten, ist so eigenthümlich, und endlich die Zubereitung der gelben Blätter, welche sie in den Händen zu zerreiben und mit den Stückchen die Pfeifen zu stopfen pflegen, ist so verschieden von der westlicher Nationen, daß es kaum möglich scheint, daß dieses alles über Europa von Amerika zu ihnen gekommen, besonders da China und Persien durch die unermeßlichen Ländereien von Indien, wo der Gebrauch des Tabacks lange nicht so verbreitet ist, getrennt sind. Zur vollsten Bestätigung dieser Behauptung sei endlich noch erwähnt, daß in Kairo in der Bibliothek der Moschee Mohammed-Ali ich ein Manuscript altarabischer Poesien aus dem 12. oder 13. Jahrhundert sah, welches ein Loblied auf den Taback und die Pfeife enthielt.

Der Taback erfuhr alle Arten von Verfolgungen, als moralisches und physisches Gift. Monarchen und Päpste widersetzten sich seinem Gebrauche. Im Jahre 1610 führte man in Konstantinopel die überführten Raucher in beschämend lächerlichem Aufzug umher, um sie für die Uebertretung des Verbots zu bestrafen. Im Jahre 1623 schloß Papst Urban VIII. alle diejenigen von der christlichen Gemeinschaft aus, welche während des Besuchs einer Kirche Taback bei sich trugen. Im Jahre 1634 verurtheilte der moskowitische Zar Michail Feodorowitsch alle Raucher zum Tode. Peter der Große bestätigte dieses entsetzliche Urtheil, und erst viel später wurden die Tabackraucher nur mit dem Verlust der Nase bestraft.

Der schweizer Rath verfolgte im Jahre 1653 mehrere Personen, welche Tabackspfeifen bei sich trugen; im Jahre 1661 wurden in Bern und andern Städten besondere Tribunale errichtet, um das Verbrechen des Tabackrauchens zu erforschen und zu züchtigen; die Prediger schleuderten die fürchterlichsten Anatheme von der Höhe ihrer Kanzeln auf den armen Taback herunter; aber dieser trotzte wacker allen Angriffen und Verfolgungen seiner Widersacher, bewaffnete sie mit Tabackspfeifen und Schnupftabacksdosen, und bekehrte sie endlich zu treuen und geschworenen Anhängern, deren große Partei heutzutage ungemeine Quantitäten von dieser Pflanze verbraucht, die fast in allen Klimaten und Ackerländern gebaut wird und je nach ihrer Beschaffenheit ein im Handel mehr oder minder geschätztes und durchaus nothwendiges Product liefert.

Der Gebrauch des Schnupftabacks ging in Europa dem des Rauchtabacks vorher; bald jedoch ergaben sich alle Klassen der Gesellschaft dem uneingeschränktesten Genusse beider Arten; nur prangte die Tabacksdose in den höhern Kreisen, während die Tabackspfeife mehr unter dem Volk einheimisch ward.

Die Engländer schreiben dem Sir Walter Raleigh und Sir Francis Drake die Einfuhr, den Reisenden Raphelengi und Harriot aber den ersten Gebrauch der Tabacksblätter, als Rapé zum Schnupfen und Canaster zum Rauchen, zu, welche Gebräuche sich auch im ganzen europäischen Norden verbreiteten.

In England errichtete man die ersten Tabagien oder Versammlungsorte für Raucher; alle Welt rauchte Taback, selbst die Civil- und Criminalrichter während ihrer Versammlungen, ja sogar die Räthe in ihren Sitzungen, was endlich doch den König Jakob I. veranlaßte, im Jahre 1603 einen strengen Befehl gegen diesen „ekelhaften, widerlichen und ungesunden Misbrauch" veröffentlichen zu lassen.

Der Taback aber trotzte, wie gesagt, dem religiös-politisch-medicinischen Bündnisse, indem sein Gebrauch immer mehr zunahm, nach und nach in allen entdeckten Ländern der Erde Eingang und Anklang fand, und deren Bewohner seines angenehmen Genusses theilhaftig machte.

Für die vorzüglichste Sorte gilt immer noch der Taback aus der Havaña, und wird diesen Rang auch so lange behaupten, bis eine freie Regierung und Fortschritte im Ackerbau den verschiedenen Provinzen Mexicos gestatten werden, sich mit aller Energie dem Tabacksbau zu widmen. Sobald dies aber der Fall sein wird, erhält Cuba einen so mächtigen Concurrenten, daß es denselben nicht mehr bewältigen kann. Der bereits jetzt im Staate Vera-Cruz, an der Küste und in der Umgegend von Orizaba und Cordova angebaute Taback kommt an Aroma, Zartheit, Größe und schöner Farbe dem Havañataback beinahe gleich, und wird ihn jedenfalls bei sorgfältiger Behandlung erreichen. Dagegen kommt aus der Provinz Tabasco, leider nur in geringen Quantitäten, unter dem Namen Simojovel ein Taback, der den besten der Havaña bereits übertrifft.

Unter anderm bietet der Simojovel den Vortheil, daß ganz frisch bereitete Cigarren, wie sie der Hand des Arbeiters entnommen werden, schon geraucht werden können, ohne irgendwelche Schärfe zu verrathen. So besuchte ich in Minatitlan zuweilen einen deutschen Arzt, welcher die Cigarren, die wir rauchten, stets in unserer Gegenwart machen ließ.

Nicht minder vorzüglich ist der bei Chimalapa und andern hochgelegenen Orten cultivirte Taback, der den Namen Tabaco del monte führt, sehr narkotisch ist und 33 Zoll lange und 15 Zoll breite, derbe Blätter hat. Noch eine andere Sorte (T. corral) wird in den Thälern des nördlichen Isthmus gezogen. Sie ist kleiner, aber der besten Vuelta de abajo an Güte gleich.

Wie bei fast allen andern kostbaren Erzeugnissen des Pflanzenreichs, so hat auch beim Taback die Natur dem Mexicaner nichts zu wünschen übrig gelassen. Allein Gleichgültigkeit, Indolenz, schlechte Regierung, die verkehrte, ihre eigenen Interessen verletzende Gesetze gibt und aufrecht erhält, und Mangel an Arbeitskräften sind schuld, daß dieses gesegnete Land bisjetzt in fast gar keinem Zweige der Landwirthschaft seinen eigenen Bedarf erzeugt. Deshalb ist auch der vorzügliche Simojovel- und Orizabataback in Europa noch völlig unbekannt.

Bei der großen Anzahl von Fremden, welche Minatitlan erfüllten, schien es beinahe unmöglich, ein Unterkommen in einem Hause zu finden; allein Hr. Daniel Price, ein sehr freundlicher und gebildeter englischer Kaufmann, welcher Minatitlan schon seit einigen Jahren bewohnte, nahm sich meiner an und räumte mir die Hälfte eines soeben fertig gewordenen Hauses ein, dessen Wände zwar noch ganz feucht waren, sodaß das Wasser an ihnen herabrieselte; aber wenigstens waren wir doch von oben trocken. Auf mich, der ich beständig von Fieberanfällen heimgesucht war, und an einer offenen Wunde laborirte, wirkte die nasse Wohnung verderblich ein; trotzdem schätzte ich mich glücklich, sie zu haben. Meine armen Pferde dagegen blieben bei dem unausgesetzten Sturm und Regen im Freien und erhielten anfänglich gar keinen, später nur spärlichen Mais, sodaß mein Bedauern bald in die ernste Besorgniß überging, sie ganz zu verlieren, obgleich der Militär- und Civilgouverneur von Minatitlan, Señor Marques, mich sehr freundlich und zuvorkommend aufnahm und zu meiner Verfügung stellte, was an einem solchen Orte an Bequemlichkeiten aufzutreiben war.

An einem Sonntag Nachmittag lud er mich ein, ihn zu den Hahnenkämpfen, einem in ganz Mexico beliebten Volksvergnügen, zu begleiten. Da ich während meines ganzen Aufenthalts in der Republik noch keine Gelegenheit gehabt hatte, dieses Schauspiel mit anzusehen, nahm ich das Anerbieten mit Freuden an.

Die meisten Mexicaner zeigen sich für die Hahnenkämpfe ebenso passionirt wie für die Stiergefechte, woran aber wol mehr die Manie zu wetten und zu hazardiren, als das Schauspiel selbst schuld ist.

In den meisten Städten ist für die Hahnenkämpfe ein eigener Circus, die Plaza de Gallos, errichtet, welcher aus einer rings von Sitzen für die Zuschauer umgebenen, kleinen, aber bedeckten Arena besteht.

Minatitlan hatte es damals noch nicht bis zu einem Circus gebracht, weshalb die Hahnenkämpfe auf einem freien Platze der obern Stadt gehalten wurden. Die zu diesen grausamen Spielen bestimmten Thiere werden eigens hierzu erzogen, leben nie in Ge-

meinschaft mit Hühnern oder andern Hähnen, sondern sind beständig an einem Pfahle kurz angebunden, und werden sorgfältig mit erhitzender Nahrung gefüttert und trainirt. An Sonn- und Feiertagen, wo diese Schauspiele stets stattfinden, pflegt der Eigenthümer seinen besten Hahn auf dem Arme mit herumzutragen. Hat sich dann in der Plaza de Gallos ein Kämpfer gegen ihn gefunden, so werden die Wetten engagirt und deren Betrag von einem eigens hierzu bestellten Mann eingezogen und auf einem Tische öffentlich niedergelegt. Erwartungsvoll umgeben die Zuschauer die Arena, während die Hähne zum Kampfe in Bereitschaft gesetzt werden. Diese besteht darin, daß man ihnen an den Stummel des abgeschnittenen Sporns eine spitze und scharfe Federmesserklinge befestigt, und, um das Thier zornig zu machen und zu reizen, ihm einige Federn am Halse ausreißt. So treten die Kämpfer auf, umgehen sich ein- oder zweimal und stürzen aufeinander zu. Eben, glaubte ich, würde der Kampf recht entbrennen, da lag einer der Hähne todt auf dem Platze, und die Wetten wurden eingezogen und neue eingegangen. Bei den nächsten und allen folgenden Hähnen war es dasselbe: kaum glaubte man sie im Kampfe, so deckte bereits die Leiche des einen oder gar beider den Platz, da sie sich mit den gefährlichen Messern schnell tödliche Wunden versetzen.

Ich für meine Person fand an diesen Spielen durchaus kein Vergnügen, und verließ den Platz sehr unbefriedigt.

Gegen Abend ging ich mit dem Gouverneur zu einem öffentlichen Ball, der in einer Art Schenke abgehalten wurde. Der beliebteste Tanz schien der Fandango zu sein, da er beinahe unausgesetzt wiederholt wurde. Das Orchester besteht aus zwei bis drei Guitarren, welche ihr Spiel mit einem näselnden Gesange begleiten. Sobald diese Musik beginnt, stellen sich die Damen in zwei Reihen einander gegenüber auf und beginnen, während den Männern blos die Stelle der Zuschauer bleibt, den Tanz; bald langsamer, bald rascher nach dem Takt der Musik mit den Füßen stampfend, gehen sie, wie in der Quadrille, bald in einem En avant quatre oder Passez vor, bald reichen sie sich wie zu einer Chaîne des dames

die Hände. Viele Abwechselung bietet der Tanz nicht, dagegen ist das Aeußere der Mädchen sittig und anständig, und die lebenden Blumen, mit welchen sie die schwarzen Haare durchflochten haben, kleiden sie gut.

Wenn eine der Damen durch ihren Tanz oder durch sonst etwas die besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung eines Mannes auf sich gelenkt hat, so eilt er zu ihr und setzt ihr seinen Hut auf. Nimmt sie diese Gunstbezeigung an, so setzt sie sich nach dem Tanze mit dem Hut auf ihren Platz, und der Eigenthümer muß kommen und seine Kopfbedeckung durch ein Geschenk wieder auslösen. Dieses besteht in einem farbigen Band, einem kleinen Tuche, oder auch nur einfach in einem Geldstück, womit die Bekanntschaft angeknüpft ist und in der Regel nach dem Balle enger geschlossen wird.

Den folgenden Tag machte ich einen Ausflug in die Umgegend, wo ich die wiederholte Gelegenheit hatte, das Thun und Treiben der Termiten zu studiren.

Im ersten Bande habe ich bereits einer Ameise Erwähnung gethan, welche man Soldados nennt. Schon damals zog eine andere Art meine Aufmerksamkeit auf sich, welche im Staate Vera-Cruz häufig vorkommt, überhaupt aber Landstrecken zu bewohnen scheint, welche 2000—5500 Fuß über dem Meere liegen und eine mittlere Temperatur von 16—18° R. haben. Nachdem ich Gelegenheit hatte, die bereits früher begonnenen und auch später fortgesetzten Beobachtungen über diese interessanten Thiere etwas mehr zu vervollständigen, will ich hier zusammenstellen, was ich über dieselben weiß.

Man nennt im Lande Arrieros oder Lastträgerameisen eine den Termiten und zwar den echten Termes angehörige Art. Den Speciesnamen, falls ein solcher schon bekannt, zu ermitteln, war mir nicht möglich, denn zu den drei Species, welche wir nach Hagen („Monographie der Termiten in der Linnea entomologica", Bd. X u. XII) aus Mexico kennen, nämlich: Calotermes marginipennis Later., Calotermes brevis Walk. und Termes nigriceps Hald., paßt sie nicht. Letztere, gelb mit schwarzem Kopf, zieht Hagen selbst zu einer andern Gattung, nämlich zu Eutermes.

Die von mir eingesammelten Exemplare sind wieder verloren gegangen, sodaß mir vorerst weitere Vergleichungen nicht möglich sind; sollte sich die Species aber als neu bewähren, würde ich für sie den Namen Termes Rosenhaueri, dem um die Wissenschaft so verdienten Professor Dr. Rosenhauer in Erlangen zu Ehren, vorschlagen. Am meisten Aehnlichkeit dürfte diese Art mit Termes grandis, Ramb. (Hagen XII, 157) haben, welche in Cayenne und Britisch-Guyana vorkommt, ihr Nest ebenfalls unter der Erde hat und auch nach dem ersten Regen schwärmt. Dies geschieht bei jener aber nur bei Nacht, wodurch sie sich unter anderm von dieser Species unterscheidet.

Das Aeußere dieser Thiere variirt bedeutend; meistens sind sie rothbraun, schwarzbraun, selten schwarz. Der im Verhältniß zum Körper sehr starke Kopf ist mit zwei Zangen bewaffnet, welche ihnen dazu dienen, ihre Nahrung nach Hause zu tragen. Der Kopf wiegt ungefähr zweimal so viel als der Körper. Es sind rein pflanzenfressende Insekten, welche ihre Nester unter der Erde bauen, deren Unterlage ein gelber oder röthlicher Lehm ist. Im Monat Juni, zur Zeit der ersten Regen, und zwar den Tag nach einem starken Regengusse, welcher wenigstens 4 Zoll in die Erde eingedrungen sein muß, fliegen die Könige und Königinnen, deren sich oft sechzig bis achtzig in einem alten Nest befinden, aus, nachdem sie sich vorher begattet hatten. Die Könige schwärmen umher, werden von Vögeln weggefangen, von andern Ameisen angefallen und aufgezehrt, oder sie kommen innerhalb des Tags auf andere Weise ums Leben. Sie haben den Beruf ihres Daseins erfüllt, der Zweck ihrer Existenz fällt somit weg, und die Natur hat keine Gründe mehr, für ihre Erhaltung Sorge zu tragen. Anders verhält es sich mit den Königinnen; sie schwärmen 10—30 Minuten herum, sorgsam nach einem Platze suchend, welcher der Sitz ihrer zahlreichen Nachkommenschaft werden soll. Gewöhnlich finden sie denselben auf frischgepflügtem Lande oder an einem andern, von Gras entblößten Ort, dessen Boden nicht zu hart ist. Wenn dieser gefunden, entsagt die Königin mit edler Resignation dem Reiseleben; sie verzichtet freiwillig auf ihr Flugvermögen, und als ob sie sich auf immer

den Rückweg zur Welt verschließen wollte, beißt sie sich selbst die Flügel ab und geht muthig an die Arbeit. Mit ihren Zangen löst sie Stückchen Erde von jeder Größe ab, sobald sie nur nicht ihr eigenes Gewicht dreimal übersteigen, und thürmt sie 2 Zoll von dem zu grabenden Loche regelmäßig im Halbkreise herum auf. Bei dieser Arbeit geht die Ameise stets kopfabwärts in das Loch und kehrt rückwärtsgehend zurück, jedesmal mit einem Stück Erde in den Zangen. Nachdem sie, ohne sich Ruhe zu gönnen, ein 5—6 Zoll tiefes Loch in schiefer Richtung von 45 Grad gegraben, und zu dieser Arbeit vier bis fünf Stunden gebraucht hat, gräbt sie die Zelle, ein rundes Gewölbe von 2—3 Zoll im Diameter, aus, eine Arbeit, welche weitere zwei Stunden erfordert; dort läßt sie sich nieder und fängt an ihre Eier zu legen. Der gegrabene Gang ist gleichmäßig und von einem halben Zoll im Durchmesser. Manchmal ereignet es sich aber, daß die Ameise bei ihrer Arbeit auf ein unvorhergesehenes Hinderniß stößt. Ein Stein im Wege unterbricht ihre Arbeit zwar momentan, schreckt sie aber nicht ab. Ist derselbe klein, so sucht sie ihn herauszuschaffen; ist er von mittlerer Größe, so gräbt sie um ihn herum; ist er aber sehr groß, so fängt sie an einem andern Ort ihre Arbeit aufs neue an.

Um die ersten Eier zu legen, gebraucht die Königin zwei Tage. Sie sind im Verhältniß zu den spätern klein, und ihre Zahl beträgt 3—500. Nach acht Tagen kriechen die jungen Ameisen aus, bleiben noch einen Tag im Neste und ziehen dann aus, um ihre Nahrung zu suchen. Merkwürdig ist, daß die Königin während dieser zwölf für sie so angreifenden Tage keine Nahrung zu sich zu nehmen scheint. Mit dem Eintritt in die Zelle hat sie allen Genüssen des Lebens entsagt, und nie habe ich sie nach dieser Zeit wieder aus dem Neste kommen sehen. Dagegen arbeitet sie von da an nicht mehr, sondern beginnt ein patriarchalisches Leben, aufs sorgfältigste von ihren Kindern oder Vasallen gepflegt. Der größere Theil der jungen Brut geht von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang aus, um Nahrung zu suchen, und kommt beladen nach dem Neste zurück. Die zu Hause zurückbleibenden Termiten arbeiten an einem neuen Gang, welcher sich etwas abwärts

senkt, und an einer neuen Höhlung, welche stets einige Zoll tiefer liegt als die frühere; beide sind von größerm Umfang als die erstere. Die Zellen werden von ihnen mit Pflanzenfasern, Fibern von Blättern und einem Secretionssafte, welche Bestandtheile in eine Art von Wolle verwandelt worden sind, weich ausgebettet, und sobald diese neue Wohnung fertig ist, begibt sich die Königin dorthin und legt aufs neue Eier. Die aus diesen hervorgehenden Termiten sind stärker als die ersten. Diese Fortpflanzungsgeschichte erneuert sich das ganze Jahr hindurch mit dem Unterschied, daß die Termiten für jede neue Brut den Gang weiter und länger, die Zelle geräumiger bauen, und daß jede neue Brut sowol an Anzahl als an Körpergröße stärker ist. Alte Gänge haben 2—3 Zoll im Durchmesser und sind oft 150—200 Fuß lang; die alten Gewölbe sind zu einem Durchmesser von 18—27 Zoll angewachsen. Die Tiefe dieser Nester ist sehr verschieden; in hartem, lehmigem Boden sind sie selten tiefer als 3 Fuß, in lockerer Erde hingegen gehen sie zuweilen bis zu einer Tiefe von 9 Fuß. Die Gewölbe haben in horizontaler Richtung nur einen Aus- und einen Eingang; manchmal aber haben sie noch einen dritten Ausgang, der sich senkrecht oder in schiefer Richtung hinabsenkt. Ein altes Nest hat zwanzig bis dreißig Gewölbe und oft mehr.

Nur einmal im Jahre legt die Königin Eier, woraus Könige und Königinnen entstehen. Ihrer sind meist sechzig bis achtzig, welche sich begatten und dann, wie dies im Eingang bereits erwähnt wurde, nach dem ersten starken Regenguß der Regenzeit ausziehen, um neue Colonien anzulegen.

Die Königin duldet keine Nebenbuhlerin; deshalb, so groß auch das Nest sein mag, findet man stets blos Eine Königin. Es ist unglaublich, mit welcher Energie diese das Ganze regiert, denn es herrscht eine Regelmäßigkeit in den Arbeiten, an welcher selbst die Menschen ein heilsames Beispiel nehmen könnten. Während der eine Theil an dem Bau der Gänge, Höhlen und Zellen arbeitet, versorgt ihn der andere mit Lebensmitteln und Material zu den Zellen. Da diese Termiten keinen Winter zu befürchten haben, so häufen sie nie mehr Vorräthe als für den Verbrauch eines Tags an; ist

jedoch anhaltender Regen zu erwarten, was sie genau vorherzufühlen scheinen, so verdoppeln oder verdreifachen sie den Vorrath. Ihre Gefräßigkeit ist erstaunlich: ein Nest von sechs bis acht Jahren ist im Stande, alle Blätter und jungen Triebe eines mittelmäßigen Baumes in Einem Tage zu fressen, wenn der Baum ganz in der Nähe des Nestes steht. Da sie übrigens meist, um die ihnen mundende Nahrung zu holen, weite Züge machen müssen, so ist die Zerstörung, welche sie anrichten, nicht so groß, als man erwarten sollte. Sie greifen nicht alle Bäume oder Pflanzen an, sondern haben eine gewisse Vorliebe z. B. für Rosen, Orangen, Mango u. s. w. Sind jedoch letztere nicht vorhanden, so greifen sie auch jedes andere Gewächs an, welches nicht Milchsaft enthält.

In der Nähe der Häuser richten diese Insekten ungeheuere Zerstörungen an. Mais, Brot, Zucker, kurz alles, was aus dem Pflanzenreiche stammt, greifen sie an und schleppen es fort; in den Gärten entblößen sie alle Bäume und unterminiren die Wege. Ihre Kraft ist im Vergleich zu ihrer Größe sehr bedeutend: so trägt eine Ameise ein Maiskorn, ohne auszuruhen, hundert Schritte fort; schwerere Lasten, wie ein Stück Zucker oder Brot, schleppen sie aber gemeinschaftlich fort, indem einige vorn ziehen und die andern hinten schieben. Merkwürdig ist, daß sie nie Pflanzen aus der Klasse der Monokotyledonen angreifen, sondern sich auf Dikotyledonen beschränken. In einem einzigen Fall scheinen sie blos eine Ausnahme zu machen, und da möchte ich noch fragen, ob diese Thiere nicht vielleicht bessere Botaniker sind als die Menschen. Sie fressen nämlich die Blätter der gewöhnlich zu den Monokotyledonen gezählten Species von Arum. Diese Blätter sind ohnedies netzförmig, wie bei Dikotyledonen, und dürften vielleicht doch zu diesen letztern gehören.

Die Feinde, welche die Natur diesen Termiten gegeben hat, sind zahlreich und setzen ihrer zu großen Verbreitung Schranken, ohne welche anzunehmen ist, daß die genannten Landstriche längst verheert und von aller dikotyledonischen Vegetation entblößt sein würden. Vögel verschiedener Genera, besonders aber die Gallinaceen, stellen ihnen nach. Der Tag, an dem die Königinnen ausfliegen,

ist aber nicht blos für die Vögel ein Tag großen Schwelgens, sondern auch andere Ameisenarten fressen die Königinnen. Die Mexicaner nehmen ebenfalls ihren bedeutenden Antheil an diesem Mahl, denn Tausende der Königinnen werden vom gemeinen Volke gefangen, geröstet und als Leckerbissen verspeist.

Kraatz, Schiödte u. a. haben uns bereits damit bekannt gemacht, daß eine Anzahl anderer Insekten in den Termitennestern, wie bei uns in den Ameisenhaufen, existiren. So leben bei uns die Larven der Cetonia metallica in den Haufen unserer Waldameisen (Formica congerens und rufa) und nähren sich tief unten von Pflanzenstoffen. In Mexico ist es ein großer Käfer, der Scarabaeus (Hoplites) lupercus Chevr., welcher die Höhlungen der Termiten benutzt, um seine Eier hineinzulegen. Den Larven des Hoplites scheint eine ähnliche Pflanzenkost wie den Termitenlarven (wie bei uns den Cetonien) zugetragen zu werden. Außerhalb des Baues fand ich häufig den Käfer halbtodt liegen, was für den Sammler stets ein angenehmer Fund, da diese Scarabeen sonst schwer zu bekommen sind. Vielleicht waren dies die Männchen, welche nach der Begattung zurückgeblieben sind.

Wenn man die Termiten nicht stört, so gehen sie nur bei Tage aus, um ihre Nahrung zu suchen. Stopft man hingegen wiederholt die Ausgänge zu, so ziehen sie des Nachts aus, und wiederholen dies so lange, bis sie ungestört bleiben.

Getödtete ihrer Art schleppen die Termiten ins Nest und verzehren sie. Verwundete schleppen sie ebenfalls ins Nest, pflegen sie jedoch sorgfältig.

Wenn die Termiten alle Blätter, welche in der Nähe des Nestes wuchsen, aufgezehrt haben, schicken sie Plänkler nach allen Richtungen aus, welche den Auftrag haben, die ihnen convenirende Nahrung aufzusuchen. Sobald einer derselben das Gesuchte gefunden hat, kehrt er beladen und gleichsam die Muster tragend zum Nest zurück, macht seinen Rapport, und gleich darauf sieht man Hunderte und Tausende nach dem Ort ausziehen und die Nahrung holen. Die Hin- und Herzüge werden so lange fortgesetzt, bis der aufgefundene Vorrath erschöpft ist, worauf dasselbe Manöver wieder-

beginnt. Einen Baum aber, dessen Blätter sie verzehrt haben, greifen sie nie eher wieder an, als bis er seinen vollständigen Blätterschmuck wieder erhalten hat, müßten sie in der Zwischenzeit ihre Kost auch noch so weit herholen.

Die Gewohnheiten dieser Termiten sind übrigens schwer zu studiren, denn sobald sie gestört werden, schleppen sie die Eier in tiefere Zellen und ziehen sich in die innersten Gewölbe zurück.

Hr. Price, mein neuer Gastfreund in Minatitlan, erfreute mich durch das Geschenk eines Ameisenbärs, Pangolin (Myrmecophaga tridactyla), welcher in dessen Hause, unter dem Sparrenwerk des vorspringenden Dachs aus Maisstroh versteckt, gefunden wurde. Die Leute nennen hier das Thier Brazo de fierro (Eisenarm), weil es sich seiner beiden Vorderfüße zu seiner Vertheidigung bedient, und darin eine solche Kraft besitzt, daß es beinahe keinem seiner Feinde gelingt, sich wieder aus dieser Umarmung zu befreien, wenn er einmal umschlungen ist.

Die Ameisenbären sind ein blos Amerika eigenes Geschlecht, das viel Originelles aufweist. Sie haben einen schmalen, dünnen, nach vorn zu einer langen Schnauze verlängerten Kopf. Die kleine Mundöffnung beherbergt eine lange, weit vorstreckbare Zunge, welche mit einem kleberigen Schleim überzogen ist und dazu dient, ihre Hauptnahrung, Ameisen und Termiten, daran festzuhalten. Sie treten nicht mit der Sohle auf, sondern blos auf der äußern Seite derselben, und da ihre sehr verlängerten, bogenförmigen Krallen sie beim Laufen hindern würden, schlagen sie dieselben ein und treten wie auf einen Huf darauf. Der größte Ameisenbär ist der Mirmecophaga jubata, der mit dem Schwanze 7 Fuß Länge hat. Sein Schwanz ist stark und buschig behaart, allein die Haare gleichen beim Anfühlen vollkommen getrocknetem Seegras, wie man solches zum Polstern der Möbel gebraucht.

Der mir geschenkte Pangolin war bedeutend kleiner, 2 Fuß lang; der nackte Schwanz, 1 Fuß 3 Zoll, dient als Greiforgan. Die Haare des gelben Pelzes sind rauh und strohartig; auf der Unterseite ist er dunkelbraun; von der Brust läuft jederseits ein schwarzer Streif über Hals und Schultern und vereinigt sich auf dem

Rücken. Beim Einfangen hatten die Leute das Thier mit Knütteln schrecklich malträtirt, sodaß es voll Contusionen war; trotzdem erholte es sich sehr bald wieder davon, da sie ein dickes Fell und sehr zähes Leben haben. Hr. Lafond versicherte, daß sich der Pangolin außer von Insekten besonders auch von Honig ernähre.

Seine Bewegungen sind meist langsam; daher kommt es auch, daß er sich seinen Feinden nie durch die Flucht zu entziehen sucht, sondern sich lieber herzhaft zur Wehre stellt. Dies thut er, indem er sich aufs Hintertheil setzt, wobei ihm der Schwanz als Stützpunkt dient, und nun mit den Vorderbeinen und ihren Krallen den Feind erwartet und zu erfassen sucht.

Am Nachmittag besuchte mich der Kapitän des im Goatzacualco ankernden bremer Dreimasters, gefolgt von seinem Hunde, einem prachtvollen Neufundländer. Als er meinen Pangolin sah und ich ihm von der Stärke des Thiers in seinen Vorderfüßen erzählte, meinte er, sein Hund würde doch wol schnell mit ihm fertig werden. Ich erhob einen Zweifel dagegen; kurz, es entspann sich ein freundlicher Streit, der damit endete, daß wir beschlossen, die beiden Thiere miteinander kämpfen zu lassen, was ich um so leichter wagen konnte, als ich meinen Pangolin ohnedies nicht lebend mitnehmen wollte. Beide Kämpfer wurden auf den Platz vor dem Hause gebracht und einander gegenübergestellt. Der Pangolin setzte sich augenblicklich in Positur auf die Hinterbeine und erwartete den Angriff. Sein Gegner, unbekannt mit der ihn erwartenden Gefahr, ging voll Muth auf ihn los und suchte ihn von hinten zu fassen, allein der Ameisenbär drehte sich mit einer Geschwindigkeit und Gewandtheit stets nach allen Seiten um, und gesticulirte dabei so lebhaft und possirlich mit den Armen, daß ihm der Hund von hinten nicht beikommen konnte. Endlich mehr und mehr in Wuth gerathen, wollte er ihn von vorn fassen, zugleich aber umschlang der Bär seinen Hals mit beiden Armen so fest, daß der Hund auch gleich die Zunge lang ausstreckte und mit aller Macht den Gegner abzuschütteln suchte; aber Brazo de fierro bewies sich als wirklicher Eisenarm, und ließ nicht los, bis sein Gegner, schon beinahe erstickt, sich auf der Erde wälzte. Wir sahen seinen Tod voraus; allein

das schöne Thier dauerte uns, und wir sprangen zu und suchten es zu befreien; dies war jedoch kein kleines Stück Arbeit, denn mit Anwendung aller unserer Kräfte mußten wir die beiden Arme des Pangolins auseinanderreißen, ehe es gelang, den Hund zu retten. Dieser aber sah sich kaum befreit, als er, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, laut heulend sich aus dem Staube machte und nachher durch nichts mehr zu bewegen war, den Kampf wieder aufzunehmen. So endete der Zweikampf zwischen dem Pangolin und dem Neufundländer.



Begegnung mit einem wilden Stier.

IV.

Von Minatitlan nach Vera-Cruz.

Abreise von Minatitlan. Acayucan. Kampf mit einer Klapperschlange ums Nachtlager. Begegnung mit einem wilden Stier. Glückliche Tigerjagd. Der Corral nuevo und seine hübsche Patientin. Ritt über die Savannen. Nächtliche Abenteuer. Tlacotalpam. Axin (Coccus mexicanum). Der Rio San-Juan. Alvarado. Ankunft in Vera-Cruz. Passage auf der Leontine.

Bei meiner Ankunft in Minatitlan war meine Gesundheit bereits durch Fieber, Entbehrungen und Beschwerden bedenklich erschüttert, und das Klima des Orts war nicht geeignet, eine wankende Constitution wieder Halt und Festigkeit gewinnen zu lassen. Ich zweifelte, ob es nicht gerathener für mich sei, das freundliche Anerbieten des Gouverneurs, mich mit dem mexicanischen Kriegs-

dampfer Guerero nach Vera=Cruz abgehen zu lassen, anzunehmen. Doch der Dampfer wurde schon lange erwartet, und wer konnte sagen, wann er ankommen, wann er die Rückreise antreten werde? So beschloß ich, auch diesen letzten Abschnitt meiner Wanderung, die Tour von hier bis Vera=Cruz, in gewohnter Weise zu Pferde zu machen, und verließ morgens um 9 Uhr, nur von einem Mayordomo und zwei eingeborenen Dienern begleitet, Minatitlan am 15. April.

Die Straße war angenehm und eben; ein frischer Hauch, aus der Richtung der Heimat kommend, bog hier die Kronen der Palmen zum Gruße, rauschte dort im Gebüsch, das rechts und links von der Straße mit hohen Waldungen abwechselte, und kühlte die glühende Wange des Reiters. Allein die Ermattung lag bleiern in meinen Gliedern und schloß lange den freundlichen Eindrücken die Thore der Seele. Mein armes Pferd war nicht besser daran als sein Herr. Die spärlichen Maisrationen in Minatitlan hatten nicht hingereicht, es bei gewohnter Kraft und Munterkeit zu erhalten, und langsam, fast verdrossen, hatte es sein Tagewerk angetreten. Indessen konnte der andauernde Reiz der Landschaft nicht verfehlen, endlich seine Wirkung auf das Gemüth auszuüben, und Trübsinn und Verwirrung dauern ebenso wenig ewig, als der Rausch der Freude.

Um 1 Uhr erreichten wir Jaltipan, ein großes Dorf, und abends 6 Uhr erst Acayucan, wo ich bei einer französischen Familie Aufnahme fand. Ich sorgte vor allem für die Pferde und Maulthiere, die mir ernstliche Sorge zu machen anfingen, so sehr hatte der lange Marsch des Tages ihre Kräfte erschöpft. Was beginnen, wenn ich morgen die Reise nicht fortsetzen kann? Darf ich selber hier in der Heimat des Fiebers verweilen, das seine Krallen bereits ins Fleisch mir schlug? Wie lange Zeit erfordert oft nicht der Ankauf neuer Thiere! Und habe ich drei, vier Tage zu verlieren? Diese trüben Gedanken lasteten auf meiner Seele und erlaubten mir nicht den Genuß, den eine trauliche Unterhaltung am Herde gebildeter Menschen nach einer langen und schwergefallenen Tagereise gewährt. Ich bat, mich mein Feldbett aufschlagen zu lassen. Der Hausherr führte mich in ein geräumiges, großentheils mit Waaren angefülltes Gemach. In einer Ecke stand

ein alter, mit Leder überzogener Lehnstuhl. Behaglich wollte ich mich in denselben niederlassen, als das Gespenst einer Klapperschlange sich drohend darauf emporrichtete und, mit dem bekannten Klappern, zischend ihr Haupt wider mich erhob. Es war keine Zeit zur Ueberlegung. Ich entriß den Säbel der Hand Benito's, der eben mit meinem Bett und den Waffen eintrat, und führte einen horizontalen Hieb, dem unwillkürlich noch einige andere in verschiedenen Richtungen folgten. In meinem Ungestüm hatte ich das Licht getroffen, das Benito trug; in der dadurch eingetretenen Dunkelheit erkannte ich den Erfolg meiner Streiche nicht, und hielt es für gerathen, dem Feinde, ob todt oder lebendig, das Feld zu räumen. Als wir darauf zurückkehrten und mit Licht vorsichtig die Wahlstatt untersuchten, fanden wir das Ungethüm in Stücke gehauen und verendet.

San-Martin Acayucan, bei weitem die wichtigste Stadt des nördlichen Isthmus, zählt ungefähr 5200 Einwohner. Zur Zeit der Eroberung war sie die Residenz eines der mächtigsten Fürsten der Azteken, aber die alten Archive sind mit der Herrschaft in die Hand des Siegers gefallen, in dessen Interesse es lag, die Geschichte sammt Zeugen und Zeugnissen zu vernichten. Im Jahre 1830 wurde die Gesammtseelenzahl noch auf 2000 angegeben. Es ist ein unregelmäßig gebauter, aber mit guten Häusern versehener Ort, Sitz eines Gefe politico, einer kleinen Garnison und mehrerer nicht unbedeutender industrieller Etablissements.

Ich erwachte gestärkt und ermuthigt; meine Pferde und Maulthiere befanden sich unerwartet besser, und eifrig betrieb ich die Abreise. Um 7 Uhr morgens brachen wir auf, und auf so wohlbetretener Straße, daß ich des Führers bald entbehren konnte, ging es dem neuen Tage und dem, was er brachte, munter entgegen.

Um 10 Uhr kamen wir zu einem kleinen Rancho, und da die Sonne sehr warm schien, ließ ich Leute und Gepäck hier zurück, damit sie die frischpräparirten Thiere und neueingelegten Pflanzen trocknen könnten, und gab ihnen Ordre, in dem für heute bestimmten Nachtquartier, der Hacienda El Coral nuevo, wieder mit mir zusammenzutreffen. Ich selbst ritt mit meinem Mayordomo voraus.

Nach einem scharfen Ritt erreichten wir in einer Stunde den Wald. Unser Pfad wand sich eng und holperig zwischen grünen, aber undurchdringlichen Mauern aus Bäumen, Sträuchern und Schlinggewächsen. Elysinen mit Lilablüten überzogen, Ficus mit ihren Tausenden von säulenartigen Luftwurzeln, Gummi-elasticum und andere starke Stämme bildeten ihre Grundpfeiler, von zahllosen zierlichen Robinien, Akazien und Mimosen verbunden und von Bauhinien und Ingos durchwirkt.

Kaum eine halbe Stunde in dieser grünen Wildniß vorgedrungen, erblickte ich vor mir einen Reiter, das eine Ende seines Lasso am Sattelknopf befestigt, das andere um die Hörner eines mächtigen Stiers geschlungen, der etwa funfzehn Schritte hinter ihm folgte, von einem zweiten Reiter gehalten, dessen Lasso in gleichem Abstande, wie der erstere, die Hörner des Bullen umschlang. Schon von weitem riefen die beiden Rancheros mir zu, die Straße frei zu geben, da der Stier sehr bösartig sei. Allein an ein Ausweichen war nicht zu denken, und die ganze Strecke bis zum Ausgange des Waldes wollte ich auch nicht gern zurückreiten. Ich bat daher die Reiter, das wirklich Furcht einflößende Thier so fest wie möglich zu halten, während ich versuchen wolle, an ihnen vorüberzukommen, und drängte mein Pferd vorsichtig auf die Seite des Pfades. Den langen Reitersäbel in der Hand, näherte ich mich, das Auge auf den Stier geheftet und das bebende Roß ermuthigend, als der Stier plötzlich meiner ansichtig wurde. Ein kurzes, heiseres Brüllen, ein Ruck, der den Lasso des hintern Reiters zerriß, und mit gesenkter Stirn stürzte das wüthende Thier auf mich ein.

Ohne den Kampf aufzunehmen, warf ich mein Pferd herum und jagte im Galopp zurück, von dem nachspringenden Bullen verfolgt. Vor mir her jagten mein Mayordomo und der vorderste der beiden Ranchero, und obgleich besser beritten wie sie, erlaubte mir doch die Enge des Weges nicht, sie zu überholen. Unterdessen gewann der Stier an Weg; doch glaubte ich ihn noch nicht so nahe, als mein Roß mit einem jähen Satz aufflog, weil das Horn des Wüthenden seinen Schenkel gestreift hatte. Ein Augenblick

noch, und über den Nacken des Pferdes fortgeschleudert und von den Hörnern des rasenden Bullen zerstampft zu werden, war unvermeidlich!

Aber so groß ist das Vertrauen des mexicanischen Rosses in seinen Reiter, daß es selbst in einem so kritischen Augenblick dem Zügel gehorcht! Hoch den Vorderleib erhebend, drehte es wie eine Kurbel auf den Hinterhufen um und flog wie ein Pfeil in das dichte Gestrüpp des Waldes. Unwiderstehlich durchbrach es den Wall der Schlingpflanzen und Dornen, die mir Gesicht und Hände blutig rissen. War ich gerettet? Folgte der Rasende den Fersen der Voraneilenden? Ha! In mächtigem Sprunge stürzt er in die ihm geöffnete Bresche. Sein triumphirendes Gebrüll hetzt das geängstigte Roß, sich blindlings in das Gebüsch und Gestrüpp zu werfen. Doch lange kann der ungleiche Wettlauf nicht währen, in welchem der Verfolgte dem Verfolger den Weg bahnt. Es lichtet sich der Wald. Ich darf hoffen, der letzten, verzweiflungsvollen Anstrengung meines treuen Rosses die Rettung zu verdanken — da gähnt bodenlos tief ein Abgrund auf und sperrt die Flucht! Einen Augenblick, und Roß und Mann schleuderte die furchtbare Stirn des Unthiers in die Tiefe. Verzweifelnd stoße ich die Sporen in die Weichen des armen Rosses, und, wie zum zweiten mal vom Horn des Stiers berührt, fliegt es hoch auf zum Sprung, und im nächsten Augenblick berühren seine Vorderfüße das gegenüberliegende Ufer der Barranca, an dem es sich mit dem letzten Reste seiner Kraft hinaufarbeitet.

Blut rieselte über mein Gesicht und hinderte mich am Sehen, denn ein scharfer Baumast hatte meine Stirn aufgerissen und mich beinahe rücklings über die Croup des Pferdes in die Tiefe gestoßen.

Aber ich war gerettet. Als ich das Blut aus meinen Augen gewischt hatte, sah ich mich nach meinem Verfolger um.

Schäumend vor Wuth, daß ich ihm entkommen, stand er jenseit der Barranca, mit dem Schweif die Flanken geiselnd und mit den Hörnern den Boden aufwühlend, daß Steine und Schollen umherflogen.

Es lag in meiner Macht, ihm durch ein paar Kugeln aus meinem Revolver seine That zu vergelten; aber ich mochte es nicht, denn meine Rettung stimmte mich versöhnlich, und die tolle Wuth eines gefesselten Feindes reizt nicht mehr.

Erst nachdem Roß und Reiter vollständig sich erholt hatten, folgte ich dem Laufe der Barranca, von dem hartnäckigen Verfolger auf der andern Seite begleitet, bis ich seinen Augen entschwand, und endlich auf einem weiten Umwege wieder die Straße und den meiner harrenden Mayordomo erreichte.

Es war die Mittagsstunde, als im dichtesten Theile des Waldes ich bei einem rauschend dahinpolternden Gebirgswasser beschloß, eine kurze Zeit der Ruhe zu gewähren; behaglich streckte ich mich in das schwellende Gras und tauchte meine Kalebasse in die klaren Wellen zu einem erquickenden Trunk. Da schwang sich plötzlich ein prachtvoller Raubvogel aus dem Dickicht und ließ sich auf dem schwankenden Ast des Baumes nieder, unter dem ich selbst mein Lager genommen hatte. Es war Falco Giesbrechtii, *du Bus*, ein blendendweißer Falke mit schwarzen Flügelspitzen. Nie hatte ich ihn früher lebend zu Gesicht bekommen, und das Verlangen, ihn zu besitzen, siegte über Durst und Müdigkeit. Leider befand sich mein Gewehr am Sattel des Pferdes, und wäre ich aufgestanden, es zu holen, würde ich den Vogel verscheucht haben. So versuchte ich es mit einer Kugel aus meinem Revolver. Der Schuß krachte, und der Vogel taumelte jenseit des Baches in das hohe Gras. Ehe ich aber das Wasser durchwatet, hob er sich von neuem und flatterte, scheinbar schwer verwundet und keines hohen Fluges mächtig, weiter, um das Dickicht zu erreichen. Ich sprang zurück zu meinem Pferde, ergriff das Gewehr und stürzte hastig dem Flüchtlinge nach, der eben Gejagte nun selber wieder Jäger. Eine Stunde dauerte diese vergebliche Verfolgung, auf der ich von Zeit zu Zeit das weiße Gefieder zu Gesicht bekam, aber nicht zum Schusse kommen konnte. Inzwischen war ich weit von meinem Begleiter entfernt, und der Himmel hatte sich schwarz überzogen, der Wind sich gehoben, und große Tropfen erschienen als Vorläufer eines starken Schauers. Ein solches Ereigniß mag lange vor Dido's und

Aeneas' Tagen schon manche Jagd unterbrochen und manches Begegniß herbeigeführt haben, und der Leser darf auch diesmal sich den Bericht eines Abenteuers versprechen.

Ein tropischer Regenschauer ist kein deutscher Mairegen, und gern sieht man sich nach einem schirmenden Dach und einem höhergelegenen Standort um. Aus dem Dickicht, das mich umgab, erhob sich wie ein Berg, von Schlingpflanzen durchrankt, durchwebt und verdichtet das ästige Sparrwerk eines hundertjährigen Ceïba. Der wol 8 Fuß im Durchmesser haltende Stamm war morsch und bot eine Höhle dar, geräumig genug, einem Eremiten zur Wohnung zu dienen. Armsdicke Wurzeln rankten auf dem Boden, krochen an den Wänden dieser lebendigen Grotte empor und bildeten einen natürlichen Sessel, in dessen einladenden Armen ich ohne Zögern das Ende des Gewitters abzuwarten beschloß. Die behagliche Wärme, das Dunkel und meine eigene Müdigkeit waren wohl geeignet, in Schlummer zu lullen, und bereits schlossen sich meine Augenlider zu dem bekannten Zustand zwischen Schlaf und Wachen, als eine Bewegung in meiner Nähe mich von der Schwelle des Traumreichs zurückrief. Unwillkürlich drehe ich den Kopf: ein heißer Athem trifft mein Gesicht, und zwei große Augen, gleich glühenden Kohlen, starren mich an. Wie von einer Feder geschnellt, fahre ich in die Höhe, und ein einziger Satz bringt mich auf 10 Fuß Entfernung von dem unheimlichen Baume. Hier kehrte ich mich um: ein starker Jaguar stand aufgerichtet neben dem verrätherischen Fauteuil und schien zu überlegen, wie er mich angreifen solle. Hierzu ließ ich ihm jedoch keine lange Frist, denn im nächsten Augenblick hatte eine Kugel aus meinem Revolver sein schönes Fell durchbohrt und saß in seiner Brust. Tödlich war jedoch der Schuß nicht, wie seine raschen Bewegungen bewiesen. Ein Sprung konnte ihn mir aufladen und sein Gebiß und seine Krallen mich empfinden lassen, ehe eine zweite Kugel den Weg in sein Gehirn oder zu seinem Herzen fand. Ein Baum, hinter den ich sprang, wurde mein Retter, und ein zweiter Schuß streckte meinen fürchterlichen Gegner todt nieder.

Alles war rascher geschehen, als es gesagt werden kann. Als Sieger stand ich neben dem Cadaver meines Feindes und betrachtete

freudetrunken die prächtige Beute. Mittlerweile war mein Mayordomo auf dem Platze erschienen, und wir schickten uns an, dem einschließlich des Schweifes über 6 Fuß langen Thiere die Haut abzustreifen. Indem ich den ersten Schnitt thue, hält mein Begleiter meine Hand fest. Ich folge seinem Blicke, den er fest und unverwandt nach den Aesten des Baumes gerichtet hält, doch ohne etwas Ungewöhnliches zu sehen. „Was ists?“ frage ich.

„Scht! Quien sabe! — Wahrhaftig, er ist's — der andere Tiger! Auf jenem Aste dort — sehen Sie nicht? — der Länge nach ausgestreckt!“

Vergeblich strenge ich meine Augen an, zwei Kugeln in die mit Schrot geladenen Läufe meines Gewehrs stoßend. Nun faßt mich mein Begleiter beim Arm und zieht mich, ohne den Blick vom Baume zu wenden, einige Schritte abseits.

„So, hier, gerade aus! Aber, por el amor de Dios, so schießen Sie doch!“

„Verdammt! Wie kann ich schießen, ohne zu sehen!“

Da, plötzlich bewegt es sich, und ich schaue in die funkelnden Augen des Tigers. Ruhig suche ich mir den Platz zwischen Auge und Ohr: der Schuß kracht, und der weibliche Tiger stürzt getroffen aus der Höhe und stirbt nach einigen Zuckungen neben der Leiche des männlichen. So folgten sich an diesem Tage Gefahr und Rettung, Unglück und Glück!

Nicht ohne manchen Schweißtropfen wurde die schöne Beute kunstgerecht abgestreift, dann die frischen Häute über unsere Sättel geworfen und die Reise fortgesetzt.

Mit Einbruch der Nacht erreichte ich die kleine Hacienda Coral nuevo, wo auch meine auf dem Rancho zurückgebliebenen Diener kurze Zeit später eintrafen.

Der Eigenthümer nahm mich nach Landessitte freundlich auf. Nach dem Nachtessen, das, wie gewöhnlich, aus Frijoles bestand, versammelte sich die zahlreiche Familie, um an dem Genusse, welchen die Unterhaltung mit einem Fremden dem von allem Umgang abgeschlossenen Colonisten bietet, ihren Antheil sich zu nehmen.

Wie in den meisten Ländern, in denen der Europäer eine

seltene Erscheinung ist, hält man auch hier jeden mit wissenschaftlichen Zwecken Reisenden für einen Arzt, und versäumt nicht, ihn zu consultiren. Diesmal war der Patient die Tochter des Hauses, ein sechzehnjähriges Mädchen und ein Engel von Schönheit. Die Aufmerksamkeit, mit der sie meiner Erzählung von dem Ursprunge meiner Stirnwunde zuhorchte, hatte die Wirkung gehabt, daß ich vorzugsweise an sie meine Worte richtete. Dadurch erinnerte sich ihr Vater, daß sie kränklich sei, und bat mich, ihren Zustand zu untersuchen. Ich benutzte einen Augenblick, wo wir allein gelassen waren, und bat sie, mir zu sagen, was ihr fehle. Sie klagte über Beklemmungen in der Brust und Herzklopfen. „Puellis morborum atrium pectus!“ sprach ich mit der Würde eines grauen Schülers des Hippokrates, und legte die Hand auf ihr Herz. „Impulsus cordis vehemens ita ut manum impositam repellat. Schlägt dir das Herz immer so heftig, Kind?“

„Nicht ganz so; aber vorhin, gerade als Sie von dem wilden Stier und der Barranca erzählten, war es wirklich sehr arg.“

Das Blut schoß mir ins Gesicht; ich fühlte es und legte mein Ohr ihr in regionem cordis, vernahm aber nur das Rauschen meiner eigenen Arterien, und das Wogen ihres Busens verwirrte den Faden meiner Beobachtung. Den rechten Arm um ihre Taille lassend, sah ich in ihr Antlitz empor: „Fällt dir das Gehen schwer?“

„Wohin?“

„Facies colorem rubicundum offert“, antwortete ich, wie in Geistesabwesenheit. „Fühlst du die Schläfe pochen?“

„Sehr“, sagte sie leise; „erlauben Sie, Señor Doctor, daß ich mich setze.“

Ich zog einen Schemel an mich heran; sie setzte sich. Ich ergriff ihre Hand: „Arteriarum pulsus frequens, fortis, impetuosus. Liebes Kind, du hast ein zu großes Herz; doch hoffen wir, daß alles gut gehen wird. Ich werde mich auf die beste Medicin für dich besinnen.“

Das letzte schien sie zu verdrießen, denn sie antwortete nicht, sondern stand auf und überließ mich meinen Gedanken.

Die Gestalt des holden Wesens schwebte durch die Traumbilder, welche den Ankömmling an der Grenze des Vergessens empfangen; aber wie anders war mein Erwachen! Furchtbare Fieberschauer durchschüttelten mich, meine Zähne klapperten vor Frost, und ein Bohrer schien mein Gehirn zu zerreiben. Endlich trat ein erschöpfender Schweiß ein, und als ich spät am Morgen die Reise fortzusetzen versuchte, mußten meine Leute mich in den Sattel heben.

Im Hofe der Hacienda fand ich ein 4 Fuß hohes Steinbild aus Granit, von ziemlich plumper Arbeit, welches von einem etwa 4 Leguas entfernten Orte hergebracht worden war, der, nach Aussage der Leute, noch eine Menge von Ruinen und Steinbildern aufbewahrt. Ich fühlte mich zu deprimirt, um einen Abstecher dorthin zu unternehmen, und begnüge mich, spätere Reisende darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Nachdem ich meinen freundlichen Wirthen Lebewohl gesagt hatte, suchte ich so viel wie möglich Herr meiner Schwäche zu werden und meine Aufmerksamkeit der Umgebung zuzuwenden. Der Weg führte uns durch weite Llanos, auf denen zahlreiche Viehheerden weideten. Zuweilen mußten wir durch ihre dichten Scharen uns Bahn machen, und trotzig und drohend starrten uns die Torros an; aber sie ließen uns unangegriffen passiren. Der Stier ist ein um so harmloseres Thier, je mehr ihrer beisammen sind, entweder weil ihn die Gegenwart seiner Gefährten mit Zuversicht und Vertrauen erfüllt, oder weil er ahnt, daß er einzeln stets einen gefährlichen Gang thut. Derselbe Stier der, wie er die Arena betritt und seiner Verlassenheit inne wird, wüthend sich auf Menschen und Pferde stürzt, um sie zu vernichten, wandelte einige Tage früher in Gemeinschaft anderer ruhig und ungefesselt über den mit Menschen bedeckten Paseo. Ein unfehlbares Mittel, sich gegen Belästigungen durch das grasende Rindvieh zu sichern, ist die Vorzeigung des Lasso. Bei einem Ritt durch die Savannen ereignet es sich häufig, daß Kühe, die ebenso wild und muthig, dabei aber viel händelsüchtiger als die Torros sind, Lust zu einem Angriff auf den Reiter zeigen. In einem solchen Fall aber genügt es, den Lasso vom Sattelknopf zu lösen und über dem Kopf

schwingen zu lassen, um die ganze Heerde in die schleunigste Flucht zu jagen; denn sie alle kennen diese Pantomime, und sie erinnern sich dabei des Tages, als die Schlinge des Vaquero sich um ihren Hals schlang, sie niederriß und wehrlos dem glühenden Eisen der Knechtschaft überlieferte.

Es ist eine fürchterliche Qual, den Tag nach einem starken Fieberanfall zu Pferde und den Strahlen der Sonne ausgesetzt zubringen zu müssen. Kaum vermochte ich mich im Sattel zu halten, und meine Leute beschworen mich, heute nicht weiter als Nopalapam zu reiten, das wenige Leguas vor uns liegen mußte. Allein ich mußte bis zum 21. April in Vera-Cruz sein, und durfte also keine Zeit verlieren.

Gegen 2 Uhr kamen wir an einen kleinen Fluß, der in kurzer Entfernung unterhalb unsers Uebergangs in den Rio Jumuapam fällt. Jenseit desselben lag in einer nackten, sonnverbrannten Ebene das kleine Dorf und die Hacienda Nopalapam; rings umher weder Gärten noch ein bestellter Acker. Trauriger hatte ich kein Dorf in Kordofan und andern Gegenden Innerafrikas gesehen.

Seit Minatitlan führte ich keine Lebensmittel mehr bei mir, und war somit ganz auf die Gastfreundschaft der Einwohner angewiesen. Allein ihre Gaben fielen gerade hier sehr kärglich aus. Die stereotypen Frijoles und Tortillas widerstanden mir, und doch war ein mageres Huhn, in einer langen Sauce aus Chile und warmem Wasser schwimmend, das einzige und noch dazu höchst seltene Item. Die Tienda von Nopalapam hatte das Geschäft entweder noch nicht eröffnet oder bereits geschlossen, denn einige Pfund Rohzucker und drei Flaschen Branntwein bildeten den ganzen Waarenbestand.

Wenn auch nicht gesättigt, doch einigermaßen ausgeruht, zog ich um 4 Uhr weiter.

Unabsehbare Savannen nahmen uns auf, durch welche wir ohne Führer wol schwerlich den Weg gefunden hätten. Mein Roß schien die Stimmung seines Reiters zu theilen, und nicht wie sonst, schritt es heute gleichgültig und maschinenmäßig wie in einem Leichenzug einher. Um 8 Uhr erreichten wir den Rancho Durang, einige

elende Hütten inmitten der Savannen. Hier sollte der Führer gewechselt werden. Während mein Mayordomo das Nöthige in dieser Sache besorgte, trat ich in eine der Hütten, welche durch das flackernde Licht eines Ocote (Kienspan) erhellt wurde, und warf mich müde und matt auf ein im Winkel stehendes Rohrbett. Schlaf oder Erschöpfung drückte mir die Augen zu, als mich ein heftiges Geräusch weckte und im nächsten Augenblick ein fast schwarzer Mulatte auf mich stürzte, mit der einen Faust mich bei der Brust faßte und mit der andern ausholte, um mir sein Machete in den Leib zu bohren. Es liegt eine furchtbare Kraft in der Gefahr. Im Nu hatte ich meinen Angreifer zurückgestoßen und rang mit ihm um den Besitz seiner Waffe. Es gelang mir, sie ihm zu entwinden; aber damit hatte auch der Kampf ein Ende, denn wie ein Aal entschlüpfte der Kerl meinen Händen und verschwand in der dunkeln Nacht. Eine Kugel, die ich dem Meuchelmörder nachschickte, verfehlte ihr Ziel, und ich war nach erhaltener Aufklärung zufrieden damit. Der Mensch hatte betrunken die Hütte betreten und einen Mann auf dem Bette seiner Frau erblickt. Die Eifersucht hatte ihn übermannt und fortgerissen; aber während des Ringens mochte ihm die Ueberzeugung gekommen sein, daß er übereilt gehandelt habe, und Flucht das Beste sei, was er thun könne.

Ein neuer Führer hatte sich nicht gefunden; dennoch setzten wir unsern Weg trotz der Dunkelheit durch die Savannen fort. Der Himmel war mit Wolken überzogen, und die Finsterniß so dicht, daß wir einander kaum erkennen konnten. Zum Glück ritt Benito einen Schimmel. Diesen ließ ich unsern Führer — denselben, der uns von Nopalapam bis zum Rancho begleitet hatte — besteigen und vorreiten.

Um 10 Uhr lockte der Hufschlag unserer Pferde einzelne noch wache Bewohner von San-Nicolas an die Thüre. Die Tienda befand sich am andern Ende des Dorfs, und der Besitzer war bei unserer Ankunft eben im Begriff die Läden zu schließen. Sichtlich beeilte er sich damit, und würde uns die Thüre vor der Nase geschlossen haben, wenn nicht einige betrunkene Indianer, welche ihm

noch die Rechnung für den genossenen Aguardiente schuldeten, ihn daran gehindert hätten. Ich drängte mich durch den Knäuel des braunen Menschenfleisches und bat um Aufnahme für die Nacht und ein Abendessen. Man schien nicht geneigt, weder das eine noch das andere gutwillig zu gewähren. Da erblickte ich in dem Laden eine Reihe Weinflaschen, verlangte ein paar davon, indem ich gleichzeitig eine Unze Gold auf den Tisch warf, und lud den mürrischen Hausherrn ein, bis die zum Schlafen erforderlichen Einrichtungen getroffen seien, mit mir ein Glas zu leeren. Das Gold und die Aussicht auf einen wohlfeilen Genuß überwanden den Trotz. Brot, Sardinen, die man fast in allen Läden des Landes trifft, endlich Frijoles und Ziegenkäse wurden eins nach dem andern hervorgesucht und erfuhren alle Rücksicht, deren Hunger und Ermattung fähig ist. Endlich wies man mir ein Bett an, wie gewöhnlich einen mit einer Ochsenhaut überspannten Rahmen, stramm gespannt und hart wie ein Billard.

Sonnabend, 18. April. Früh morgens ließ ein Barkenführer bei mir anfragen, ob ich nicht eine Barke miethen wolle, um den Jumuapam hinab bis Tlacotalpam-Alvarado zu fahren.

Ich muß gestehen, daß mir der Mann wie ein Engel vom Himmel erschien, denn mein Zustand war derart, daß ich nicht wußte, wie ich zu Pferde Vera-Cruz erreichen konnte. So ging ich mit Freuden darauf ein, und der Handel wurde abgeschlossen. Sämmtliches Gepäck wurde eingeschifft und ein nothdürftiges Sonnendach über dem kleinen Canot errichtet. Benito erhielt Ordre, einstweilen mit den Pferden zu Lande bis nach Tlacotalpam vorauszugehen.

Der Jumuapam ist ein bedeutender Fluß; seine Ufer sind angebaut oder zu Viehweiden benutzt. Nirgends habe ich die Alligatoren so zahlreich gesehen wie hier. Zehn bis zwanzig lagen hier und da am Ufer mit aufgesperrtem Rachen. Am ganzen Guatzacoalco waren sie schmuzig, schlammbedeckt; aber hier war ihre natürliche Farbe deutlich zu erkennen. Deshalb unterschied ich hier zuerst eine auffallende schwarze Varietät. Sie ist sehr selten und 12—15 Fuß lang.

Von Zeit zu Zeit erblickt man am Ufer einen vereinzelten Rancho, in dem die Vaqueros wohnen. Verschiedenemal hielten wir an, um etwas zu essen zu erhalten; aber es war nichts Genießbares vorhanden. Nur einmal waren wir so glücklich, einige Tortillas zu erhalten, und diese bildeten, mit etwas Rohzucker, den wir noch besaßen, unsere Mahlzeit.

Um 3 Uhr riefen uns die Leute am Ufer an und theilten mir mit, Benito ließe mir sagen, daß er mit den Pferden nicht nach Tlacotalpam käme, da das eine Pferd krank geworden sei; er erwarte mich deshalb in Paso del Corriente. Es war eine sehr unangenehme Nachricht, da mir mit dem Pferde auch die Möglichkeit genommen war, Vera-Cruz vor dem 21. zu erreichen, an welchem ein Schiff nach Europa abging. Ohne indessen irgendwo anzuhalten, fuhren wir die Nacht durch und kamen morgens 2 Uhr in Tlacotalpam an, wo Benito meiner bereits am Ufer harrte, mit der Nachricht, daß die Pferde besser und das eine durch einen raschen Aderlaß gerettet sei. Ich durfte hier mit Recht hoffen, eine Goëlette oder ein anderes Fahrzeug bis nach Vera-Cruz anzutreffen, denn Tlacotalpam ist ein Hauptstapelplatz für den östlichen Handel. Viele Fahrzeuge lagen im Flusse vor Anker; unter diesen ein mexicanischer Dampfer, der aber, zerbrochen, der Reparatur wartete, die, ganz nach mexicanischer Art, ausbleibt, bis er sie nicht mehr ertragen kann. Gerade am Tage vorher war ein Schoner nach Vera-Cruz unter Segel gegangen, und das nächste Schiff hatte nicht eher als in acht Tagen seine Fracht zu erwarten.

Tlacotalpam ist ein gutgebauter Ort mit regelmäßigen Straßen und steinernen Häusern. Die öffentlichen Gebäude sind ansehnlich und mit Arcaden geschmückt. Die Lage ist auf dem rechten Ufer des San-Juan, unterhalb der Mündung des Rio Jumuapam, die wir während der Dunkelheit passirt hatten. Die Einwohner bauen Mais, Zuckerrohr, Reis und besonders Taback; cultiviren daneben aber auch einen hier eigenthümlichen Industriezweig.

Es kann unsere guten Begriffe von dem Fleiß der Bewohner

Mexicos vor der Eroberung nur vermehren, wenn wir sehen, daß sie mit Geduld, Mühe und Intelligenz sich Thiere unterwarfen, aus welchen sie Nutzen zogen, und diese sozusagen domesticirten. Dies thaten sie mit der Cochenille, welche einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Landes wurde. Wenig bekannt dagegen ist, daß seit undenklichen Zeiten ein anderes, demselben Genus angehöriges Insekt in einigen Theilen des Landes, besonders aber hier in der Nähe von Tlacotalpam und Popantla gezogen und cultivirt wird, und seine Verwendung sowol in der Medicin als in der Malerei als vorzüglicher Firnis findet.

Dieses Insekt, dem Genus Coccus angehörig, hat Aehnlichkeit mit C. adonidum, von dem es jedoch auch wieder leicht zu unterscheiden ist. Der Coccus mexicanum, wie ich dieses noch unbeschriebene Thier genannt habe, heißt bei den Mexicanern Axin. Sein Körper ist elliptisch, rosafarben oder intensiv purpurroth unter dem weißlichen Flaum, den das Thier, wie alle Gattungsverwandten, ausschwitzt und sich damit bedeckt. Die Oberseite zeigt breite Querfurchen, und ist mit einem aufgeworfenen Rande eingefaßt. Die Antennen sind kurz, rundlich, artikulirt, dick an der Basis. Die sechs kleinen Füße, welche mehr zum Festklammern als Kriechen dienen, sind graulichroth, mit einer hakenförmigen Kralle. Die Augen, an der Unterseite, sind nur als Pünktchen durch die Lupe zu erkennen. Viele der eingesammelten Thiere waren mit größern und kleinern schwarzen Punkten übersäet. Die Länge des ebenbeschriebenen Weibchens beträgt 1 Zoll und und manchmal mehr. Die Männchen — falls sie sich, was wahrscheinlich ist, wesentlich von den Weibchen unterscheiden — unbekannt.

Coccus mexicanum ist von C. adonidum hauptsächlich verschieden durch den Mangel an Schwanzborsten sowie durch die gegliederten Antennen.

Die Zucht des mexicanischen Coccus wird in der Gegend von Tlacotalpam auf folgende Weise betrieben. Im Monat October oder November hat das Insekt seine volle Größe erreicht und wird

in die Blätter der weiblichen Maiskolben (d. i. solcher, die Fasern enthalten) gesteckt, und in dieser Hülle an einem trockenen, vor Ameisen und andern Insekten geschützten Orte aufgehängt. In den Monaten Mai und Juni, wann die Gewitterstürme ihren Anfang nehmen, öffnen sich die Umhüllungen von selbst an einem Ende, und man erkennt darin einen weißen Sack, wie aus Spinngewebe, der die Eier des Thiers enthält. Diese Säcke trägt man nun auf solche Bäume, welche dem Thier Aufenthalt und Nahrung gewähren, und bindet sie an dieselben an. Es sind dies die hier Jobo (Spondias mirabalanus) und Piñon (Jatropha curcas) genannten Bäume. Nach kurzer Zeit kriechen die Jungen aus, überziehen die Aeste der Bäume und setzen sich auf deren Rinde unbeweglich fest. Kurz ehe die Insekten ihre vollkommene Größe erreicht haben, sammelt man sie ein, entledigt sie des weißen, flaumartigen Ueberzugs, und kocht sie in gewöhnlichem Wasser so lange, bis sie zerfallen und eine butterartige Flüssigkeit auf der Oberfläche des Wassers schwimmt. Nun werden die Thiere durch ein Tuch geseit, und die noch rückständige Butter vollends ausgedrückt. Diese läßt man in kleinen Gefäßen erkalten und vierundzwanzig Stunden stehen, nach welcher Zeit sie gestanden erscheint. In diesem Zustande wird sie stark gerührt, bis sie zu kleinen Kügelchen gerinnt, die ausgewaschen und hierauf über ein gelindes Feuer gesetzt werden, damit der letzte Wassergehalt vollends verdampfe. Nachdem sie hierauf wieder erkaltet, wird die Butter in die zum Gebrauch gewünschten Formen gebracht.

Das Axin, wie das auf beschriebene Weise erlangte Product heißt, ist eine fette, zähe, gelbliche Masse, ranzigem Talg im Geruch ähnlich.

Die Eingeborenen machen davon verschiedene Anwendung, und empfehlen es zur Linderung von Schmerzen in jedem Theil des Körpers. Sie behaupten, daß das Axin die straffe, rigide Muskelfaser abzuspannen und nachgiebig zu machen geeignet sei, Geschwülste zertheile oder zur Reife bringe, wenn sie zur Eiterung strebten; sie wenden es bei dem Erysipelas, bei Geschwüren, Convul-

sionen sowie, mit Harz gemischt, bei der Hydrocele an, und bereiten daraus mittels Terpentin, Oel, Myrrhe und anderer Pflanzenpulver ein Pflaster, welches von Frauen auf das Rückgrat gelegt wird, um die Menstruation zu regeln, d. h. sowol die zu spärliche zu vermehren, als die zu reichliche zu beschränken. Außerdem wird das Axin in der Malerei zum Fixiren der Farben sowie als Firnis angewandt.

Die Hoffnung, in Tlacotalpam ein Schiff zu finden, welches mich nach Vera-Cruz bringe, war vergeblich; doch bot sich mein bisheriger Kahnführer an, mich den Rio San-Juan hinab bis nach Alvarado zu bringen, was immerhin für meinen Zustand angemessener war, als die Reise zu Pferde. Der Rio San-Juan ist von hier ab eine halbe englische Meile breit. Ein heftiger Nordwind hielt unsere Fahrt nicht nur sehr auf, sondern verursachte auch einen so starken Wellenschlag, daß unser kleines Canot dadurch in ernstliche Gefahr gerieth. Ueber die Reise des heutigen Tags habe ich in meinem Tagebuch fast nichts notirt, da ich gänzlich erschöpft und häufig bewußtlos unter dem Laubdach des Bootes lag.

Um 7 Uhr abends landeten wir zu Alvarado. Man sieht dem Ort die nahe Civilisation von Vera-Cruz wohl an, und die Posada, in welcher ich Aufnahme fand, war selbst für meinen Zustand eine solche, daß ich damit zufrieden sein konnte, und schon daran dachte, hier den Ausgang meiner Krankheit abzuwarten; allein am andern Morgen schon bot ich mit aller Energie die letzten Kräfte auf, ließ mich in den Sattel heben und zog weiter.

Während dieses ganzen Vormittags hatten wir eine lange Playa glühenden Sandes zu passiren, bis wir beim Rancho La Salina ankamen. Die Nacht brachte ich im Rancho La Lata zu; aber die Gastfreundschaft ist auch nicht umsonst an diesen Orten.

Dienstag, 21. April. Mittags langte ich in Vera-Cruz an und kehrte in der Casa de Diligencias ein, wo ich bereits früher Quartier genommen hatte, als ich den ersten Schritt auf

mexicanisches Gebiet that. Damals gesund und kräftig, an allen Comfort europäischer Gasthöfe gewöhnt, waren mir die Einrichtungen dieses Hotels sehr hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben vorgekommen; aber heute, fast aufgerieben von Entbehrungen und Beschwerden, schien mir das Hotel das Nonplusultra von Behäbigkeit und Eleganz zu enthalten.

Das Gerücht von meiner Rückkehr hatte in kurzer Zeit seinen Rundgang bei Freunden und Bekannten gemacht, und bald erschienen diese selbst, mich zu begrüßen. So sehr alle bei meinem Anblick ihre Ueberraschung zu bemeistern suchten, so erkannte ich doch genug, um mich durch ihre ermuthigenden Worte nicht täuschen zu lassen. Dr. Behrendt erkannte mich kaum wieder, und als er meinen Zustand in ernstliche Erwägung gezogen hatte, verhehlte er mir nicht, daß mein Leben im höchsten Grade gefährdet und an Besserung unter dem Himmel von Vera-Cruz nicht zu denken sei.

Ich muß gestehen, daß ich furchtbar deprimirt war, denn zu alledem kam noch der bereits früher erzählte, bis heute unerklärt gebliebene Verlust meiner Sammlung. So hatte ich denn Gefahren und Mühen mich unterzogen, hatte gedarbt, gekämpft, gerungen, und der Lohn aller dieser Opfer wird von unsichtbarer Hand vom Kissen des Sterbenden gestohlen.

Alle Bemühungen blieben, wie der Leser bereits weiß, umsonst, und mein Freund Dr. Behrendt drängte mich, das Land je eher je besser zu verlassen. Ich gab nach und willigte ein, Passage auf dem in einigen Tagen von hier nach Havre unter Segel gehenden Schiff Leontine zu nehmen; doch war meine Hoffnung, Europa wiederzusehen, sehr gering.

Der Kapitän der Leontine war ein sehr loyaler Mann und erbot sich zu allem, was meinem Zustand und meinen Wünschen während der Ueberfahrt angemessen sein könnte; um jedoch im schlimmsten Fall meine Leiche nicht den Haien zum Fraße zu geben, kaufte ich ein Faß Rum, und auf Ehrenwort gelobte mir der Kapitän, falls ich auf der Ueberfahrt stürbe, meine Leiche in dasselbe

zu legen, und bei der Ankunft in Havre Faß und Inhalt meinem Spediteur zur Beförderung an meine Angehörigen übergeben zu wollen.

Unsere Abfahrt verzögerte sich bis zum 28. April, da der gefällige Kapitän einer größern Anzahl von Passagieren die Mitreise gestatten wollte, deren Ankunft in Vera-Cruz zwar annoncirt war, aber bis dahin sich verzögerte.

V.

Rückkehr.

Havaña. Der Kanal von Florida. Die Azorischen Inseln. Fayal. Ankunft in Europa.

Dienstag, 28. April, begab ich mich an Bord der Leontine, welche bald darauf die Anker lichtete und um Mittag die Rhede verließ. Die Gesellschaft war für den geringen Tonnengehalt des Schiffs ziemlich bedeutend, da wir zweiunddreißig Personen im ganzen waren. Die meisten von ihnen waren Franzosen, welche dem halbgebildeten Stande der Colonisten angehörten. Sie hatten sich zum Theil mit dem Vanillehandel beschäftigt und guten Gewinn erzielt; denn einer von ihnen führte für 200000 Frs. dieser Waare mit sich nach Europa.

Die Reise war im ganzen eine recht glückliche. Die frische Seeluft wirkte wohlthätig auf mich, und in acht Tagen durfte ich bereits neue Lebenshoffnungen fassen.

Den 7. Mai fuhren wir mit günstigem Wind längs der Küste von Cuba, und bekamen abends den Leuchtthurm von Havaña zu Gesicht.

Am 10. Mai verließen wir den Kanal von Florida, und segelten mit fast stets günstigem Winde bis zum 28. Mai.

Ein großer Uebelstand hatte sich an Bord bemerklich gemacht. Noch im letzten Moment vor der Abfahrt hatte der Kapitän zwanzig neue Passagiere aufgenommen, ohne aber die Schiffsvorräthe in gleichem Verhältniß zu completiren. Daher kam es, daß jetzt die Lebensmittel sich unzureichend erwiesen, und von seiten der Passagiere schwere Klagen erhoben wurden. Diesem Uebelstande abzuhelfen, entschloß sich der Kapitän, auf Fayal, einer der Azorischen Inseln, in den Hafen von Orta einzulaufen.

Nachdem wir am 28. und 29. Mai einen ziemlich heftigen Sturm und hohe See auszuhalten hatten, befanden wir uns am 30. morgens wieder in Sicht von Fayal, nahmen um 12 Uhr den Piloten an Bord, und ließen um 2 Uhr in der Bai von Orta die Anker fallen.

Der Anblick der Stadt von der Bai aus ist außerordentlich freundlich und einladend. Zur Linken hebt sich, steil ansteigend, der sehr bezeichnend Monte quemado (verbrannter Berg) genannte Hügel, der vollständig aus Lava und Schlacken zu bestehen scheint. Um 3 Uhr ließen wir uns ans Land setzen, und stiegen in einem englischen Gasthof bei freundlichen Wirthsleuten ab. Ich wollte die kurze Zeit unsers Aufenthalts so gut wie möglich anwenden, mir von der Stadt und kleinen Insel ein treues Bild zu bewahren. Die Stadt Horta besteht eigentlich nur aus einer wol eine Stunde langen Straße, deren Häuser im Stil aller Nationen erbaut sind, wie auch ihre Einwohner allen Nationen angehören, wenn auch Brasilianer, Engländer, Nordamerikaner und Portugiesen vorherrschend sind. In den Häusern der letztern aber leben noch entschieden maurische Traditionen, denn alle Balkone sind nach streng orientalischer Sitte mit engen Gittern versehen, und die Frauen erscheinen nur tiefverschleiert auf den Straßen. Die Bevölkerung der Insel scheint außerordentlich arm zu sein, und die niedern Stände beschäftigen sich mit der Fabrikation von Körben, Hüten, künstlichen Blumen aus Vogelfedern u. s. w. In letzterer Kunst sind sie wirklich sehr erfahren, und der ganz auffallend niedere Preis dieser Gegenstände beweist den Ueberfluß an Zeit und Arbeitskraft wie den hohen Werth des Geldes auf den Azoren.

Am folgenden Tage machten wir einen Ausflug ins Innere der $2\frac{1}{2}$ Quadratmeilen großen Insel, und fanden überall prachtvolle, gutunterhaltene Wasserleitungen und Straßen sowie wohlbestellte Felder. Die Früchte aller Zonen waren reich vertreten: Orangen, Melonen, Limonen, Yams, Bananen, Oliven, Weintrauben, Baumfrüchte aller Art u. s. w. Der Wein ist von ausgezeichneter Güte und bewog mich, ein Faß für meine Freunde in Europa mitzunehmen, wo dieser Vino Angelico einem vortrefflichen Cap-Constantia gleichgeachtet wurde.

Sonntag, 31. Mai, gingen wir abends wieder unter Segel. Die Reise ging ohne Unfälle von statten. Am 7. Juni fanden wir uns angesichts von Havre, liefen am 8. ein, und noch am selben Mittag betrat ich wieder den europäischen Boden.



Anhang.



1.

Liste derjenigen Pflanzen, welche am Weihnachtstage im Freien, in der Hauptstadt, in voller Blüte standen.

(Vgl. Seite 131.)

Der Garten, welcher seiner unbedeutenden Ausdehnung und wenig wissenschaftlichen Anordnung zufolge auf den Titel eines „botanischen" Gartens wol kaum einen Anspruch machen kann, erfreut deshalb den Besucher nicht minder durch die Ueppigkeit seiner Pflanzen. Der Eindruck, welchen er auf uns Europäer machte, war überraschend, da trotzdem, daß wir am Ende December waren, eine reiche Blütenpracht das Auge erfreute. Um dem Leser zugleich einen Begriff von der Milde des Klimas der Hauptstadt überhaupt zu geben, will ich die Liste derjenigen Pflanzen mittheilen, welche am Weihnachtstage in diesem Garten in voller Blüte standen:

Campanula medium.
Delphinium Ajacis.
Tropeolum majus.
Calendula arvensis.
Salvia leucantha.
» Palafoxiana.
» coccinea?
Convolvulus Ipomea.
Nicotiana Tabacum.
Cheirantus cheiri.
Lathirus coccineus.

Borago officinalis.
Pelargonium hibridum.
Canna indica.
Rosa gallica.
Cassia grandiflora.
Malva frutescens.
Hibiscus spiralis.
Papaver somnifera.
Papaver Rheas.
Scabiosa purpurea.
Ruta graveolens.

Außer diesen standen noch nachfolgende Pflanzen im Garten, deren Verzeichniß aber nur insofern Anspruch auf Richtigkeit und Vollständigkeit macht, als es überhaupt möglich ist, ein solches ohne Hülfsmittel und in kurzer Zeit zu entwerfen:

Piper sanctum.
Jasminum lutescens.
Veronica?
Rosmarinus officinalis.
Salvia coerulea.
» spec.?
Justitia tinctoria.
» spec.?
Iris sambucina.
Verbena bonariensis.
Lantana alba.
» aculeata.
» arborescens.
» violacea.
Campanula nutans.
Ceanothus mexicanus.
Datura arborea.
Solanum marginatum.
» lanceolatum.
» monophillum.
» spec.?
Convolvulus arborescens Kunth.
Cestrum nocturnum.
Heliothropium peruvianum.
Verbascum tapsus.
Morenos grandiflora.
» globosa.
Cobea scandens.
Cerifolium silvestre.
Cicuta virosa.
Plumpago mexicana.
Lonicera mexicana.
Hoitzia coccinea.
» coerulea.
Fuchsia arborea.
» nutans.
Tropaeolum peregrinum.
Cesalpinia horrida.
Galphimia glauca.
Dianthus minutissima.
Cotiledon magnum.
Asclepias longifolia.
» curasavica.
Cufea Bustamante.
» apetala.
Juliania cariophyllata.
Euphorbia heterophylla.
Chelidonium majus.
Rosa semperflorens.
Cactus var. spec.
Reseda odorata.
Mesembrianthemum.
Malva frutescens.
» arborea.
» vitifolia.
» philadelphia.
Sida triloba.
Pelargonium hibridum.
» odoratissimum.
Geranium moschatum.
Cheirostemon platanoides.
Hibiscus pentacorpos.

Hibiscus penduliflora.
Pavonia?
Hedisarum virgatum.
Lathirus odoratus.
Monina salicifolia.
Dalea sufructicosa.
» pinnata.
Timus jalapensis.
Melissa officinalis.
Saturea montana.
Melucella levis.
Tenerium maro.
Lavandula officinalis.
» perfoliata.
Anthirrimum majus.
Bignonia buccinatoria.
Hesperis matronalis.
Iberis sempervirens.
Synapis latea.
» alba.
Chrysanthemum coronarium.
Lepidium?
Matricaria?
Verbesina arborea.
Authemis lutescens.
Nocca latifolia.
Georgina gigantea.
Roldana lobata.
Chondrilla juncea.
Galinsoga parviflora.
Eupatorium triangulare.
Alcina perfoliata.
Boebera crisanthemoides.
Zinnia multiflora.
Calendula arvensis.
Arctium lappa.
Passionaria coerulea.
» alba.
Bletia autumnalis.
Viola odorata.
» tricolor.
Impatiens noli me tangere.
Poterium sanguisorba.
Panicum poa.
Helianthus sp. nov.
Milleria?
Rhus.
Musa copientum.
Ficus nymphaefolia.

2.

Ueber Höhenmessungen mittels des Heberbarometers.

(Vgl. Seite 328.)

Als zu den Zeiten Galilei's ein Pumpenmacher in Florenz das Wasser über 32 Fuß heben wollte, und zu seinem größten Erstaunen wahrnahm, daß die Flüssigkeit nicht höher stieg, fragte er diesen um den Grund der wahrgenommenen Erscheinung. Galilei hegte nun zwar die Vermuthung, daß die Schwere der Luft hierbei in Frage komme, wagte aber nicht, dies dem Fragenden gegenüber auszusprechen, und gab deshalb auf die an ihn gerichtete Frage eine ausweichende Antwort. Sein Schüler Torricelli erhob indeß die von Galilei gehegte Vermuthung zur Gewißheit, und brachte die unumstößlichsten Beweise dafür bei, namentlich dadurch, daß er zeigte, daß bei zwei im Gleichgewicht stehenden Flüssigkeitssäulen sich die Dichtigkeiten der beiden Flüssigkeiten jedesmal verhalten wie die respectiven Höhen.

Bei den hier in Frage kommenden Versuchen bediente sich Torricelli des Quecksilbers und des Wassers, also zweier Flüssigkeiten, deren Dichtigkeit außerordentlich verschieden ist, da die Quecksilbereinheit nahe vierzehnmal so schwer wiegt, als die Wassereinheit. Der Versuch gelang vollständig, indem das Quecksilber eine Höhe von 30 Zoll zeigte, wie es nach der Theorie stattfinden mußte.

Trotz dieses entscheidenden Beweises war man dennoch lange geneigt, den Druck der Luft in Abrede zu stellen, und suchte dagegen die vorhin erwähnte Beobachtung durch die völlig inhaltsleere Behauptung: „die Natur habe einen Abscheu gegen den leeren Raum", zu erklären. Es würden auch wahrscheinlich die von Torricelli gemachten Beobachtungen bald wieder der Vergessenheit anheimgefallen sein, da dieser bald darauf starb, wenn nicht gleichzeitig die in Frankreich von Pascal angestellten Untersuchungen auf dieselben Ergebnisse geführt hätten.

Als Pascal, der sich damals in Rouen befand, die Umstände der vorhin erwähnten Versuche erfahren hatte, wiederholte er sie 1646 mit Petit, dem damaligen Intendanten der Fortificationen, und fand genau dieselben Resultate, die ihm aus Italien bekannt geworden waren, deren Erklärung von Torricelli er aber nicht kannte. Er vermuthete trotzdem ganz richtig, daß die Schwere der Luft hierbei in Frage komme, und stellte, um diese Meinung zu erweisen, wiederholt neue Versuche an, die er uns in einem kleinen Buche, das er 1647 herausgab, ausführlich beschrieben hat.

Dieses letztere Werk wurde von damaligen Physikern lebhaft angegriffen, wodurch Pascal, um sich zu vertheidigen, auf einen neuen hübschen Versuch geführt wurde, den wir hier in seinen Einzelheiten unsern Lesern mittheilen wollen, weil darin die ganze Theorie der Höhenmessung in ihren Grundzügen mittels des Barometers gewissermaßen enthalten ist.

Wenn, so dachte Pascal, die Schwere der Luft die Ursache ist, welche das Quecksilber in einer Röhre, die in ihrem obern Theil möglichst luftleer gemacht ist, erhält, so muß das Quecksilber mehr oder weniger steigen, je nachdem die Luftsäule, welche auf die Oberfläche des Gefäßes drückt, mehr oder weniger hoch, d. h. mehr oder weniger schwer ist.

Pascal war nämlich, gegen die Meinung der damaligen Gelehrten, überzeugt, daß man Unterschiede in den Höhen der Quecksilbersäule finden würde, wenn man die Röhre in ungleichen Höhen in Bezug auf das gleiche Niveau nacheinander aufstellte.

Damit aber diese Differenzen möglichst stark in die Augen

fielen, und wegen ihrer Kleinheit keinen Vorwand gäben, ihre Wirklichkeit zu leugnen, mußte man den Stand der Säule an Orten, die um eine beträchtliche Größe in Bezug ihrer Höhe verschieden waren, prüfen, und für diesen Zweck wählte Pascal als höchsten Punkt einen Berg in der Nähe von Clermont. Auf diesem, dem Puy-de-Dome, der etwa 500 Toisen*) hoch ist, stellte Pascal am 19. September 1648 mit aller möglichen Genauigkeit seine Versuche an, und schon beim Besteigen desselben fing das Quecksilber in der Röhre an nach und nach zu fallen.

Auf der Spitze angekommen, hatte sich der Stand des Quecksilbers in der Röhre um 3 Zoll und eine halbe Linie gegen die frühere Höhe am Fuß verändert, und damit war nun ganz evident die Behauptung erwiesen, daß die Schwere der Luft es sei, die den Stand des Quecksilbers bedinge.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die in historischer Hinsicht so interessanten spätern Versuche weiter eingehen; nur das wollen wir noch erwähnen, daß einige seiner Gegner geneigt waren, seine vorgeführten Entdeckungen ihm streitig zu machen, und Descartes als den eigentlichen Entdecker des Luftdrucks zu proclamiren.

So einfach es auch nach dem Mitgetheilten erscheinen muß, Höhenmessungen mittels des Barometers auszuführen, so verwickelt sich doch die Sache bei der Ausführung wirklich genauer Messungen merklich, da das Gewicht der atmosphärischen Luftsäule, welche sich über uns befindet, durch mancherlei Einflüsse bedingt ist. Der beständige Temperaturwechsel, die Winde, die Menge der in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdämpfe: alle diese Ursachen führen fortwährende Aenderungen des Luftdrucks herbei, und wirken demnach in gleicher Weise auf den Stand des Barometers ein. Man kann im allgemeinen annehmen, daß der Barometerstand für die meisten Orte um einige Millimeter schwankt, und zwar entweder zu ganz bestimmten Zeiten (periodische Schwankungen) oder ganz zufällig (zufällige Schwankungen). Da diese Schwankungen indeß

*) Eine Toise = 6 Fuß.

der Größe nach annähernd bekannt sind, so kann man dessenungeachtet dennoch mit dem Barometer ganz zuverlässige Höhenbestimmungen machen.

Für die Reise erweist sich dazu das Heberbarometer am allergeeignetsten. Wir wollen daher die Einrichtung und den Gebrauch desselben hier näher beschreiben.

Das Heberbarometer ist eine U=förmig gebogene Röhre, deren kleinerer Schenkel oben offen und bei geneigter Lage nur zum Theil mit Quecksilber gefüllt ist, während das längere, geschlossene Rohr in dieser Lage ganz voll Quecksilber ist. Die Scala macht man entweder ihrer ganzen Länge nach beweglich und stellt sie bei jeder Beobachtung so ein, daß ihr Nullpunkt mit dem untern Niveau zusammenfällt, oder man stellt sie fest auf und beobachtet den Stand des obern und untern Niveau. Im ersten Fall kann man die Höhe der Scala direct am längern Schenkel ablesen, während bei der zweiten Einrichtung die Differenz der Säulen im kürzern und längern Schenkel den Stand des Barometers angibt.

Eine dritte Einrichtung ist noch die, daß zwar die U=förmige Röhre fest ist, daß man aber die Quecksilbersäule im kürzern Schenkel bis auf den Nullpunkt herabzuziehen vermag, was sich mit Hülfe eines Lederbodens sehr leicht erreichen läßt. In dem letztern Fall ist der Barometerstand ebenfalls durch eine Ablesung zu erhalten.

Als Grundlage für alle Höhenbestimmungen mittels des Barometers gilt nun der Satz, „daß die Logarithmen der Höhen Unterschiede zeigen, die den Differenzen der Höhe proportional sind", und nach diesem Satz kann man, von einem mittlern Barometerstand ausgehend, leicht die Höhe eines jeden Orts bestimmen.

In der Regel kommt es bei Höhenmessungen darauf an, die Erhebung eines Orts über den Meeresspiegel kennen zu lernen. Zu diesem Ende muß man die Höhe der Quecksilbersäule im Niveau des Meeres kennen. Man hat die letztere zu 760 Millimeter angenommen, obwol, wie wir dies schon oben hervorgehoben haben, dieser Barometerstand durchaus nicht unveränderlich ist.

Von dem größten Einfluß auf den Barometerstand ist natürlich die Temperatur, sowol die der Luft als die des Quecksilbers, da beide Körper sich ausdehnen oder zusammenziehen (sich verdichten), je nachdem die Temperatur steigt oder fällt. Bei jeder Barometermessung müssen daher gleichzeitig die erwähnten Temperaturen beobachtet und später in Rechnung gebracht werden. Hierzu dienen nun Tabellen, in denen man die Zahlenwerthe der Temperaturcorrectionen nach frühern Beobachtungen zusammengestellt hat. Fast von selbst versteht es sich, daß man, um den Höhenunterschied zweier Orte zu finden, die Beobachtungen möglichst gleichzeitig, und zwar mit zwei völlig übereinstimmenden Instrumenten anstellen sollte; daß man ferner bei den Beobachtungen den Ort, wo man das Barometer aufzustellen wünscht, zweckmäßig auswählt, und nicht etwa das Instrument unter einem schattenwerfenden Gegenstand aufhängt; daß man endlich die Beobachtungszeit so wählt, daß sie der Stunde möglichst nahe liegt, in welcher das Barometer das tägliche Mittel angibt.

Wir wissen sehr wohl, daß auf der Reise diese Bedingungen sich nicht immer nach Wunsch erfüllen lassen; allein häufig genug schenkt man ihnen, in der Meinung, daß auf solche Kleinigkeiten wenig ankomme, viel zu wenig Aufmerksamkeit, und erhält auf diese Weise dann nur höchst mangelhafte Resultate.

Alle Höhenablesungen geschehen mittels des Mikroskops, und verlangen, falls sie irgend Anspruch auf Genauigkeit machen sollen, die größte Aufmerksamkeit; ebenso ist die Kenntniß der geographischen Breite (wenigstens annähernd) erforderlich, da bekanntlich die Schwerkraft nach dem Aequator hin ab-, nach den Polen zunimmt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

